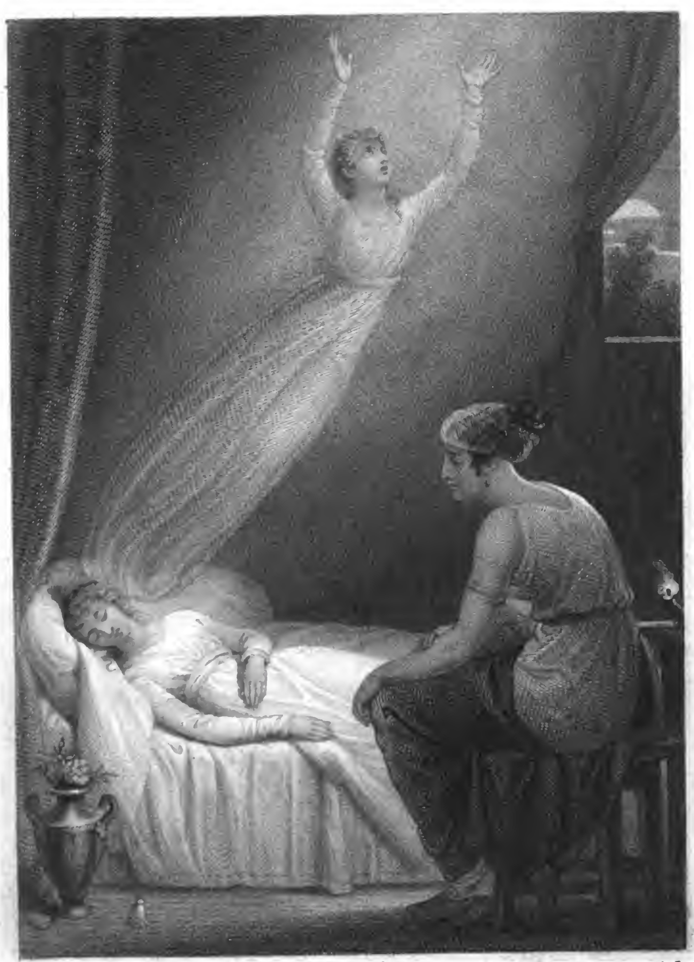



Dei
Sub Numine
Viget





H. Corbould pinx.t   S. Davenport sculp.t

EUPHROSYNE.

Taschenbuch

für

Damen.

Auf das Jahr 1829.

Mit zehn englischen Kupfern.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Inhalt.

Seite.

Erklärung der Kupfer V

Albrecht Dürer in Venedig, Lustspiel von Eduard von Schenk. 1

Gedichte von H. Heine. 65

Acerbi. Novelle von W. Alexis 73

Gedichte von Jos. Christ. Baron Zedlitz 249

Der Rezensent. Novelle von A. v. Tromlitz . 257

Trost in Briefen, von Tiedge 412

Einladung nach der Insel Palmaria, vom Grafen von Platen 414

Die beiden Schwestern. von Elise von der Recke 417

Lieder von Karl Felder 419





Erklärung

der

Kupfer.

1.

Fatime und Euphrosyne.

(Fathime and Euphrosyne).

Titelkupfer.

Was blickst Du, Mutter, nach dem stillen Lager
Der Schlummernden, und hütest ihren Schlaf? —
Was lauschest Du auf jeden Lebensodem,
Der nur noch matt der wunden Brust entsteigt?
Hoffst Du dem Tod die Beute abzuringen?
Glaubst Du die eigne Brust ihm willig bietend
Dein Kind zu schützen vor dem sichern Pfeil,
Dem keine Brust, kein sterblich Herz entgeht?
Glaubst Du des Todes kalte Hand sie breche
Die Knospe nicht, nur die Entblätterte? —
Du irrst! — Er senkt die Fackel, wenn sie hell
Noch flammt, wenn sie, schon halb erloschen, kaum
Noch glimmt. Blick auf die Lilie, die zerknickt
Am Boden liegt, sie sank und kaum entfaltet
Verwelkt sie duftlos. — Auch die Jugend sinkt;
Der Tod raubt oft dem Frühling seine Blüthen
Und windet ohn' Erbarmen Ros' und Lilie
In seinen Kranz von traurenden Cypressen.

Warum die Thräne, Mutter! — Schau zurück
Auf Deines Lebens sorgenvolle Bahn.
Stiefmütterlich begabte die Natur
Das Weib: Nur Augenblicke schenkt sie ihm

Zur Blüthe, Stunden nur zur Reife, Jahre,
Ach traurig lange Jahre zum Verwelken.
Wie wenig Stunden von der Kindheit Spiel
Bis zu dem ernsten Wirken des Berufs!
Kaum hat mit stiller Sehnsucht sich zum Kranz
Die Jungfrau Blumen abgepflückt, so welken
Sie schnell, wenn in die goldnen Locken sie
Die Myrtenkrone flicht. Was sehnsuchtsvoll ihr einst
Die Brust geschwellt, wohin auf Flügeln
Die Phantasie sich träumend aufgeschwungen,
Was Liebe, was der Sehnsucht Zauberschwingen
Mit magisch schönen Farben ihr gemalt,
Tritt nun entzaubert schmucklos vor sie hin;
Vergangenheit schwebt wie ein Morgentraum
An ihr vorbei, eintönig wie das Picken
Der Stundenuhr, schleicht Gegenwart, und Zukunft
Zeigt nur dem Blick ein ernstes trübes Bild! —

Du schüttelst zweifelnd Dein gebeugtes Haupt,
Und folgst der Hoffnung trügerischem Schimmer? —
Wo Liebe Blüthen knickt, da sinkt die Blume
Und keine Thräne schützt sie vor Verwelken.

Wohl dem, der schon aus seiner Frühlingswelt
Zurück zur Heimath kehrt, wo keine Blume
Verwelkt, kein Sommer drückt, kein Herbstwind rauscht,
Die falben Blätter über Stoppeln jagend,
Kein Wintersturm die greisen Locken schüttelnd,
Mit Schnee die Flur, so wie das Herz bedeckt!
Dann ist der Tod ein treuer Freund, der nur
Zu sanftem Schlummer uns die Augen schließt,
Der aus dem Labyrinth des Lebens uns entführt
Und zu dem bessern Seyn uns aufwärts trägt! —

Drum tröste Dich, Du armes Mutterherz! —

Es einte heil'ge Liebe Euphrosyne
Und Carlo innig, der, zu Hellas Schutz
Vom fernen Napolis herbeigeeilt,
Die Holde sah an Missolunghis Strand.
Fatime segnete der Liebe Bund,
Der Vater sah mit freudetrunkenem Blicke
Der Tochter Neigung sich entfalten, sah
Mit Stolz auf seines Eidams Krieges-Ruhm.
So schwanden Euphrosynens Frühlingstage,
Die Liebe wand ihr täglich frische Kränze;
Und selig in beglückter Gegenwart
Stand ihr die Hoffnung überall zur Seite.

Doch leicht geschürzt, beflügelt ist das Glück,
Es weilet selten treu an einer Stelle;
Ein flüchtig Lächeln — und es schwebt dahin
Und läßt nur Täuschung hinter sich zurück —
Wo noch des Schicksals finstre Mächte walten,
Da wähne keiner fest das Glück zu halten.

Es naht der Feind! — Das laute Schlachthorn schallt
Von Berg zu Berg, von Thal zu Thale wieder,
Es ruft die Streiter Hellas auf zum Kampf.
Auch Carlo hört den Ruf und folgt. — Er tritt
Zum Streit gerüstet ein zu der Geliebten
„Hörst Du den Schlachtruf, Euphrosyne!“ spricht
Er jauchzend — „Schwer ist Trennung, aber herrlich
Der Kampf für Freiheit und für Recht — Leb wohl!“ —
Sein Arm umschlingt noch einmal Euphrosyne,
Sie ruht noch einmal an der theuren Brust,
Und blickt ins Flammenauge der Geliebten.
„Ich bleibe treu Dir, Carlo, auch im Tode!“
So stammelt leise noch ihr Rosenmund,
„Schlägt Deine Stunde, sey sie auch die Meine!“ —
Der letzte Liebeskuß besiegelt diesen Schwur,

Der letzte Druck von ihrer treuen Hand
Bekräftigt ihm das heil'ge Wort — da tönt
Der Schlachtgesang der Griechen, und er reißt
Sich los. „Leb wohl! Geliebte, lebe wohl!"
Dieß rufend stürzt er fort ins Schlachtgetümmel.

Sie kehrt zurück. Von unnennbarer Angst,
Von Schmerz durchzuckt, von Ahnung bang durchschauert
Sinkt mit Ergebung sie auf's Lager hin,
Den starren Blick nur himmelwärts gehoben. —
Doch bleicher wird die Wange, leise nur
Und immer leiser hebt ihr Busen sich,
Die Lebensflamme flackert immer matter;
Und als die Dämmrung ihren Schleier breitet
— Noch immer aus der Ferne brüllt die Schlacht —
Schließt, ihre Hände faltend, sie die Augen
Und scheint in stiller Andacht sanft entschlafen.

Bewach', o Mutter, ihren tiefen Schlummer
Bewach' ihn sorgsam, daß ihn niemand stört! —

Doch sieh! welch freundlich Lächeln schwebt so sanft
Um ihren Mund, ein heitrer Traum scheint es
Hervor zu rufen — Sieh! wie sich die Brust
Jetzt hebt, wie tief sie aufseufzt — flackernd flammt
Die halb verloschne Lampe plötzlich auf —
„Was willst Du mattes Licht mit Deiner Flamme? —

Horch, wie der Donner des Geschützes rollt —
Jetzt! — Jetzt! — sank Carlo, eine Kugel traf
Sein Herz — er stirbt — Es dringt der letzte Seufzer
Der wunden Brust zu ihr, sie fühlt mit ihm
Den Todes Schmerz; und treu dem heil'gen Schwur,
Zerspringt die Seele ihre ird'schen Bande,
Bricht sich die Bahn, schwingt fessellos empor

Pub by R. Ackermann, London 1823



J. Stephanoff del. R. Humphrys sculp.

THE PR[illegible]

Pub. by R. A[illegible]

Vereint mit ihm zum Himmel aufzuschweben
Und einzugehn zum schönern bessern Leben.

Sieh nicht so starr auf Dein entschlafen Kind,
O Mutter! — Ihr ist wohl! — Gönne ihr die Ruh!

2.

Der Antrag.

(The Proposal).

Der Augenblick ist gekommen, den jede Mutter so sehnsuchtsvoll erwartet, den sie seit Jahren sich so freundlich ausgemahlt hat; der Augenblick, wo sie die Tochter mit der frohen Nachricht überraschen kann, daß die geheimen Wünsche ihres Herzens erfüllt sind. Schon am Morgen erhielt sie von dem jungen Mann, zu dem ihr Kind eine stille Neigung hegte, einen Brief, in welchem ein zweiter an ihre Tochter eingeschlossen war. Sie hatte wohl bemerkt — und was sieht nicht das scharfe Auge einer Mutter! — daß ihre Tochter dem jungen Manne nicht gleichgültig sey; aber ein dunkles Gerücht, er sey einer andern verlobt, der nämlichen, die hinter ihnen steht, und die wahrscheinlich sein Bild aus ihrem Busen zieht, um es mit Heftigkeit von der goldenen Kette loszureißen, ließ sie immer noch für das Glück ihres Kindes fürchten. Sieht man jedoch die liebliche Tochter, so spottet man der mütterlichen Furcht; denn solch freundliches Gesicht ist ja unwiderstehlich; solch sprechendes Auge dringt zum Herzen.

Nach einem langen Eingang, nach einer herzlichen Ermahnung, nie ein Glück mit Leidenschaft zu erfassen, und zu jedem Schritte des Lebens, selbst zu dem wünschenswerthesten mit Bedacht den Fuß zu heben vielleicht auch mit einem kleinen Triumph über die verlassene Ne=



benbuhlerin, hat die Mutter, auf deren noch immer schönem Gesicht die reinste Freude strahlt, der Tochter den Brief gegeben. Sie glaubt ihr Kind zu überraschen; aber der Brief wird erwartet; ein leise zugeflüstertes Wort, das der Geliebte gestern beim Abschiede sprach, ließen sie es ahnen, daß heute der Tag der Entscheidung sey. Aber die Gluth, mit welcher er seine Empfindungen in dem Briefe schildert, die feste Betheurung seiner unwandelbaren Liebe, die heiligen Schwüre ewiger Treue hatten sie dennoch überrascht und eine kaum geahnete Welt vor ihr geöffnet. Staunen und Freude spricht aus den lieblichen Zügen ihres Gesichts; ihre Rechte scheint zitternd den Brief zu halten, während die Linke in der Hand der Mutter ruht. Ist der Zweig, den sie hält, ein Myrthenreiß, das sie unter Ahnen und Sehnen brach? Oder ist es eine entblätterte Blume? — Mich dünkt es fast so. Dann hält die Arme, schon das Bild der Vergänglichkeit in ihrer Hand, ein gleiches Schicksal könnte sie treffen, wie jener, die hinter ihr mit zornigem Blick auf sie herabsieht, und die dunklen Wünsche, die lautlos für sie ihren Lippen entfliegen, könnte wohl ein finsteres Geschick erfüllen. Aber blicke mit deinen frommen Augen nicht zurück, nicht vorwärts. Hinter Dir steht der Neid, und was vor Dir liegt, die verschleierte Zukunft decke nicht auf; überlasse es dem Schicksal. Sieh nur um dich! hier eine liebende glückliche Mutter. dort eine treue Freundin, die in deinem Auge den Inhalt des Briefes zu lesen hofft, und so traulich ihren Arm auf Deine Schulter legt, daß man glauben muß: auch ihr, sey schon die Seligkeit eines solchen Augenblicks geworden und sie fühle in ihrem eigenen Glück das Glück der Freundin doppelt.

Mögen die blühenden Rosen, welche Deinen Sitz umgeben, lieblich Holde, Dir ein Bild deines zukünftigen Lebens seyn, so wie die Knospen es von deinem jetzigen sind! Mögest Du immer, wenn die Mittagssonne

Pub. by R. Ackermann. London, 1829.

H. Thomson R.A. del.t *W. Finden sculp.t*

THE IDLE SCHOOLBOY.

Pub. by R. Ackermann London. 1829.



des Lebens brennt, einen schützenden Baum finden, der Dir Schatten gibt, und dein Gesicht bei allen Stürmen des Lebens so heiter seyn, wie jetzt, wo Du die süßen Liebesworte in langen Zügen in Dich einsaugst. Aber die seligen Augenblicke der ersten Liebe gießen nur einmal ihren mächtigen Zauber in des Menschen Brust. Die Zeit löst, das Schicksal zerstört ihn.

3.

Der träge Schulknabe.

(The idle Schoolboy).

Die göttliche Faulheit, welche Schlegel in seiner Lucinde, die ich übrigens die Frauen, nicht zu lesen, bitte, als das größte Glück des Lebens, als die schönste Gottesgabe schildert, steht hier lebendig vor uns; ein Knabe, in dessen Gesicht, in dessen Haltung der Künstler das Abgespannte der Trägheit trefflich geschildert hat. Gewiß erst nach langem Sinnen und Ueberlegen hat er den Muth gefaßt, auf dem kürzeren Weg nach dem Schulhause über die Vermachung zu steigen, und nach diesem Riesenwerk steht er nun, nicht dem Hafen der Ruhe, der lästigen Schulstube so nahe, daß es ihm unmöglich wird, ohne eine Ruhestation sich hin zu begeben. Er stützt sich mit seiner Linken an die ihn bergende Mauer, während der Rechten die schwerste aller Bürden, sein Büchersack, anvertraut ward, worin wir aber fast mehr Nahrung für den Magen, als für den Geist vermuthen. Die arme Hand senkt sich traurig und ermattet und überläßt es nur dem Arm, das Uebrige zu thun. Sein halbgeschlossenes Auge heftet er traurig auf den Weg, den er noch zu durchschreiten hat, und die Beugung seines Kopfes, der sich nach der entgegengesetzten Seite wendet, deutet sicher auf Widerstreben, in jenes

nahe Thor einzugehn, wo die hohen Bogenfenster schon in der Ferne ein ehemaliges Kloster, und jetzt noch klösterliche Zucht beurkunden. Ueber ihm kriecht sein Ebenbild, die Schnecke; sie könnte Gelegenheit zu einer Wette geben, denn es bleibt zweifelhaft, wer von ihnen beiden wohl zuerst die Mauer umkriecht. Ich wette für das Thier; denn steht der Knabe noch einige Minuten in dieser Stellung, so schließen sich seine Augen ganz, und er verschläft die Zeit.

Und doch, trotz dem, daß er heute und vielleicht noch öfter an der Mauer die Zeit verschlafen hatte, gelangte der edle Harry Brenze zur Universität nach Cambridge, lernte dort so wenig als in der Schule seiner Geburtsstadt, und sein Name hat sich dort eines lustigen Streichs wegen, den man ihm spielte, bis auf jetzige Zeit erhalten.

Untheilnehmend an allen geselligen Freuden, stumpf gegen alle Gefühle, war Harry die Zielscheibe des Witzes; aber, weil er gutmüthig und gefällig gegen Jedermann sich bezeigte, wurde er von Allen geliebt. Weder Neckerei noch irgend ein anderer Sporn konnte seine Trägheit in Bewegung setzen; er repetirte, ließ es sich trefflich schmecken, und kümmerte sich wenig um die Wissenschaft.

Einst versicherte ihm Einer seiner Kameraden, daß es sich nirgends besser einschlafen lasse, als unter den sanften Tönen der Musik. Dieß zu versuchen, bestimmte ihn, in ein Konzert zu gehen, wo ihn sein Schicksal neben eine junge Dame führte, die wahrscheinlich sein Schweigen für Schüchternheit haltend, ihn freundlich anredete und eine Unterhaltung anzuknüpfen suchte; aber ihr Mühen war vergebens. So weit geöffnet seine Augen auch auf ihr ruhten, so fest verschlossen blieb sein Mund, und selbst der Liebe, die sich bei ihm eingeschlichen, war es nicht gelungen, ihn redselig zu machen. Aber der Schlaf hatte sich während der Musik nicht eingestellt; auch am Abend, in seinem Leben zum ersten Male floh er ihn; nicht Porter, nicht Rostbeef wollte ihm schmecken, und

Ruhe suchend entdeckte sich sein gequältes Gemüth dem, der ihn ins Konzert zu gehen überredet hatte.

Dieser rieth ihm, an die Schöne zu schreiben, wenn es ihm an Worten und Muth gebräche, und da er sich hierzu nicht im Stande fühlte, übernahm es der falsche Freund. Der Brief geht ab, die Antwort kommt zurück, eine Antwort, die selbst den trägen Harry aus seinem Gleichmuthe brachte. Versicherung der Gegenliebe, eine zärtliche Einladung, heute Abend in der Dämmerstunde zu der, ihn sehnlich erwartenden Geliebten zu kommen, war der Inhalt dieses, Harry's glimmenden Lebensfunken entzündenden Briefes. Er faßte sich ein Herz, studirt mit äußerster Anstrengung auf einige Worte, mit denen er der Dame sein Herz zu Füßen legen will, und beschließt endlich, sich mit der Versicherung aus der Verlegenheit zu ziehen, daß seine Gefühle zu mächtig wären, um sie in Worten aussprechen zu können; eine Floskel, die schon Manchem aus der Noth half.

Er eilt nach seiner Art, das heißt, er geht ruhig nach dem bezeichneten Hause, wo Alles den höchsten Wohlstand zeigt, eine Menge Diener ihn mit lästiger Höflichkeit empfangen, und nach dem Zimmer der Geliebten führen. Mit klopfendem Herzen tritt er ein, und bleibt, die Augen niederschlagend, an der Thüre stehen. — „Treten Sie näher, lieber junger Mann!“ kreischt ihm eine widrige Stimme entgegen. Er schlägt bei diesen fremden Tönen die Augen auf, und bleibt vor Schreck erstarrt und unbeweglich stehen. Eine lange hagere Figur, in deren Gesicht die Zeit tiefe Furchen grub, die jedoch die Kunst mit Lilien und Rosen deckte, erhob sich in ihrem rauschenden Atlasgewande vom seidenen Sopha, und trat mit jugendlich flüchtigem Schritt auf den Erschrockenen zu. „Fassen Sie Muth!“ sprach sie, einen zärtlichen Blick auf ihn werfend, „fürchten Sie nicht, mir durch Zeichen Ihrer Liebe zu mißfallen.“ Bei diesen Worten war sie ihm nahe gekommen, streckte ihre knöcherne Hand

nach ihm aus, und, als sey es der Tod, der ihn erfassen wollte, so eiskalt durchrieselt es sein Gebein. Er sah starr auf die herbstliche Jungfrau, schüttelte schweigend sein schweres Haupt, dann neigte er es fast unmerkbar, drehte sich langsam, schritt, ohne ein Wort gesagt zu haben, zur Thür hinaus und kam nicht wieder. Am andern Tage verließ er Cambridge und seinen falschen Freund, und war für immer von der Liebe geheilt.

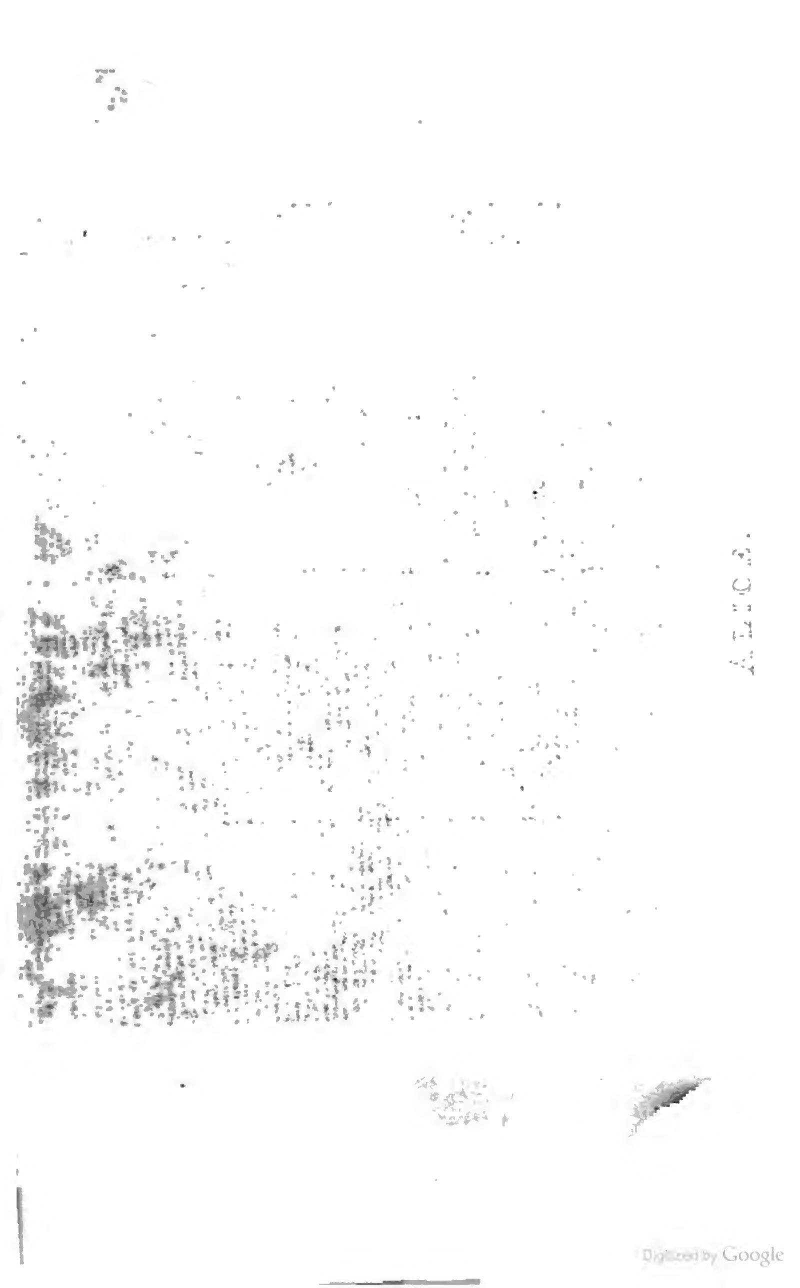
Armer Junge! mußtest Du doch noch wider Willen etwas lernen, nämlich, daß es klüger ist, Liebesbriefe selbst zu schreiben, als schreiben zu lassen.

4.

A l i c e.

(Alice).

Die lächerlichste aller Gestalten ist ein alter Freier, wenn er neben einer jugendlichen Schönen steht und aus der Rumpelkammer veralteter Galanterie die schönen Floskeln hervorsucht, mit denen er das jugendliche Herz zu bestürmen hofft. Unter diesen Thoren gibt es mancherlei Arten. Die alten Hagestolzen, welche in ihrer Jugendzeit wohl manches Herz, manches heirathslustige Mädchen gefunden hatten, das seine Angel nach ihnen auswarf, mit welcher sie dann spielten, ohne anzubeißen, sind die eine Art dieser komischen Figuren. Sie vertändelten ihre Jugend und pflegen dann in reiferem Alter das Ziel und die Hoffnung aller bejahrten Jungfrauen zu seyn. Hier wird es ihnen freilich leicht, die goldene Freiheit zu behaupten, bis in späterer Zeit das schalkhafte Auge einer Dirne den ewig Flatternden mit einem einzigen Blicke in seinem Netze fängt. Sein Geld war der Magnet, mit dem er anzog, und glücklich, daß ihn dieß seine Eitelkeit nur selten fühlen läßt. Er tritt mit





C.R.Leslie R.A. pinx^t Joseph Goodyear sculp^t

ALICE.

großen Erwartungen zum Altar, und fühlt sich gemeinhin bald getäuscht. Einen solchen finden wir hier nicht abgebildet.

Eine andere Art sind die lebenslustigen Männer, die dem Weine, der Tafel, und einem ungebundenen Leben Alles opfern und denen deßhalb eine gute Köchin die Ehehälfte sattsam ersetzt. Sie sehnen sich nicht in den Ehestand, wo der Eigensinn der Frau nicht so schmiegsam, als die Dienerin seyn, und Kindergeschrei ihre behagliche Ruh' unterbrechen könnte, bis das Keifen und Schelten der nach und nach herrisch gewordenen Wirthschafterin ihnen endlich lästig wird, und sie nun der Ruhe wegen das suchen, was sie sonst der Ruhe wegen flohen. Solche Alten sehen sich dann gemeiniglich nach einem frommen, einfachen behaglichen Mädchen um, dessen stilles Wesen sich mehr zu einer Pflegerin, als zu einer gebietenden Frau eignet. Täuschen sie sich nicht bei der Wahl, so kann es bisweilen gut gehen; zuweilen aber finden sie nur eine zu gute Haushälterin, die nach und nach die fröhlichen Tischgenossen aus dem Hause treibt und blos des Mannes Gesundheit wegen die Hungerkur mit ihm vornimmt. Ein solcher könnte leicht der wohlgenährte Alte auf dem Lehnstuhl seyn; aber da Alice, seine Tochter, neben ihm steht, muß er es schon früher gewagt haben, eine Gattin für sein Haus sorgen zu lassen.

Eine dritte Klasse, und die wohl am meisten Carrikatur ist, sind die alten Muscadins, die von Jugend auf nur halbe Männer und ganze Gecken waren, und, in der Schule der alten Jungfern gebildet, es für ein Unglück halten, wenn sie die Gelegenheit, einer Dame etwas Schönes zu sagen vorbei lassen müssen. Duftend, wie eine Bisambüchse, in alle Farben der Mode zierlich gekleidet, konnten sie in ihrer Jugend mit Schmetterlingen verglichen werden, die von Blume zu Blume flatterten; im Alter gleichen sie Motten, die um jedes Licht buhlend sich drehen, bis sie sich doch endlich die

Flügel versengen. Es sind die glücklichsten Menschen von der Welt, so von sich eingenommen, daß nichts sie in ihrer Selbstzufriedenheit stört. Entschließen sie sich endlich, sich die Flügel binden zu lassen, so treffen sie sicher unter Allen die schlechteste Wahl. Ihre Eitelkeit führt diese männlichen Coquetten zu einer listigen Dirne, die hoffnungslos selbst nach diesem parfümirten Automate mit Freuden fasset, um an ihm sich aus dem Schiffbruch zu retten. Sie waren stets als Männer verächtlich, als Ehemänner sind sie zu beklagen. Auch einen solchen finden wir hier nicht.

Aber die vierte Art dieser Hagestolzen, die endlich doch Amors Herrschaft anerkennen müssen, treffen wir hier auf dem vorliegenden Blatte. Jene lange Figur, deren Feder auf dem Hut, deren Haar und Mantel gleich dünn und schlotternd herabhängen, deren Gesicht ausdrucklos über etwas zu staunen scheint, und welche die Hände erschrocken faltet, aber nicht, wie ein guter Christ zu thun pflegt, sondern auf seine eigene Art, ist sicher ein solches herzloses Wesen. Irren wir uns nicht, so gehört er zu den ausgetrockneten Seelen, deren Geldgier jedes Lebensmark genommen, jeden Lebensfunken verlöscht hat; man trifft diese Art meist unter dem Stande der Kaufleute und der Advokaten. Sie wenden und krümmen sich durchs Leben, hungern aus Angst zu verhungern, und haben nichts, woran sie Freude finden, als ihren gefüllten Seckel. Die Liebe hat nur der goldenen Flügel wegen, womit die Dichter so freigebig sie ausstatten, Werth für sie und die Frauen sind ihnen lästige Kreaturen, die Gott wohl hätte bei der Schöpfung weglassen können. An ihrer herzlosen Brust prallt Amors roseumwundener Pfeil, wenn er nicht mit Gold befiedert ist, stets ab; wenn er aber trifft, und nur noch e i n e n Funken, den er entzünden kann, findet, dann setzt er auch schnell und furchtbar das ausgedorrte Herz in Feuer; denn je trockener das Holz, desto lichter die Flamme.

Der hier vor uns Stehende hörte von Alice, der niedlichen einzigen Tochter eines lustigen, aber reichen Mannes. Der böse Feind ließ ihn bei Tag und Nacht die Goldsäcke sehen, die in ihres Vaters Truhe liegen sollten, und nach langem Ueberlegen und hin und her Wägen wurde die Speculation, und der Gang zur Hebung des Schatzes gewagt. Aber schon im Vorhaus schickt ihm der Versucher eine Dirne in den Weg, die sich auf sein Befragen, wer sie sey, als die Köchin des Hauses vorstellt. Eine niedlichere Gestalt, schelmischere Augen, einen rosigeren Mund, ein paar verführerischere Grübchen sah er noch nie, und als habe ein Blitzstrahl sein Herz getroffen, so rasch zündete ihr Flammenblick. Er streichelte ihr das runde Kinn, schaute lüstern in ihr Schelmenauge, und faßte selbst — eine unerhörte Begebenheit seines Lebens! — in die Tasche, eine kleine Münze suchend, die er ihr bieten wollte. Die Kleine entzog sich aber dieser seltenen Gunst, und entschlüpfte.

Sinnend stand er jetzt an der Treppe. Sollte er, nach dem, was er hier gesehen, seine Hand nach einer andern strecken? Sollte er hinaufgehen, um die Tochter zu werben? oder sollte er sich um die Gunst der niedlichen Köchin bemühen? Noch war er zweifelhaft, als er mechanisch das Geld wieder in den Seckel steckte. Aber bei diesem melodischen Ton war jeder Zweifel gehoben; der Klang des Geldes trieb ihn hinauf, wo er den Alten, wie wir hier sehen, im Lehnstuhl bei einem Becher mit Wein in fröhlicher Stimmung fand.

Er brachte nun in wohlüberlegter Rede sein Wort an; der Alte hörte ihm aufmerksam und freundlich zu, und erwiederte, da er geendet: daß er die Wahl ganz der Neigung seiner Tochter überlasse, die er auch sogleich mit lauter Stimme rief. Die Thür öffnete sich, das Mädchen, welches ihn auf der Hausflur entzückt, trat ein, und verneigte sich züchtig. „Alice!“ sagte der Vater —



„Dieses ist Alice, Eure Tochter?“ unterbrach ihn der Alte erstaunt, und als erscheine ihm eine Heilige, so stand die Jungfrau, mit goldener Glorie verschönt, vor ihm.

„Ja, ich bin Alice, ehrwürdiger Herr,“ sagte das Mädchen, sich nochmals verneigend, und warf einen solchen schelmischen Blick auf den noch ganz Erstaunten, daß er ihm doch fast zu schelmisch war.

Nun machte der Vater, schon im voraus der muthwilligen Tochter Entschluß kennend, sie mit dem Wunsch des Lizentiaten beider Rechte bekannt, und befahl ihr, den ehrenwerthen Antrag zu beantworten.

„Herr!“ sagte Alice, ihn von allen Seiten höhnisch betrachtend. „Ich glaube, wir passen so wenig zusammen, wie Rose und Hagebutte, und da Ihr Euer Liebchen auch in der Küche sucht, so werdet Ihr wohl ein anderes finden, als mich.“

Der arme Freier kehrte mit diesem Körbchen heim, schloß dort sein Heiligthum, den großen eisernen Geldkasten, auf, nahm Beutel vor Beutel heraus, drückte sie an sein Herz, ließ die Goldstücke darin leise erklingen und sagte dann aus der Tiefe seines Herzens: „Ihr allein seyd ächtes Gold, und sollt meine einzigen Lebensgefährten bleiben. Ihr vollwichtigen Rosenobles, ihr seyd die wahren Rosen des Lebens, sollt nie zu Hagebutten einschrumpfen und — wir passen zusammen.“ Dieß sagend warf er den Kasten zu, und soll seitdem weder in Küche noch Prunkzimmer sich ein Liebchen gesucht haben.

Nehmt eine Lehre daran, Ihr alten Hagestolzen! — Nur ungern schmiegt sich die Rose an die Hagebutte; nehmt den Frühling in Acht, — im Herbst ist bös freien.



W. F. Witherington del.t J. Romney sculp.t

5.

Eine ländliche Küche.

(Cottage Kittchen).

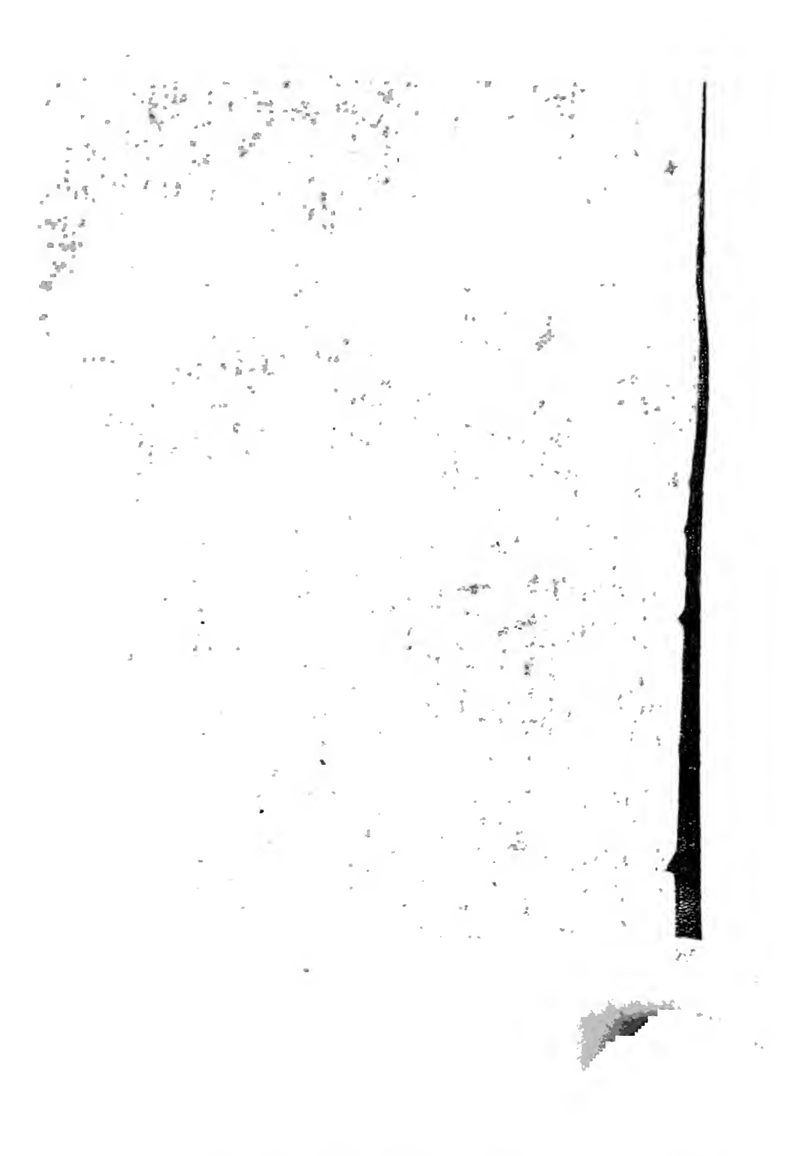
Wir werden hier in eine ländliche Küche Englands eingeführt, die, wie es scheint, zugleich als Wohnzimmer der Familie gebraucht wird. Sie ist in so Manchem von den unsrigen verschieden. Das weiße in Fülle herabhängende Tischtuch, der reinliche Anzug der Hausfrau, welche das Auge bedächtig auf ihrer Arbeit ruhen läßt, die niedlich gekleideten Kinder, wo uns der Anzug des Knaben fast zu anständig scheint, besonders der Porterkrug und der Rest einer Hammelkeule, die einstweilen den Tisch zieren, lassen auf Wohlhabenheit schliessen. Der Hausherr, der sich wahrscheinlich nach vollendeter Arbeit, an einem stürmischen Herbsttage bei dem prasselnden Feuer sich zu erwärmen, niedergesetzt hat, während im großen Kessel die Suppe noch kocht, will einen Brief oder eine Rechnung durchlesen, und da er sogar hierzu die Brille aufgesetzt hat, so glauben wir fast, daß es eine Rechnung war, die er noch in seiner Hand hält, und in deren Durchsicht er durch den Lärm der Kinder gestört scheint. Auch er ist reinlich, und nichts weniger als ärmlich gekleidet; seine kleinen Kamaschen mit ihren blanken Knöpfen, der weite Oberrock, besonders aber der weiße Hemdekragen, der über dem schwarzen Halstuche hervorsieht, zeigen den wohlhabenden Landmann. Die Stall-Laterne, die freilich etwas hoch an dem Balken hängt, deutet auf den nahen Pferdestall, und das fünfte Paar Messer und Gabeln auf dem gedeckten Tisch auf einen noch fehlenden Mitesser. Wir sollten aus den am Feuer stehenden Pantoffeln fast vermuthen können, daß es eine Großmutter sey, die in solcher rüstigen Familie selten fehlt, so wenig, wie der treue Hund, durch

dessen Hülfe sich die Kinder zu ihrem künftigen Berufe vorbereiten, indem sie ihren kleinen Wagen, den der ungeduldige Phylax umgeworfen zu haben scheint, mit allerlei Utensilien und Spielsachen bepacken. Die Katze, dieses so nothwendige Hausthier, vermissen wir.

Uebrigens scheint uns diese Küche sehr geräumig, und fast ein wenig zu hoch. Denn ohne auf einen Stuhl zu steigen, kann weder die Hausfrau zu ihrem über dem Kamine hängenden Hute, noch der Hausherr zu seinen Stiefeln, vielweniger zu der Laterne gelangen. Das Tellerbrett, worin in zwei Reihen bedeutend große Teller stehen, kommt uns etwas gefährlich vor, und wir fürchten, die muntern Kinder mögen wohl zuweilen bei ihren Spielen einige der hervorstehenden zerbrechen. Der Regenschirm, der, seiner Steife wegen, gewiß von Wachsleinwand ist, kann uns auch zum Beweis dienen, daß die Armuth in dieser ländlichen Hütte nicht eingekehrt ist.

Ueber das Ganze breitet sich Ruhe; es ist die Zeit der vollbrachten Arbeit, wo Speise und Trank den erschöpften Körper wieder stärken sollen; selbst der Hund ruht in seiner Beschäftigung.

Aber eine Bemerkung dringt sich uns auf: Soll das Blatt uns das Bild der Ruhe in einer Hütte (Cottage) geben, wie die Unterschrift des Blattes sagt, so möchte ich wohl wissen, worin die Millionen wohnten, welche in Alt-England die Armentaxe erhalten. Für eine Hütte ist Küche und Bewohner stattlich genug.



Pub. by R. Ackermann, London 1829.

t
k

v
ti
ii

T
ge
ia
in
ist

I. Clennell del.^c

Pub. by R. Ackermann, London 1829.

6.

Der blinde Pfeifer.

(The blind Piper).

Wo willst du hin, Du alter Spielmann, weile,
Nimm Deine Pfeife, flöte uns ein Lied.
Setz auf den Hut, der Herbstwind weht schon kalt
Und treibt die feuchten Nebel übers Meer.
Laß eine Weise uns aus Deiner Heimath hören,
Die Kleine, die so sorgsam für Dich wacht,
Dich stützt und leitet, singt wohl auch dazu,
Denn, wer Dich stets von früh bis Nachts begleitet
Und Deine Lieder hört, dem locken sie
Die Töne wohl aus eigner Brust hervor. —

„Herr," spricht der alte Spielmann, „wie ihr wollt.
Gern pfeif ich Euch ein Lied aus meiner Heimath —
S'ist lange her, daß ich sie nicht gesehn —
Ein Blinder sehnt sich nicht so recht nach ihr,
Denn ihre Pforten sind für ihn verschlossen —
Und wenn er heim kehrt, ist es immer Nacht.
Tappt er nun auch auf wohlbekanntem Pfad,
Ihm wohl bekannt aus guter bessrer Zeit,
So grüßen ihn doch nicht die lieben Stellen;
Kein Baum, den er als Knabe selbst gepflanzt,
Nickt ihm im Wogen seiner Zweige Gruß
Und Willkomm' zu; der Hütte moosig Dach,
Das weit man auf der Haide sieht, winkt ihm
Nicht zu, die Schritte zu beflügeln; nur
Der Wasserfall, an dem die stillen Gräber
Der Väter stehn, nur dieser murmelt ihm
Wie sonst den Gruß der Abgeschied'nen zu,
Die in des Wassers Rauschen, in dem Lispeln
Der alten Espe leise zu ihm flüstern.

„Komm bald zu uns, Du armer blinder Spielmann,
Dein Auge schloß sich schon. — Dein Grab steht offen.
Was tappst Du noch und schleichst durchs düstre Leben?
Komm zu dem Quell, und leg Dich dort zur Ruh."
„Vernehm ich so das Mahnen aus den Zweigen
Und ladet murmelnd mich der Wasserfall
Zur Ruhe ein, dann wink ich meinem Kinde,
Sie führt mich dann zum schatt'gen Rasensitze,
Wo ich als Knabe spielte, und als Mann
In Freud und Noth mein Weib umfangen hielt.
Statt ihrer drückt der Blinde jetzt sein Kind
An's Herz, nimmt seine Pfeife, haucht in sie
Die Seufzer seiner Brust, und sie die treue
Die alte Freundin gibt ihm dann die Seufzer
In sanften wehmuthsvollen Tönen wieder,
Die aus der guten Zeit ihm die Erinnerung
Auf ihren leisen Flügeln freundlich bringen. —
Und braust auch zürnend dann der Wasserfall,
Und rauschen durch der Espe schlanke Zweige
Die Geister meiner Väter zürnend hin,
Dann drück ich Emmy an mein pochend Herz
Und fühle tief, daß auch dem blinden Spielmann
Das Leben noch manch süße Stunde bietet,
Und dem geschlossnen Auge alles nicht
Verborgen liegt — Steht doch das liebe Kind,
Verschönt vielleicht, vor meinem innern Auge,
Und fühl ich doch die kindlich zarte Sorge,
Mit der sie mich von Schloß zu Schloß, von Hütte
Zu Hütte leitet. Ja! für sie, für sie allein
Tönt meine Pfeife, ihre Melodie
Dringt nur für sie zum mitleidsvollen Herzen,
Und oft, wenn ich vernehme, wie man mich,
Beklagt, daß ich ein blinder Spielmann bin,
Und mir deshalb die Gabe gern verdoppelt,
Dann dank ich Gott, daß ich ein blinder Mann,
Und für mein Kind ein Liedchen pfeifen kann.

Pub. by R. Ackermann. London. 1829.



A. E. Chalon R.A. del.t — F. Englehart sculp.t

FROLIC IN A PALACE.

Pub. by R. Ackermann, London, 1829.

7.

Der Schwank im Pallaste.

(Frolic in a Palace).

Der Chronikenschreiber, der uns folgende Anekdote mittheilt, die zu dem vorliegenden Kupfer den Stoff gegeben hat, sagt zwar, daß die lustige Begebenheit am französischen Hofe geschehen sey, nicht aber am Hofe des wievielten Ludwigs. Dem Kostüm und selbst dem Scherze nach müßte man glauben, es sey während der Regentschaft des Herzogs von Orleans geschehen, wo der Hof zu solchen lustigen Schwänken wohl aufgelegt war.

Ein alter Hofkavalier, den wir hier im Galakleide eingeschlummert sehen, ein Mann, so wie es scheint, den Sechzigen nahe, liebte die Tafel und den Wein, und da geschah es wohl zuweilen, daß er des Guten zu viel that. Eines Tages hatte ihm der Nachbar zu oft von dem köstlichen Chambertin eingeschenkt, und als die Tafel aufgehoben, fühlte er sich nicht so ganz im Stande, weder in die Appartements zurück zu gehen, noch die hohe Treppe hinabzusteigen, um zu seiner Sänfte zu gelangen. Er faßte daher den weisen Entschluß, in einem abgelegenen Gemache sich einem Armsessel anzuvertrauen, und bis zur Zeit des Theaters, wo man heute den Cid von Corneille spielte, und er, als ein schöner Geist, nicht fehlen durfte, ein Schläfchen zu machen. Gedacht, gethan. Er schleicht in das Zimmer, wo ihn der Armsessel willig aufnimmt; noch williger drückt ihm der Schlaf die Augen zu, und süße Träume tischen ihm Fasanen und Ortolanen, Chambertin und Volnay auf, und Niemand fühlte sich wohl glücklicher, als er. Aber jedes Glück ist wandelbar; wieviel mehr das, welches ein Traum uns bietet. Der Zufall treibt sein neckendes Spiel mit ihm, und führt eine der Prinzessinnen mit ihren Damen durch das

Zimmer. Kaum erblickt sie den galanten Herrn in süßer Ruhe schnarchend, als ihre muntere Laune ihr einen Pagenstreich eingibt. Schnell werden Schönpflästerchen, Schminke und allerlei weibliche Attribute herbei geholt, und die Prinzessin beginnt mit ihren Damen, wie wir hier sehen, das Meisterwerk, den alten Herrn, wenigstens seinen Kopf, in einen Damenkopf zu metamorphosiren. Die tiefen Runzeln der Stirn glättet das blendendste Weiß, die grauen Augenwimpern werden leicht mit einem gebrannten Kork geschwärzt, die fahlen eingefallenen Wangen erhöht schnell der lebhafteste Karmin, und um allem diesem noch ein höheres Lüstre zu geben, pflanzen sich schelmische Schönpflästerchen um Lippe und Kinn, und thronen auf der sonst so ernsten Stirn; und während die Prinzessin, wahrscheinlich die, welche vor ihm auf einem Tabouret kniet, eben im Begriff ist, auf seine rechte Backe die Mouche zu legen, hebt eine schelmische Hofdame ein zierliches, mit einer üppigen Rose geziertes Häubchen über ihm, es auf seine Beutelperrücke zu setzen, und so das Werk zu krönen. Wohl ihm, wäre er nun, ein anderer Adonis, erwacht, und hätte sich von den drei Grazien umgeben und bedient gesehen; so hatte aber der Chambertin den Schlaf zu fest gebannt; er wachte nicht auf, die Damen verließen ihn, und sandten, als es schon längst Zeit zum Theater war, einige Pagen ab, ihn aufzuwecken. Es gelang ihnen; er fuhr auf, fragte nach der Zeit, eilte, da der Cid schon begonnen haben mußte, rasch die Treppe hinunter in die Sänfte, die er eben so schnell im Palais Royal wieder verließ, und in seine Loge stürzte, unbekümmert um die Staunenden, denen er begegnete; denn schon hörte er auf dem Corridor die mächtige Stimme des Cid in vollem Pathos.

Er trat nicht ohne Geräusch in seine Loge und zog dadurch die Blicke einiger Zuschauer auf sich; aber bald war Cid und Ximene vergessen, und aller Augen nur nach ihm gerichtet. Sogar grüßten ihn einige ihm ganz fremde





J. Martin Del.

Gesichter ehrfurchtsvoll; er dankte höflichst und erstaunte nicht wenig, als nun das ganze Parterre, sich vor ihm neigend, laut ward, der Eid sein „Grand Dieu!“ abkürzen mußte, und das Stück durch den Lärm der nach ihm blickenden Zuschauer unterbrochen wurde. Umsonst war das stürmische Rufen: Paix! paix! der unter und über ihm Sitzenden; nichts stillte den jauchzenden Lärm. Da erbarmte sich seiner — oder war es ein neuer Streich — einer der Pagen, die ihn aufgeweckt hatten, trat in seine Loge und hielt dem Armen einen Spiegel vor. Vor sich selbst zurückbebend, faßte der Erstaunte wüthend nach dem Häubchen, riß es ab und schleuderte es in seinem Zorn auf die Zuschauer hinab. Aber unglücklicherweise hatte er die Beutelperrücke mit gefaßt, und auch sie flog, das leichte Häubchen weit überholend, ins Parterre, wo sie auf einem Stock noch lange als Siegeszeichen prangte.

Was weiter aus dem guten Manne geworden ist, davon schweigt die Chronik; wer ihn aber hier auf dem Kupfer so sanft eingeschlummert sieht, dem muß er leid thun. Sieht man freilich die zarten Händchen mit ihren Fingerspitzen ihn leise berühren, so möchte wohl Mancher hier wenigstens an seiner Stelle seyn.

8.

Markus Curtius.

(Marcus Curtius).

Vorliegendes Blatt bedürfte wohl eigentlich keiner Erklärung. Ein Jeder kennt die muthvolle Aufopferung des Markus Curtius. Da jedoch hier und da eine der Leserinnen unsres Taschenbuchs in der römischen Geschichte nicht so ganz bewandert seyn könnte, so wollen wir lieber die Begebenheit, welche dieses so kunstvolle Blatt vorstellt, mit wenig Worten berühren.

Während eines Erdbebens öffnete sich plötzlich auf dem Forum zu Rom ein furchtbarer Schlund, den die Bewohner, troz aller Mühe, nicht ausfüllen konnten. Das befragte Orakel entschied, daß nur Roms köstlichster Schatz ihn schließen könnte; wo nicht, so würde die ganze Stadt untergehen. Da sprengte Markus Curtius, ein ausgezeichneter Krieger, hervor, und Waffen und Muth, als die edelsten Schätze des römischen Volkes bezeichnend, setzte er mit seinem Rosse in den Schlund, der sich sogleich über ihm schloß.

Die Kunst, womit dieses Blatt gezeichnet und gestochen ist, machen Zeichner und Kupferstecher alle Ehre; es ist ein treffliches Gegenstück zu der siebenten Plage in Egypten, die den vorigen Jahrgang des Taschenbuchs schmückte; die Ausführung ist bewunderungsvoll. Welcher Ausdruck in diesen tausend kleinen Figuren! wobei wir besonders auf die beiden weiblichen Gestalten aufmerksam machen, wovon die Eine zur rechten Seite des offenen Schlundes sich einem Priester in die Arme wirft, die Andere auf der entgegengesetzten Seite ohnmächtig niedersinkt. Man wird nur wenige unter allen diesen Figuren finden, die verzeichnet wären, und nimmt man eine Lupe zur Hand, und betrachtet die, welche man mit bloßen Augen nicht genau sehen kann, so muß man über den Ausdruck staunen, welchen der Künstler in diese kleinen Gestalten legen konnte. Nur wünschten wir den Hals des weißen Rosses, auf welchem Curtius sich dem Tode weiht, etwas weniger stark.

Was übrigens Rom selbst betrifft, das wir hier mit einer Pracht und in einem Styl dargestellt sehen, wie es wohl kaum in seiner glänzendsten Periode zu den Zeiten Augustus war, so müssen wir gestehen, daß, so meisterhaft auch die Erfindung und Ausführung uns erscheint, es uns doch zu sehr an eine Operndekoration erinnert. Bei einer geschichtlichen Darstellung das Zeitalter, in welches



die Begebenheit fällt, zu sehr unberücksichtigt zu lassen, bleibt immer mangelhaft. Als Kunstblatt betrachtet kann dieß kein Vorwurf seyn; denn gewiß würde Rom, wie es damals war, kein so schönes Blatt uns gegeben haben, als das vorliegende.

Der Himmel, die leuchtenden Blitze, das dunkel rollende Gewölbe seitwärts dem Capitol, sind meisterhaft, wie die Beleuchtung überhaupt vortrefflich ist.

9.

Der Leuchtthurm von Eddystone.

(Eddystone Lighthouse).

„Horch, Mutter! horch! wie grausig heult der Sturm!
Mach fest die Laden, schließe gut die Fenster!
Sieh, wie die Wellen an die Felsen schlagen;
Schon spritzt ihr Schaum hoch an des Thurmes Mauern!
So spricht zu seinem Weib der alte Wächter
Vom Leuchtthurm, der auf Eddystone's Felsen,
Ein Lug ins Land, weit in die Fluthen ragt;
Rings um ihn her sind Wasser, Wellen brechen
Sich in der Zeit der Fluth an seinen Mauern,
Und weit entfernt vom Lande, steht
Er fest auf Felsengrund, ein ernster Riese.

„In Süden," so beginnt der Alte wieder,
„Thürmt sich ein furchtbar Wetter auf!
Schwarz ist der Himmel dort, im Norden grau;
Die Möve zieht schon kreischend über's Meer,
Das deutet Sturm. — Gott sey uns gnädig! — sey
Den Armen gnädig, die auf hoher See
Noch fern vom Hafen nach der Heimath steuern!"

„Und unser Sohn?" seufzt nun die Mutter zagend —



„Wird längst in Plymouth eingelaufen seyn —“
Erwiedert freundlich tröstend ihr der Alte;
Doch zieht er schnell das Sehrohr aus und lugt,
Ob er auf offnem Meer kein Boot erblicke;
Nur Schiffe sieht er, nicht des Sohnes Boot.

Und immer näher zieht heran das Wetter.
Schon rollt der Donner, und aus schwarzen Wolken
Zuckt flammenschlängelnd jetzt der Blitzstrahl nieder;
Die See geht hoch, der Sturm erhebt sich, peitscht
Die Wellen zornig mit den feuchten Schwingen,
Und schüttelt aus den grauen Locken Hagel,
Der rasselnd an dem Leuchtthurm niederschlägt.
Hoch thürmen sich die Wogen, und als zürnten
Sie ob der Kühnheit dieses fremden Riesen,
So stürmen sie, sich über'm Felsen rollend,
Wild gegen Eddystone's festen Thurm;
Der Woge, die von seinem eh'rnen Schild
Zurückprallt, folget eine andre, drängt
Sich über die Gebrochne brausend hin,
Thürmt sich empor und spritzt den weißen Gischt,
Zerstäubt bis an des Thurmes graue Spitze.

„Ha! richte schnell das Steuer, muth'ger Schiffer.
Ab von dem Thurm! Du kennst ja seine Klippen;
Sey nicht zu kühn; sieht man von oben Dich,
So bricht die Angst das Mutterherz. Sieh dort
Die mächt'gen Schiffe, wie sie gegen Sturm
Und Woge kämpfen, längst schon zogen sie
Die vollen Segel ein — fort, fort von hier!
Er wendet sich. — Bald hoch auf Wellen schaukelnd,
Bald in die Tiefe sinkend schwebt er hin,
Der wilde Sturm treibt ihn vom Leuchtthurm ab,
Hinaus in's offne, sturmbewegte Meer.
Fahr' wohl! du kühner Segler! fahre wohl!“

Indeß das Boot des Sohns die See gewinnt,
Zieht aus dem Süden schreckensvoll das Wetter
In furchtbar grauser Majestät heran.
Sich wenig kümmernd um den wilden Sturm,
Der, graue Regenwolken vor sich rollend,
Zum Kampf gerüstet ihm entgegen zieht.
Es speit das Wetter seine Flammen aus,
Der Donner rollt, die Fluthen zischen laut
Und thürmen auf, wann sie der Bliz zertheilt
Und auf dem Meeresgrund die Felsen spaltet.
Vergebens peitscht der Sturm die dunkle Fluth
Und hebt aus tiefster Tiefe sie empor,
Den Flammenwolken sie entgegen thürmend.
Die ziehen fort auf ihrer Bahn und senken
Sich über Eddystone's Leuchtthurm nieder,
Der, nicht der Blitze achtend, die sie schleudern,
Fest, unerschüttert steht auf Felsengrund.

Doch was vermag der Zorn der Elemente,
Wenn eine höh're Macht den Schwachen schützt?

Ein frommes Paar, das dreißig Jahre schon
Geschieden von der Welt in Ruh und Eintracht,
Stets im Gebet zu Gott um Schutz und Gnade
Die Leuchten zündete auf Eddystone,
Kniet heute auch beim furchtbar'n Sturm und Wetter
Und wendet sein Gebet zu Gott, dem Herrn:
„O laß uns nicht vergehn in deinem Zorn!
„Gib uns dem Bliz, den Wellen nicht zum Raube,
„Schick' uns zum Schutz den Engel, der bisher
„Die Flügel schirmend über uns gebreitet!"
So beten sie in Demuth, Gott vertrauend.

Und Gott erhört ihr brünstiges Gebet,
Entsendet seinen Engel, sie zu schützen;
Und als der Engel seine Palme schwingt,

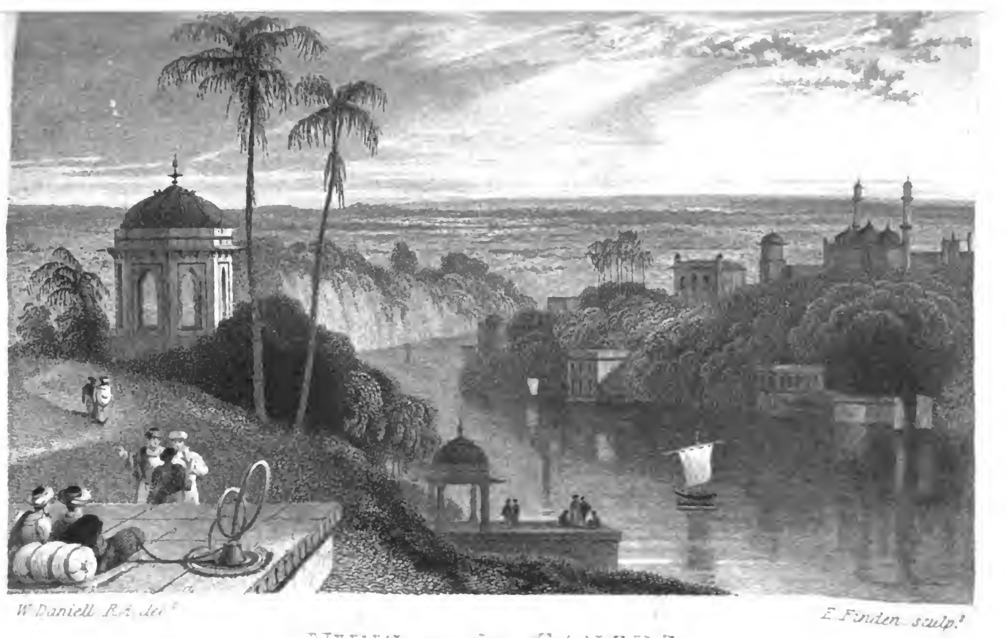
Vernimmt der Sturm des Herrn Gebot, beginnt,
Mit neuer Kraft den wilden Kampf und treibt
Die dunkeln Wetterwolken vor sich her,
Zertheilt und löst sie auf in milden Regen.
Dann, vor dem unsichtbaren Geist sich beugend,
Senkt er die Schwingen, schweigt, und geht zur Ruh.

Da schaut der alte Wächter von dem Thurm
Herab. „Gottlob! ich sehe keine Trümmer!“
Ruft freudig er; „dort schwimmen unbeschädigt
Die Schiffe, die im Kampf der Elemente
Ich schon ein Raub der wilden Wellen glaubte;
Auch unsres Sohnes Boot schwimmt lustig dort;
Laß uns, o Mutter! Gott, dem Güt'gen, danken.

Und als sie ihr Gebet vollendet, treten
Sie auf den äußern Rand des hohen Thurms,
Und schaun, die frische Abendluft einathmend,
Mit dankerfülltem Herzen auf zum Himmel.
Die Sonne taucht sich glühend schön ins Meer
Und breitet ihre goldnen Strahlen aus;
Die Möve zieht schon heim nach ihrer Klippe;
Kein Lüftchen weht, nur dumpf noch wogt das Meer,
Und immer schwächer schlägt am Thurm die Brandung.
Als nun die Dämmerung, der Nacht Verkünder,
Sich niedersenkt, den grauen Schleier breitend,
Da zündet sein: „Gott in der Höhe“ singend,
Der alte Wächter nun die Leuchten an,
Und spricht mit heitrem Blick: „dieß war vollbracht;
Gott schenk' uns eine ruh'ge gute Nacht!“

VIEW OF THE GANGES.

[illegible]



W. Daniell R.A. del.t E. Finden sculp.t

VIEW on the GANGES.

10.

Aussicht am Ganges.

(View on the Ganges).

Von dem stürmisch wogenden Meere treten wir hier an die reizenden Ufer des Ganges. Wie dort die Natur in Aufruhr war, ist sie hier in stiller behaglicher Ruhe. Wo dort das Meer stürmisch wogt und die Schiffe gegen die Elemente kämpfen, gleitet hier der Kahn auf dem ruhigen Spiegel des Ganges hin, unbekümmert der Wogen, die ihn freundlich abwärts tragen. Wer möchte nicht gern in einem der Häuser wohnen, die an den Ufern des Flusses, von Mango und Pisang umschattet, so freundlich stehen; wer nicht gern aus dem tempelartigen Gebäude über die weite ferne Landschaft schauen; wen freute nicht der Anblick der Moschee, die mit ihren hohen Thürmen und ihren breiten Kuppeln über das Gebüsch herüberragt, und aus weiter Ferne gesehen werden muß? Wie traulich sitzen die Braminen auf dem Dache ihres Hauses, neben der Glocke, die ihre Wohnung bezeichnet, und deren Ton sie Brama so wohlgefällig glauben! Ein Stillleben breitet sich über die ganze Landschaft und kein Lüftchen spielt mit den langen Blättern der Palmen. Hier steht die Moschee, der Tempel des Brama, vielleicht hinter der waldumschatteten Höhe eine christliche Kirche, in Eintracht beisammen, und die Duldung wenigstens hat diese Erdenparadieße nicht verwüstet, wenn auch eine Regierung von Kaufleuten dort nur erobert, nicht bildet.

Der Stich dieses Blattes ist vortrefflich; es ist fast nicht möglich, etwas Weicheres und doch so Feines zu se-

hen; und in Jedem, dessen Blick auf diesem Blatte ruht, wird der Wunsch aufsteigen, in diesen lachenden Gefilden der Erde, wo Gott ein Paradieß schuf, auch einmal zu lustwandeln.

Albrecht Dürer in Venedig.

Lustspiel in einem Aufzuge

von

Eduard von Schenk.

Zum erstenmal dargestellt auf dem königlichen Hoftheater in München am 7. April 1828 zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeyer Dürers.

Prolog.

Es zieht ein Name durch die deutschen Gauen,
Dem höher jedes Herz entgegenschwillt;
Ein Grab zu schmücken sieht man Pforten bauen,
Ein Denkmal, dessen Grund sich erst enthüllt;
Und Alles eilt, ein selt'nes Fest zu schauen,
Das heut in Nürnbergs Mauern sich erfüllt,
Ein Fest der Kunst, ein Fest ächtdeutschen Strebens,
Ein Fest des Todes wie des höchsten Lebens.

Denn heut sind drei Jahrhunderte verflossen,
Seit jener Herrliche voll Geist und Kraft,
In dessen Seele zündend sich ergossen
Ein Strahl des Lichtes, das belebt und schafft,
Ein Großer unter großen Kunstgenossen,
Der Meister deutscher Art und Wissenschaft,
Seit Albrecht Dürer zu dem ew'gen Frieden
Aus dieser Welt und ihrem Zwist geschieden.

Statt Klagen, die sein frisches Grab umtönten,
Erhebt sich jetzt dort feu'rger Hochgesang
Und es ersteht der Geist des Ruhmgekrönten
Und weckt in jeder Brust nur einen Klang. —
Und wie bei'm Nah'n des Tags, des langersehnten,
Die Luft erbebt von stiller Wonne Drang,
Ihr leiser Hauch der Wiese Thau erschüttert
Und Sonne nur in jedem Tropfen zittert;

So weht ein Hauch nur durch die ganze Menge
Begeisterter, die Nürnberg heut vereint,
Ein Name nur durchathmet die Gesänge;
Aus allen Thränen, die dort Freude weint,
Strahlt nur ein Bild, in allem Festgepränge
Lebt ein Gedanke, der zu sagen scheint:
Heut wollen alle Künste sich verbinden,
Dem großen Künstler Kränze noch zu winden! —

Und wir an diesem Tage sollten schweigen?
Die edle Stadt, die jedes Schöne pflegt,
Sie sollte fehlen in dem Festesreigen,
Der ringsum sich zu Dürer's Ruhm bewegt?
Sich für so manches Werk nicht dankbar zeigen,
Das sie von ihm in ihren Schätzen hegt?
Des Meisters Asche ruhet jetzt in Bayern,
Und sein Gedächtniß sollten wir nicht feiern?

Zu solcher Feier wird vor euern Blicken
Ein Spiel in diesen Räumen aufgethan.
In Dürer's Zeiten soll es euch entrücken,
Er selbst wird euch in heit'rer Dichtung nah'n,
Um Lorbeern auch in Welschland sich zu pflücken,
Im Kampf mit Marc Anton, mit Tizian,
Mit seinen Schwächen und mit seinen Schmerzen,
Bis aller Streit sich löst in Lieb' und Scherzen! —

Stets soll die Kunst nach solcher Eintracht ringen,
Ob sie aus diesem Land, aus jenem stammt;
Sie mag erbauen, bilden, dichten, singen,
Verschieden ist ihr Stoff nur und ihr Amt,
Sie selbst bleibt Eines, wie auf Iris Schwingen
Ein einz'ger Strahl aus sieben Farben flammt,
Und wie sie hier ein königlich Gemüthe
Mit gleicher Liebe pflegt zu gleicher Blüthe.

Personen:

Albrecht Dürer, Künstler aus Nürnberg.
Agnes Frey, seine Frau.
Anna, seine Nichte.
Tizian Vercelli, } Maler in Venedig.
Giorgione Barbarelli, } Maler in Venedig.
Marc Antonio Raimondi, Kupferstecher au
Bologna.
Luigi Pisani, venetianischer Edelmann.
Cecco, öffentlicher Schreiber.
Schüler Tizians. Diener. Volk.

Der Schauplatz ist in Venedig auf dem Marcusplatze. Die Z
der Handlung zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts.

Erster Auftritt.

Giorgione sitzt zur Seite, die Laute spielend. Mehrere Personen beiderlei Geschlechts haben sich um ihn versammelt und hören ihm theils sitzend, theils stehend zu. Zu ihnen tritt Pisani und bleibt stehen.

Giorgione

(zur Laute singend).

Komm, Liebchen! Schon zittert
Der Mond auf den Wellen;
Sie flüstern und schwellen
Und fragen nach dir.
Sie fragen: wo weilt sie?
Mit Braus und Getöse
O mach' sie nicht böse!
Komm, Nice, zu mir!

Nun wiegt sich die Gondel,
Nun hüpfet und säuselt,
Vom Zephyr durchkräuselt,
Die lauliche Fluth. –



Sie naht sich. — Ich höre
Bescheiden und lüstern,
Ihr Wellen, euch flüstern.
Mir brauset das Blut.

Der Doge mag schlafen
In goldener Kammer,
Geängstet vom Jammer
Der einsamen Nacht.
Ich lobe mein Reich mir,
Den traulichen Nachen,
Wo Liebende wachen
In leuchtender Nacht!

(Er legt die Laute nieder; die Umstehenden zerstreuen sich).

Pisani.

Ein schönes Lied, mein Giorgion. Man hört
In seinen Tönen die Lagunen rauschen,
Man hört der Gondel leisen Ruderschlag,
Man sieht das Mondlicht mit den Wellen spielen
Und das Gespräch der Liebenden belauschen.
Du bist ein wackrer Sänger. Schade nur —

Giorgione.

Was Schade?

Pisani.

Daß du lieber singst als malst,
Die Laute lieber als den Pinsel führst.

Giorgione.

Ist nicht Musik auch Kunst? Ich sing' und male,
Wie mir's der Ruf des Augenblicks gebietet.

Pisani.

Die eine Kunst ist nur ein Spiel für dich,
Die andere dein heiliger Beruf;
Die Tonkunst sey dir, was das Lächeln ist,
Die Malerei sey deines Lebens Ernst.
Du hast in ihr so Großes schon geschaffen,
Dir unterthan ist ein gewalt'ger Geist
Der Bildnerei; willst du zuweilen nur
Ihn wecken, um zu zeigen, was er kann,
Und dann sogleich durch Possenspiel und Lieder
In langen Schlaf ihn wieder einzuwiegen?

Giorgione.

Bedürft ihr meiner? Sind Bellino nicht,
Der edle Tizian und zwanzig Andre
In diesem einzigen Venedig wach?
Und ist der Ruhm des Vaterlandes nicht
So sehr gesichert, daß mein Thun ihn nicht
Vermehren, noch mein Nichsthun mindern kann?

Pisani.

Du irrst, mein Freund. Es ist die Zeit gekommen,
Wo mehr als je Italiens Künstler sich
Zusammennehmen, an einander schließen
Und wachen müssen, daß der Fremde nicht
Des Ruhmes goldnes Vließ mit ihnen theile.
Die Kunst hört auf schon, unser Eigenthum
Allein zu seyn; sie leuchtet, wie die Sonne,
Jenseits der Alpen, wo ein neuer Morgen
Für sie erblüht.

Giorgione.

Wie kommst du jezt darauf?

Pisani.

Ich war so eben erst im deutschen Kaufhaus
Und sah ein deutsches Bild dort, das Herr Fugger
Für Barbarigo jüngst hieher gesendet.
Es ist der Tod Mariens. Solche Wahrheit,
So inniges Gefühl, so treuen Fleiß
Hab' ich in wenig Bildern noch geseh'n.
Der Meister, der's gemalt, ist Albrecht Dürer,
Derselbe, dessen Kupferstiche zwar
Seit Jahren schon den Markt Venedig's füllen,
Doch den ich heut erst kennen lernt' als Maler.
Bewundernd stand ich da und mir ward bang
Um unsern Ruhm. Laß diese Deutschen noch
Um einen Schritt nur weiter geh'n und Nürnberg
Wetteifert mit Venedig um die Palme.

Giorgione.

Was kümmert's mich, ob einst der Florentiner,
Der Römer oder ob der plumpe Deutsche
Mich aussticht bei der unbekannten Dame,
Die ihr die Nachwelt nennt? Gleichgültig ist
Ihr Lob mir, denn sie giebt's nur meinem Staube.
Die Mitwelt kenn' ich nur, für diese sorg' ich,
Denn sie auch sorgt für mich; und darum lieb' ich
Vor Allem die Musik, sie ist die Kunst
Der Gegenwart, die schönste Huldigung,
Die wir zum Dank der Mitwelt bringen können,

Weil sie ausschließend dieser nur gehört.
Ein Lied, das ich aus voller, heitrer Seele
Der liebenden Geliebten singe, wird
Durch *ihren* Beifall reicher mir gelohnt,
Als alles Lob der Nachwelt lohnen kann.

Pisani.

Wer so dich sprechen hörte, dächte nicht,
Daß deine Werke, wider deinen Willen,
Den Stempel tragen der Unsterblichkeit.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Marc Antonio

(mit einer Mappe unter dem Arm).

Pisani.

Froh bin ich, daß du kommst, mein Marc Anton.
So find' ich doch ein Herz, das mit mir fühlt.

Marc Antonio.

Für was? — Du hast schon einen Freund bei dir,
Der mehr als ich, der ja für *Alles* fühlt.
Giorgione glüht für Weiber und Gesang,
Für Saitenspiel und jede Lebensfreude.

Pisani.

Nur nicht für das, wofür er glühen sollte,
Für seine Kunst. Bedenke nur! Das Bild
Des deutschen Meisters —

Marc Antonio.

Albrecht Dürer's Bild?

Pisani.

Hast du's gesehn? Nicht wahr, das ist ein Künstler!

Marc Antonio.

Ob ich's gesehn? — Zerlege mein Gedächtniß,
Oeffn' alle Tiefe meiner Phantasie,
Blick in ihr Innerstes und überall
Wirst du den Abdruck dieses Bildes finden. —
Venedigs Maler, alle, wie ihr seyd,
In vielen Dingen übertrefft ihr Dürern
Und Reize kennt ihr, die er kaum noch ahndet,
Doch in dem Bilde dieses nord'schen Meisters
Liegt ein geheimer, wunderbarer Zug,
Der stille Nachglanz einer bessern Zeit,
Ein Etwas, das mich fesselt, wenn ich's anseh',
Und das mir nachgeht, wenn ich es verlassen.

Giorgione.

Nun schwärmt auch Marc Anton. Das fehlte noch,
Daß Kupferstecher selbst begeistert werden!
Jetzt glaub' ich erst an jenes Bildes Zauber
Und muß nun eilen, um es zu betrachten.
Doch geh' ich erst noch zu Lavinia
Grimani hin, mein Lied ihr vorzusingen.
Gefällt ihr die Romanze, so soll mir, —
Gelob' ich euch — auch Dürer's Bild gefallen.

(er geht ab).

Dritter Auftritt.

Pisani. Marc Antonio.

Pisani.

Ein seltner Mensch!

Marc Antonio.

Wohl selten, weil
Er glücklich ist. — Sich selbst nur wenig achtend,
Ist er geachtet doch von aller Welt;
Nicht haschend nach dem Ruhm der Kunst und doch
Berühmter Künstler; geizend nicht nach Reichthum,
Und alles doch besitzend, was das Leben
Erhalten und erheitern kann; aus Lust,
Aus angebornem Trieb nur singend, malend,
So wie die Lerche singt, die Biene baut;
Der Frauen Sclave nicht und doch geliebt
Von allen Frauen; Tizian und er,
Venedigs Stolz, Venedigs größte Künstler.

Pisani.

Wie du der erste Meister deiner Kunst! —
Du hast die Mappe bei dir, mein Raimondi?
Ein neues Blatt vielleicht?

Marc Antonio.

Nach Albrecht Dürer.

Pisani.

O zeig' es mir!

Marc Antonio
(die Mappe öffnend und ihm ein Blatt gebend).
Hier ist's.

Pisani.
Und wie gelungen!

Marc Antonio.
Doch nur Copie; — hier das Original.

Pisani.
Wie täuschend nachgebildet, Zug für Zug,
Und dennoch wie verschieden! Ein Gedicht,
Treu übersetzt in eine fremde Sprache;
Nur ein Gedanke, doch ein andres Wort.
Du hast die deutsche Kraft hier mit dem Duft
Der italien'schen Anmuth überhaucht.

Marc Antonio.
Schon gegen dreißig Blätter hab' ich so
Dem Dürer nachgebildet.

Pisani.
Doch warum
Nur Nachstich? Warum wählst du nicht,
Statt fremde Blätter sclavisch nachzuahmen,
Wie sonst die Bilder unsrer großen Maler,
Um sie zu stechen? Frei muß dein Talent,
Selbstständig muß dein Griffel sich bewegen.

Marc Antonio.
Ich habe früh nach meinem Lehrer Francia
Gestochen, doch zu Dürer's Werken zog

Mich ein geheimer Zauber und mir war's,
Als müßt' ich ihn wie einen Vater ehren.

Pisani.

Fugger erzählte mir, daß die Copien,
Die du nach Dürer machtest, bis nach Nürnberg
Gedrungen sind. Wie wird der Meister selbst
Den Nachstich aufgenommen haben?

Marc Antonio.

Gut,
Ich glaube, gut. — Ich habe seinen Namen
Durch diese Blätter in Italien
Verbreitet. Treue Zeugen waren sie,
Zahllose Boten, die des Deutschen Ruhm
Auf ihren flüchtigen, papiernen Schwingen
Bis nach Neapel, bis nach Rom getragen.
Ist das nicht Grund genug zur Dankbarkeit?

Pisani.

Doch wenn er's anders aufnimmt?

Marc Antonio.

Kann er's anders?

Pisani.

Du weißt, mein Marc Anton, der Künstler lebt
Nicht blos vom Ruhm, er ist ein Mensch, wie andre.
Der Lorbeer hat erst vollen Werth für ihn,
Wenn er zugleich ihm goldne Früchte trägt.
Du aber hast durch jene täuschenden
Copien von dem Lorbeerkranze Dürer's
Zum Theil die goldnen Beeren weggepflückt

Und nur die grünen Blätter ihm gelassen.
Statt der Originale wurden sie
In Deutschland selbst zu Markt gebracht, verkauft
Zu seinem Nachtheil und er soll nicht zürnen,
Daß du durch seinen Schaden dich bereichert?

Marc Antonio.

Das hab' ich nicht, das wollt' ich nicht. Kein Vortheil,
Die Liebe nur zu diesen schönen Werken
Verführte mich, sie nachzustechen. Wenig
Hat der Verleger mir dafür gegeben.

Pisani.

Ob du gewonnen hast ob nicht, das wird
Ihm wohl gleichgültig seyn. Bleibst du doch stets
Der Stifter seines Schadens und das wird er
Dir nicht so leicht verzeihen.

Marc Antonio.

Mag es doch!
Er sitzt in Nürnberg, ich bin in Venedig,
Wohin sein Zorn nicht dringen kann. — Du siehst
Giorgione's Leichtsinn hat mich angesteckt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Giorgione.

Pisani.

Wie? Schon zurück? Hast du das Bild gesehn?

Giorgione.

Nein, doch ein andres Bild hab' ich gesehn,
Und auch ein deutsches. Hört, was ich erblickte! —
Ich eilte von euch weg nach dem Rialto,
Da seh ich durch die Mitte des Kanals
Das Fremdenbot, das jeden Tag von Mestra
In diese Stadt kommt, nach der Brücke rudern.
Die Neugier hält mich fest, die Barke landet,
Und aussteigt ein erhabner, ernster Mann,
Im deutschen Rock, im pelzverbrämten Wamms,
Mit langem Haar, das ihm in goldnen Locken
Um Hals und Schulter fällt. — Ihm folgt ein Weib
In sonderbarer Tracht, die ihr den Mangel
Der Jugend noch erhöht; mit einem Zug
Von Stolz und böser Laune im Gesicht,
Der ihrer Schönheit Reste nur entstellt. —
Nach diesen aber steigt ein Mädchen aus,
Ein Engelbild, das alle Frau'n Venedigs
An Demuth wie an Reizen überstrahlt.
Wie sie gekleidet war, kann ich nicht sagen,
Denn sie nur sah ich und nicht ihr Gewand.
Sie tritt hervor und hebt ihr blaues Auge,
Das schüchtern ernst sich in die Fluth vertiefte,
So groß empor und überblickt die Stadt
So königlich, als wär' es eine Göttin,
Die uns das feste Land herangesendet,
Um von dem Dogen statt des kalten Meers
Als Braut den Ring der Treue zu empfangen.

Marc Antonio.

Du schwärmst ja selber jetzt, mein Giorgione.
Du scheinst verliebt. Sprich, zum wie vieltenmal?

Giorgione.

Ihr wißt, ich bin in Engel nie verliebt,
Bewundern nur und — malen kann ich sie.
Wär' ich verliebt, ich wäre stehn geblieben
Und nicht zurückgekehrt um euch zu rufen.

Pisani.

Sind sie noch am Rialto?

Giorgione.

Dort verließ
Ich sie. — Der Mann — der Vater, ohne Zweifel —
Frug nach dem Marcusplatz; die Frau dagegen
Fing einen Streit an mit dem Schiffer, der
Sie hergebracht; es galt wohl die Bezahlung;
Sie fand den Lohn zu hoch, schalt ihn Betrüger.
Der Schiffer ließ sie stehn und ging ganz ruhig,
Ohn' um ihr Keifen sich zu kümmern, zu dem Manne,
Der murrend halb, halb lächelnd ihn bezahlte.
Das Mädchen nickte noch voll holder Anmuth
Dem Schiffer einen Gruß, allein die Frau
Hub mit dem Manne nun zu zanken an. —
Kommt mit, so könnet ihr die Scene schauen,
Denn ohne Zweifel steht und zankt sie noch.

Marc Antonio.

Das Bild des Ehpaars, das du uns entwirfst,
Macht deine Schilderung des Töchterleins

Verdächtig. Wohl nicht weniger und mehr,
Als so ein deutsches Gänschen, das im Rausch
Der Phantasie dir eine Göttin schien.

Pisani.

Raimondi hat ganz Recht, und jetzt zur Strafe
Mußt du mit mir, um Dürers Bild zu sehn.
Vielmehr, mir fällt was anders ein. Noch kennt es
Nicht unser Tizian. Wir bringen es
Auf diesen Platz. Der volle Glanz des Tages
Wird nicht dem Glanze seiner Farben schaden.
Und wenn dann Tizian am Abend wie
Gewöhnlich mit den Schülern, mit den Freunden
Sich hier ergehen und besprechen will,
So überrasch' ihn jenes Werkes Anblick.

Marc Antonio.

Ein glücklicher Gedanke!

Pisani.

Und er werde
Sogleich vollführt. Komm mit mir, Giorgione.
Jetzt hilft kein Sträuben mehr. Du mußt mir folgen.
(ab mit Giorgione).

Fünfter Auftritt.

Marc Antonio.

Ich will indessen an die Arbeit gehn.
Wohl mühsam ist die Kunst, der ich mich weihe,
Doch auch belohnend. Tausend Bilder gibt sie
Für eines mir zurück. O Glücklicher,

Der nur für sie lebt, keine Leidenschaft
Und keine Liebe kennt, als sie allein!

(Man erblickt im Hintergrunde Albrecht Dürer, Agnes und Anna).

Doch sieh! da kommen ja die Fremden selbst,
Wie Giorgione sie beschrieben. Ja,
Das ist der deutsche Mann und seine Hausfrau
Und das — das ist die Tochter. Ha! fürwahr!
Giorgione hat zu wenig noch gesagt.
Ein hold'res Wesen sieht die Sonne nicht
Auf ihrer weiten Laufbahn um die Erde.
Welch eine herrliche Gestalt! Wie lieblich
Das Köpfchen sich auf ihren Schultern wiegt!
Und welche Züge! welch ein Aug! O fiele
Ein einz'ger ihrer Blicke nur auf mich!
Und würde nur ein Wort aus diesem Munde
An mich gerichtet! — Sonderbar! Ich habe
Der schönen Frauen viele schon gesehn,
Doch einen solchen Wunsch noch nie empfunden.
Sie kommen näher. Soll ich sie begrüßen?
Noch nicht. Mich sammeln muß ich erst und sinnen
Mit welchem Wort ich ihnen nahen soll.

(Er geht unter die Arkaden).

Sechster Auftritt.

Albrecht Dürer. Agnes. Anna.

Dürer (im Kommen zu Anna).

Sieh, liebes Kind, das ist der Marcusplatz,
Von dem ich oft in Nürnberg euch erzählt;

Wie herrlich dort mit ihren reichen Kuppeln
Die Marcuskirche prangt! Wie siegverkündend
Das Viergespann der Pferde grünvergoldet
Vom Giebel ihrer Pforte niederblickt!
Und siehst du hier, ehrwürdig wie ein Felsen,
Von röthlichem Granit das Haus des Dogen?
Und jene Säulen dort, von deren Häuptern
Der heil'ge Theodor und Marcus Löwe
Hinüberschauen auf das weite Meer,
Als wollten sie den Wogen und den Schiffen,
Die feindlich nahen, drohend Halt gebieten? —
Mit vollem Rechte nennt man diese Stelle
Den schönsten Platz der Welt.

Anna.

Und auch die Stadt! —
Als wir ihr näher schifften, war es mir,
Als käme sie auf weitem Wasserspiegel
Zu uns heran geschwommen. Die Kanäle,
Die herrlichen Palläste haben mich
Erhoben, nicht erschreckt. Die muntre Laune
Der Menschen hier verspricht uns, daß wir gut
Empfangen werden. Wohnt ich nicht in Nürnberg,
Ich möcht' am Liebsten in Venedig wohnen.

Agnes.

Wie das nun wieder schwatzt! — Wir in Venedig,
Bei diesen Menschen wohnen? Sind das Christen? —
Drei Liren für die kurze Fahrt von Mestra
Bis nach Venedig! Ist's erhört? Das sind

Zwei Gulden unsres Gelds! So viel hat kaum
Die Fahrt von Nürnberg uns nach Regensburg
Gekostet. Wenn's so fortgeht, bringt uns bald
Der welsche Trug um unsre deutschen Batzen.

Dürer.

Sey ruhig, liebes Weib. Ich mag's nicht leiden,
Mit Zank und Streit die Fremde zu betreten.
In Zukunft wollen wir vorsicht'ger seyn.
Im deutschen Hause liegen unsre Sachen,
Du kannst sie später zu dem Gastwirth schaffen,
Und dort um alles markten. — Ich indessen
Will mit Venedigs Künstlern mich befreunden.
Ich habe manches Bild ja mitgebracht,
Das mir in diesem Lande Ruhm erringen
Und, wie ich hoffe, Gold verdienen soll.

Agnes.

Das gebe Gott! — Doch an den nächsten Zweck
Der langen Reise denkst du immer nicht,
An den Proceß nicht, der dich hergeführt?
Ich mag von Bildern nichts und Künstlern hören
Eh' diese Sach' in Ordnung, eh' sie wenigstens
Ganz eingeleitet ist. Denn später hast
Du keine Zeit. Da geht's von Kirch' zu Kirche
Von Haus zu Haus, um jedes Alterthum
Dir zu beschau'n. Ich kenne dich; da kommt
Kein anderer Gedanke dir zu Sinn,
Da mag die Frau dann mahnen, treiben, zanken —

Dürer.

Ja, zanke nur! — Du weißt, ich laß dich reden
Und handle wie ich will. Glaubst du, ich wäre
Hiehergereist, wenn der Proceß, den du
Des Geldes wegen so betreibst, mir nicht
Am Herzen läg' um meiner Ehre willen?
Und so darfst du mir trauen, daß ich ihn
Nicht fallen lassen, nicht vergessen werde.

Anna

(welche indessen umhergesehen und den in der Ferne stehenden Marc Antonio erblickt).

Seht, Oheim, doch den jungen Mann, der dort
Hervorgetreten aus den Bogengängen,
Uns zu betrachten, zu behorchen scheint!
Er kommt zu uns heran. Was mag er wollen?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Marc Antonio.

Marc Antonio.

Verzeiht mir, edler Herr, verehrte Frauen,
Wenn sich ein Unbekannter zu euch drängt.
Ihr scheint mir fremd in dieser Stadt. Darf ich
Euch meine Dienste bieten, wenn ihr etwa
Des Rathes, der Erkundigung bedürft?

Agnes (leise zu Dürer).

Kaum angekommen tritt uns schon zudringlich
Ein Abentheurer in den Weg, vielleicht
Ein Gauner, der —



Dürer.

Ich halt' ihn nicht dafür,
Sein Wesen kündet einen Ehrenmann.
(Nach einer Pause laut zu Marc Antonio).
Ich dank' euch, Herr, für euern Gruß. Ich bin
Ein Fremder, komm' aus Deutschland und der Deutsche
Traut Jeglichem, der vor ihn tritt, wie ihr,
Mit offnem Auge und mit freier Stirne.
Ich nehm' eu'r freundliches Erbieten an
Und bitt' euch nur um eine Kleinigkeit. —
Belangen muß ich einen Mann hier, dessen Namen
Noch zu verschweigen ich die Schonung habe,
Mit einer Klage vor der Signoria.
Der Fall ist einfach, die Beweise liegen
In meiner Hand. Könnt ihr wohl einen Anwalt,
Vielleicht nur einen Schreiber mir verschaffen,
Der mir die Klagschrift aufsetzt und die Gründe
Des Rechts auch in die Form des Rechtes bringt?

Marc Antonio.

Sehr gerne, werther Herr. Auf diesem Platz
Verweilen öffentliche Schreiber stets,
Die nur auf Arbeit warten. In den Hallen,
Auf denen der Pallast des Dogen ruht,
An eignen Tischen sitzen sie, gewärtig,
Die Wünsche der Partheien zu vollziehn.
Vor ihnen aufgeschlagen liegen die
Gesetze dieses Staats. Ihr hieltet sie

Für Richter selbst, so ernst und so gewichtig
Sind ihre Mienen. — Einen dieser Herren
Ruf' ich euch her, ich kehre schnell zurück.
(er geht ab).

Agnes.

Weiß Gott, wen er uns bringen wird! Du hättest
Ihm doch nicht trauen sollen.

Anna.

Warum nicht? —
Oheim, ich glaube, diesem dürft ihr trauen.
Nicht lügen können seine edeln Züge,
Des klaren Auges unbefangener Blick.

Dürer.

Ja, Anna, du hast Recht. Ich bin ein Künstler
Und habe Jahre lang die Schrift studirt,
Womit Natur des Menschen Sinn und Wollen
Auf des Gesichtes stets bewegte Tafel
Mit seinen Zügen eingezeichnet hat.
Den Schriftgelehrten täuscht oft diese Schrift,
Den Maler selten. Und im heitern Antlitz,
Im freien Blicke dieses jungen Mannes
Steht sie so klar und zeugt so laut für ihn,
Daß ich mich unbedenklich ihm vertraue.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Marc Antonio kommt zurück mit Cecco.

Marc Antonio.

Hier bring ich euch den Mann, den ihr verlangt,

Ein hocherfahrner, ein gelehrter Mann,
Wie er mir sagt, und wie ich glauben muß,
Weil ich von seinem Handwerk nichts verstehe
Und nie mit ihm verkehrt und seines Gleichen.

Dürer (zu Cecco).

Ihr seyd ein Advocat?

Cecco.

Bewahre Gott!
Zu solchem Amte dünk' ich mich zu ehrlich.
Ihr kennt Venedigs Advokaten nicht.
Tragt einem eure Sache vor und nennt
Mich einen Schelm, wenn er das Viertel nicht
Der Summe, die ihr einklagt, im voraus
Sich als Geschenk bedingt. Gewinnet ihr
Den Streit, so müßt ihr ihm für seine Müh,
Für Schreibgebühren, für verlorne Zeit
Das zweite Viertel zahlen und das dritte
Verschlingen euch die Kosten des Gerichts.
Das letzte Viertel bleibt, wenn's gut geht, euch
Noch übrig, um — den Gastwirth zu bezahlen.
Nein, Herr, so bin ich nicht. Für einen Scudo
Verfaß ich euch die Klagschrift, schreibe sie
Euch ab und trage selbst sie ins Gericht,
Beantwort' euch den Einwand des Beklagten,
Führ' und gewinn' euch den Proceß und bin so
Für einen einz'gen Scudo euer Anwalt,
Eu'r Schreiber, euer Bote, euer Diener.

Dürer.

Ihr scheint schon hoch an Jahren.

Cecco.

Sechzig, Herr!

Und davon sitz' ich vierzig Jahre schon
Am Marcusplatze auf demselben Stuhl
Und an demselben Tisch. Die Dogen wechseln,
Ich frage kaum darnach; ob Krieg, ob Frieden
Die Welt erfüllt, mich kümmert's nicht, weil ich
In Frieden leb' mit allen Nationen.
Für Deutsche und Franzosen, wie für Welsche,
Für Juden und für Türken, wie für Christen,
Für alle, die den Marcusplatz betreten,
Steht meine Feder zu Gebot und alle
Bedürfen sie, denn gleich sind alle Menschen
In einem Stück, daß sie einander stets
Beleidigen, betrügen und verklagen.

Dürer.

Es scheint, ihr kennt die Welt. Auch ich, der Keinen
Beleidigt, bin beleidigt und betrogen,
Auch ich hab' Einen zu verklagen. Doch
Bevor ich euch des Schadens Summe nenne,
Ein Wort mit meiner Rechenmeisterin!
Komm, Agnes, komm!

(er tritt mit seiner Frau an die Seite und spricht leise mit ihr).

Marc Antonio (zu Anna).

Erlaubt mir eine Frage.

Seyd ihr die Tochter dieses edeln Mannes?

Anna.

Nur seine Nichte, Herr, doch ehr' ich ihn
Als zweiten Vater. Früh ward ich verwaist,
Und er hat als sein Kind mich aufgenommen.

Marc Antonio.

So scheint ihr glücklich und er ist's durch euch;
Denn läßt ein schön'res Glück sich wohl ersinnen,
Als solchen Engel stets um sich zu sehn,
Für ihn zu sorgen und für ihn zu wachen?

Anna.

Das ist für mich nur Glück. — Ihr schmeichelt, Herr,
Aufrichtiger schien eure Rede mir,
Als ihr so freundlich meinem Oheim nahtet.
Da glaubt' ich euch und glaubt euch gern.

Marc Antonio.

Aufricht'ger! —
Was ich empfinde, darf ich euch nicht sagen.
Ich bin euch fremd, ihr aber seyd mir's nicht mehr,
Denn dieser Augenblick, wo ich euch sehn,
Euch sprechen darf, wird unauslöschlich
Auf ewig meinem Daseyn angehören.

Dürer (wieder zu Cecco tretend).

Zur Sache jetzt! — Der Mann, den ich belange,
Lebt in Venedig und ich wage viel.
Er ist geachtet.

Cecco.

Nennt ihn immerhin.
Ein Schreiber, Herr, wie ich, befürchtet nichts.

Er kriecht und windet überall sich durch,
Bis er den Gegner packt. Ich habe ja
Nichts zu verlieren als das Plätzchen dort
Mit seinem Tisch und Stuhl, und das nimmt Niemand.

Marc Antonio.

Ja, nennt ihn ohne Scheu. Ich habe hier
Der Freunde viel, auch in der Signoria,
Die sollen für euch handeln. Ist der Mann,
Den ihr belangen wollt, nicht selbst der Doge,
So seyd gewiß, wir werden Recht euch schaffen.
Wie freut mich's schon, den Elenden, der euch
Betrog, verurtheilt und beschämt zu sehn!

Dürer.

So sey's! — Der Mann heißt Marc Antonio
Raimondi.

Marc Antonio (für sich).

Gott! er nennt mich selbst!
Was werd' ich hören!

Dürer.

Kennt ihr ihn vielleicht?

Cecco.

Wer ist der Mensch? Nie hört' ich seinen Namen.

Dürer.

Ein Künstler ist's, ein wackrer Kupferstecher.

Cecco.

Ein Künstler also? — Herr, verzeiht, ich habe
Nur hier von einem Künstler reden hören
Und das ist Tizian. Das Künstlervolk

Steht bei uns Schreibern wenig nur in Achtung.
Uns kümmern blos die Leute, die Processe
Zu führen haben und die haben Künstler
Und Dichter und dergleichen selten nur
Zu führen, weil sie überhaupt nichts haben.

Marc Antonio.

Herr, ihr seyd unverschämt!

Dürer.

Er sagt die Wahrheit.

Cecco.

Doch dem sey, wie ihm wolle! nennt mir jetzt
Den Grund der Klage.

Dürer.

Marc Antonio hat —

Cecco.

Laßt mich an jenen Tisch erst niedersetzen,
Daß ich die Punkte, wie ihr sie diktirt,
Sogleich in meine Tafel schreiben kann.

(er setzt sich und nimmt die Schreibtafel).

Marc Antonio (bei Seite).

Nun werd' ich doch erfahren, wo und wie
Ich an dem fremden Manne mich vergangen.

Dürer.

So schreibt denn — Marc Antonio Raimondi
Hat ohne meinen Willen und mein Wissen,
Holzschnitte, Kupferstiche, gegen dreißig,
Die ich erfunden und verfertigt hatte,
Mir nachgestochen und mich so beschädigt.

Marc Antonio.

Gott! ihr seyd Albrecht Dürer!

Dürer.

Kennt ihr mich?

Marc Antonio.

Aus euern Werken kenn' ich euch und lieb' euch.
Oft hab' ich mich nach Nürnberg hingesehnt,
Von Angesicht zu sehn den größten Künstler,
Den je die deutsche Erde hat getragen.
Und jetzt steht ihr vor mir, erhabner Mann,
Und eure Hand ergreif' ich und mein Herz
Geht auf vor euch wie eines Sohnes Herz
Im Blick des Vaters. Wohl hab' ich's geahndet,
Als ich zuerst euch sah, daß eure Züge
Mir einen theuern Namen würden künden.

Dürer.

So ging es mir mit euch auch, junger Mann;
Nennt mir auch euren Namen.

Marc Antonio.

Fragt mich nicht.
Ihr werdet, wie ich hoffe, mich als Mann
Von Pflicht und Wort und Ehre kennen lernen.
Mein Name gilt hier nichts.

Dürer.

Wer ihr auch seyd,
So hab' ich einen Freund an euch gefunden
Und hoch erfreut mich dieses schöne Feuer,
Womit ihr mich und meine Werke liebt.

Es ist ein Bürge mir, daß ihr mir beistehn,
Mich schützen werdet gegen Marc Anton,
Denn dieser Marc Anton, — das müßt ihr mir
Gestehn, — ist ein gewissenloser Mensch.

Marc Antonio.

Er hat gefehlt, allein gewissenlos,
Das ist er nicht, das scheint zu viel —
(bei Seite).
Bald hätt'
Ich mich verrathen.

Dürer.

Kennt ihr ihn?

Marc Antonio.

Ich habe
Ihn niemals noch von Angesicht zu Angesicht
Gesehn, das kann ich euch betheuren. Doch
Ich kenne seine Werke.

Dürer.

Auch die Blätter,
Die er betrügerisch mir nachgestochen,
Auf denen er, um mehr die Welt zu täuschen,
Mein Monogramm, mein Ehrenzeichen selbst
Als Zeichen seiner Schande stehen ließ?

Marc Antonio (mit Empfindlichkeit).

Ich kenn' auch diese Blätter, doch verzeiht,
Sie machen Dürer's Zeichen keine Schande;
Durch die Copien haben eure Bilder
An Adel und an Schönheit nichts verloren.

Dürer.

Ich will nicht untersuchen, ob durch ihn
Die Blätter besser oder schlechter worden,
Allein sie sind verwelscht, sie sind nicht deutsch,
Nicht Dürer mehr, und wie ich den verklage,
Der mir mein liebes Kind stiehlt, wenn er gleich
Ihm schön're Kleider anzieht, mild're Töne
Ihm statt der rauhen Muttersprache lehrt,
So klag' ich den auch als Verfälscher an,
Der Dürers deutsche Arbeit undeutsch macht.

Agnes.

Und der durch solche Fälschung einen Schaden
Von mehr denn tausend Gulden uns gebracht.
Wie mußten wir uns ärgern, da wir selbst
In Nürnberg jene nachgemachten Blätter
Als Dürers Werk vor unsern Augen ohne Scheu
Verkaufen und bezahlen sah'n? Ist das
Nicht Diebstahl und Betrug?

Cecco (sich erhebend).

Betrug und Diebstahl!
Recht hat die Frau. Ein Kriminalproceß
Muß gegen Marc Anton erhoben werden.

Marc Antonio (bei Seite).

Da bin ich in die Falle schön gerathen.

Dürer.

Vernichten muß er alle Exemplare,
Die noch von den Copien zu haben sind.

Marc Antonio (für sich).

O meine schönen Stiche!

Agnes

(ebenfalls näher zu Marc Antonio tretend und ihm zurufend).

Und ersetzen
Muß er den Schaden uns mit allen Zinsen!

Marc Antonio.

Mit allen Zinsen!

(für sich).

O mein armer Beutel!

Cecco (ebenfalls ihm zurufend).

Muß ins Gefängniß wandern!

Marc Antonio (für sich).

Immer besser!
Wie wind' ich mich aus dieser Schlinge los?

Cecco (zu Dürer).

Seht, Herr! Da kommt ein Schwarm von Leuten, die
Wie Künstler aussehn. Marc Anton befindet
Vielleicht sich unter ihnen. Laßt uns fragen!

Marc Antonio (bei Seite).

Das fehlte noch! Da kommt der Tizian
Mit seinen Schülern, und Pisani kommt
Mit Dürers Tafel. Wenn sie mich ihm nennen,
Bin ich verloren. Was soll ich beginnen?

Cecco (zu Dürer).

Doch eh' wir fragen, muß die Klagschrift erst

Im Reinen seyn. Folgt mir zu meinem Plätzchen.
Dort kann ich sie euch ungestört entwerfen.
Dann rasch zur Signoria, und mit meinem
(mit einer Verbeugung gegen Marc Antonio).
Und dieses edeln Junkers Beistand soll
Der Schurke Marc Anton uns nicht entrinnen!
(er geht mit Dürer und den Frauen unter die Bogengänge).

Marc Antonio.

Kaum kann ich wieder athmen. — Welche Lage!
Und welche Rolle, welche traurige
Figur muß ich hier spielen! Alle Welt
Beschimpft mich und ich darf doch nichts erwiedern.
Hier Dürer, der mir zürnt, und den ich ehre,
Dort seine Frau, die keifend mich verfolgt,
Der Wicht von Schreiber, den ich selbst berief,
Um eine Klagschrift gegen mich zu machen;
Und hier das Mädchen, dem beim ersten Blick
Mein ganzes Seyn zu eigen sich gegeben!
Wie rett ich mich aus diesem Labyrinth? —
Wie kann ich Dürer mir versöhnen? Wie
Das Mädchen mir erringen? — Doch vor allem
Muß ich die Klage vor der Signoria
Beseitigen und Dürer aus den Klauen
Des Schreibers dort entfernen.
(nach einigem Nachsinnen).
So gelingt
Es mir vielleicht. — O heitrer Geist der Kunst,

Dem ich bisher gedient mit stiller Treue,
Und du, o Liebe, der ich heut erst diene,
Die Netze webtet ihr, die mich umstricken,
Ihr werdet sie entwirrend wieder lösen!
(er folgt den Uebrigen).

Neunter Auftritt.

Tizian Vercelli tritt auf; ihm folgen Pisani, Giorgione, viele Schüler Tizians und Diener, welche ein Bild tragen. Später Dürer, zuletzt Agnes und Anna.

Tizian (zu Pisani).

Ihr habt, mein edler Freund, mich eingeladen,
Das Bild des deutschen Meisters anzuschauen
Und wählt dazu den offnen Marcusplatz?
Das ist gefährlich. Wo ein Bild gemalt ward,
Soll man's auch sehn. Wohl zeigt die Pracht der Rose
Am wunderbarsten sich, wenn sie den Strahl
Der Morgensonne trinkt, allein das Werk
Des Malers fordert ein gebrochnes Licht
Und seiner Farben Blüthe welkt und schwindet
Erbleichend vor der unbewölkten Sonne.

Pisani.

Ein andrer Zauber, als der flüchtige
Der Farben, lebt in Dürers Werk. Ihr könnt e
An jedem Ort mit gleicher Wirkung sehn.

Doch glaubt nicht meinen Worten. Sehet selbst!
(zu den Dienern).
Hier stellt die Staffeley hin und das Bild.
(Die Diener setzen das Bild auf eine mitgebrachte Staffeley. — Tizian setzt sich vor dasselbe und betrachtet es).

Tizian.

Ein trefflich Bild, voll Wahrheit und Begeistrung,
Neu die Idee und herrlich ausgeführt!

Pisani.

Die Zeichnung?

Tizian.

Tadellos.

Pisani.

Die Färbung?

Tizian.

Kräftig.

Pisani.

Der Ausdruck?

Tizian.

Ist das Beste in dem Bild,
Wie überhaupt das Erste in der Kunst. —
Maria stirbt hier wahrhaft und im Tode
Flammt noch einmal ihr ganzes heil'ges Leben
Aus dem verklärten Angesicht empor,
Und in den biedern Zügen der Apostel
Kämpft tiefe Trau'r mit hoher Friedenswonne.

Pisani.

Ein großes Lob! O wäre Dürer hier,
Es von den Lippen Tizians zu hören!

Giorgione.

Ich sehe schon, wir werden noch Italien
Verlassen und nach Nürnberg wandern müssen,
Bei Dürer in die Schule dort zu gehn,
Und die Gemeinheit seiner Köpfe wie
Die Steifheit der Gewänder abzulernen.

Pisani.

Dein Lied hat ohne Zweifel nicht der schönen
Lavinia Grimani ganz gefallen,
Sonst würdest du ein bess'res Urtheil fällen
Und nicht die Wahrheit für Gemeinheit, nicht
Die strenge Form für trockne Steifheit halten.

Tizian.

Ihr beide habet Recht und Unrecht beide. —
Ein Meisterwerk ist dieses Bild, voll Einfalt
Und Andacht und voll Innigkeit, ein Denkmal
Des deutschen Fleißes und des deutschen Tiefsinns.
Doch fehlt Geschmack und Adel der Gestalt,
Der Reiz der Schönheit fehlt. Nur die Natur,
Die ihn umrungen, die alltägliche,
Die in des Lebens Plagen und Gebrechen
Verkümmerte gab uns der Künstler wieder.
Maria ist im Ausdruck ganz Maria,
Des ew'gen Gottes jungfräuliche Mutter,
Doch in den Formen nur ein Bürgerweib,

Und auch in den Aposteln ringt der Geist,
Des Malers großes Wollen und Bestreben
Stets mit den äussern Mängeln der Gestalt.

Dürer

(ist während der letzten Rede unbemerkt hinzugetreten, steht hinter dem Bilde, lehnt sich auf den Ramen desselben und blickt dem Tizian fest ins Gesicht mit folgender Frage).

Was habt ihr an dem Bild sonst noch zu tadeln?

Tizian.

(nach einer Pause, in welcher er ihn verwundert betrachtet hat).

Habt ihr das Recht, mich darum zu befragen?

Dürer.

Ich glaube, ja.

Tizian.

Wer seyd ihr?

Dürer.

Ich bin Albrecht Dürer.

Pisani.

Wie? Albrecht Dürer!

Mehrere Stimmen.

Albrecht Dürer hier?

Tizian.

Ihr seyd der Meister, der dies Bild gemalt?

Dürer.

Ja, und nicht schäm' ich meines Werkes mich,
Das euer Tadel mir nicht schlechter macht,

Obgleich ihr, wie ich hörte, Tizian,
Der erste Maler in Venedig seyd.
Und also wiederhol' ich meine Frage:
Was habt ihr an dem Bild noch auszusetzen?

Tizian.

Ihr überrascht mich, Dürer. Hättet ihr
Vernommen, wie mich euer Werk entzückt hat,
Ihr würdet so nicht vor mich treten, nein,
Der deutsche Meister hätte warm und herzlich
Begrüßt als Bruder den Venetianer.
Ihr hörtet leider! nur mein letztes Wort,
Ein Wort des Tadels —

Dürer.

Und des herben Tadels! —
Schönheit und Adel sollen mir gebrechen
Und auch, was ihr Geschmack nennt. Dieser Vorwurf
Gilt meinem Vaterland, ich hab' ihn oft
Von Welschen gegen Deutsche schon vernommen
Und stehe hier, ein Fremder, unter euch,
Mein Volk vor solchem Angriff zu vertheid'gen.
Willkommen ist der Anlaß, er ist würdig,
Venedigs größte Künstler seh ich hier
Und ich darf sagen, daß ich nicht der letzte
Der deutschen bin. Drum sey der Kampf begonnen
Mir ist, als ob die deutschen Eichen mir
Zuflüsterten: Sprich für die Kraft der Deutschen
Als ob die Geister jener großen Maler,
Die in Burgund, in Kölln und Nürnberg lebten

Mir riefen: Sprich für deutsche Kunst! und mir
Den Muth einhauchten und den Fluß der Rede,
Daß ich euch frage: Welchen Vorzug hat
Die Kunst Italiens denn vor deutscher Kunst?

Tizian.

Ihr fordert mich zum Kampfe, sey es denn!
Die Pflicht der Gastfreundschaft muß ich verletzen,
Muß euch, den ich so gern an meinen Heerd,
In meine Werkstatt führte, hier befehden
Und statt des Bruderkusses unsre erste
Begegnung nur mit Wortgefechten feiern.

(er setzt sich nieder. Ihm gegenüber setzt sich Dürer, die Uebrigen bleiben in der Mitte stehen. Das Bild wird indessen auf einen Wink Pisani's fortgetragen).

Ihr fragt mich, Dürer, was Italiens Kunst
Hoch über and'rer Völker Kunst erhebt? —
Blickt nur empor und lest die Antwort droben
Aus diesem blauen Himmel euch herunter,
Der seine Schwingen um das grüne Meer
Und um die blühenden Gefilde legt.
Zurück dann denket an den rauhen Norden,
Wo sich ein grauer Wolkenmantel stets
Um öde Steppen, düstre Wälder schlägt.
Die Kunst ist nur die Tochter der Natur
Und trägt der Mutter Farben und Gestalt.

Dürer.

Vor allem ist die Kunst des Geistes Tochter.
Des Himmels Schönheit und der Erde Pracht



Und die Natur mit ihrem ganzen Zauber
Hat keinen Künstler noch in Asien
Hervorgerufen. Wo der Geist gesund ist,
Das Leben heiter und das warme Herz
Im milden Hauch der Freiheit schlagen darf,
Da zündet stets der Funke, wo er hinfällt,
Und aus dem Eis des Nordens, aus dem Schne
Der Alpen, aus der Nacht der deutschen Wälder
Erblüht der Kunst geheimnißvolle Blume
Und breitet ihre Blätter durch das Land
Zur Ehre Gottes und zur Lust der Menschen.

Tizian.

Ihr sprecht nur von der leblosen Natur,
Die Schönheit der lebendigen entscheidet. —
Blickt um euch her und seht, wie jegliche
Gestalt sich frei und unverschroben hier
In angeborner Anmuth kann entfalten,
Und wie des Südens reges Leben sich
Im Antlitz des gemeinsten Mannes selbst
Urkräftig wiederspiegelt. Wir bedürfen
Hier keines wesenlosen Ideals,
Die Heiligen, die Götter zu verkörpern;
Ein Schritt aus unsrer Werkstatt zeigt
Uns schönere Gestalten, als die Seele
Des nord'schen Künstlers sich erträumen kann.

Dürer.

So größer denn ist das Verdienst des Deutschen
Wenn er die widerstrebende Natur

Kühn überwinden und der Schönheit Mangel
Ersetzen kann durch des Gedankens Fülle.
Und was denn wißt ihr von der Wohlgestalt
Der Helden unsres Glaubens und der Vorzeit?
Von ihrer Geistesgröße nur erzählt
Uns die Geschichte und von ihrem Wirken,
Und dieses Geistes Ausdruck suchen wir
Treu ihrem ird'schen Abbild einzuhauchen.
Die wahre Schönheit ist die Wahrheit. Holt
Mir einen wüsten Bettler von der Straße,
Ich will ihn malen, will sein Antlitz nicht
Verschönern, einen andern Blick nur will
Ich seinem Auge leihn und statt des Bettlers
Steht ein Apostel, ein Prophet vor euch.

Tizian.

Nun, Dürer, blickt noch weiter um euch her,
Seht den Senat, die Dogen dieser Stadt,
Seht alle Städte von Italien,
Die Fürsten wie die Bürger, seht in Rom
Den heil'gen Vater selbst mit offnen Armen
Und vollen Händen jede Kunst begrüßen,
Wetteifernd, ihre Kirchen und Palläste
Mit unsres Pinsels Schöpfungen zu schmücken,
Und nach der Ehre geizend, daß die Nachwelt
Auch ihre Namen mit den unsern nenne.
Denkt an die reichen Blüthen, die das Land,
Erwärmt von solchen Sonnen, tragen muß
Und blicket dann auf Deutschland, wo der Künstler

Voraus nichts vor dem letzten Bürger hat
Und wo die Stadt ihn dann nur Meister nennt,
Wenn er in's Malerhandwerk sich gezünftet.

Dürer.

So bleibt er doch ein freier Bürgersmann,
Und kann nach eigner Herzensfreude malen
Und braucht der Großen Launen nicht zu fröhnen.
Doch weil ihr gar so hohen Werth denn legt
Auf Hofesehren und auf Fürstengunst,
So will ich ein Geschicht'chen euch erzählen,
Von dem ich sonst gewiß geschwiegen hätte.

(er steht auf. Die Uebrigen treten ihm näher und hören ihm aufmerksam zu).

Ich hatt' in Nürnberg eines Hauses Mauer
Mit einem Wandgemälde zu verzieren
Und war herabgestiegen vom Gerüste
Und stand, das angefangne Werk betrachtend,
Des Ganzen Plan und Wirkung übersinnend.
Da kam mein Herr und Kaiser Maximilian,
Der g'rad in Nürnberg Hof hielt und Gericht,
Mit schimmerndem Gefolg vorbeigezogen.
Er sah mich grüßend an, blieb stehn und sprach:
Weil du jetzt an der Arbeit bist, mein Dürer,
Laß eine Probe deiner Kunst mich schauen.
Ihm zu gehorchen, stellt' ich rasch die Leiter;
Die aber wankt' und hielt nicht am Gerüst.
Da rief der Kaiser einem Ritter zu
Aus dem Gefolge, einem jungen Fant
Mit leerem Kopf, von Dünkel aufgeblasen,

Und hieß ihn, mir die Leiter festzuhalten.
Doch in des Junkers Mienen flammte Zorn
Und er blieb stehn, als hätt' er nichts gehört. —
Ich merk's, warum ihr zaudert, sprach der Kaiser,
Der Dienst dünkt euch zu schlecht, weil Dürer nur
Ein Bürger ist und ihr ein Edelmann.
Ich will euch zeigen, was die Kunst mir gilt.
Aus einem Bauer kann ich einen Ritter,
Aus einem Ritter keinen Künstler machen. —
Und dann zu mir sich wendend: Kniee nieder,
Nimm diesen Schlag und steh' als Ritter auf!
Jetzt, eitler Geck, schnell haltet ihm die Leiter! —
Der Kaiser sprach's und jener hielt die Leiter;

(nach einer Pause).

Seht, Italiener, so wird auch bei uns
Von deutschen Fürsten deutsche Kunst geehrt.

Giorgione.

Das hat getroffen!

Pisani.

Dieser Zug der Huld
Ist eurer werth und eures edeln Kaisers.

Dürer (zu Tizian, der schweigend dasteht).

Ihr lächelt, Tizian?

Tizian.

Ich lächle, ja,
Weil die Geschichte g'rade mir beweist,
Wie wenig noch bei euch die Kunst geachtet.



Geweigert hätte jenes Dienstes sich
Bei uns kein Junker, tausend Arme hätten
Sich ausgestreckt, die Leiter euch zu halten.
Bei uns bedarf es keines Ritterschlags,
Die Kunst zu adeln; in Italien
Ist jeder Künstler ein geborner Ritter.

Dürer (mit Unwillen, bitter).

Und hat des Adels Stolz auch, wie ich fühle,
Und trägt des Adels Flitter, wie ich sehe.
In Sammt und Seide prunket ihr einher
Und stolz wie ihr nickt uns von eurem Hut
Vornehmen Gruß die Straußenfeder zu. —
Seltsam! ich hoffte Künstler hier zu finden
Und ein hochmüth'ger Mittelschlag von Künstler
Und Höfling tritt zum Gruße mir entgegen.

Tizian.

Nun, bei San Marco! dieses Ufer hat
Wohl solchen Streit noch nie gehört. Es wäre
Ein neuer Brauch, wenn wir, die wir das Beispiel
Erhabnen Sinnes allen Völkern geben,
Nun plötzlich Zucht und Sitte lernen sollten
Von deutschen Bürgern oder — deutschen Bären.

Dürer (heftig auffahrend).

Von deutschen Bären!

Pisani.

Höret ihn nicht an!

Er war gereizt.

Anna
(welche indessen mit Agnes zurückgekommen, zu Dürer).
Wir sind hier in der Fremde.
Mein Oheim, laßt uns weg von diesem Orte!

Dürer (ohne ihrer zu achten, zu Tizian).
Hätt' ich ein Schwert bei mir, ich wollt' euch lehren,
Was für ein Wiederhall aus deutschen Wäldern
Bei solchem Hohn dem Rufenden ertönt! —
Durch bittern Tadel habt ihr mich gekränkt,
Mit kaltem Stolze habt ihr mich gereizt,
Mit einem Schimpfwort wollt ihr mich entlassen.
Es sey! auf solchen Angriff kleiner Seelen
Hat meine Zunge keine Waffen mehr;
Wenn er den Gegner nicht mehr achten kann,
So wird zum sanften Lamm der deutsche Bär.
(er geht ab).

Zehnter Auftritt.

(Die Vorigen, ohne Dürer).

Anna (zu Agnes).
Er geht im Zorn. Laßt uns ihm folgen, Muhme!

Tizian
(der während Dürers letzter Rede in sich gekehrt stand).
Nein, bleibt noch, bleibt; ich laß euch nicht von hinnen!

Agnes.
Was haltet ihr uns auf? Wollt ihr auch uns
Mit schnödem Wort beleid'gen? — Glaubet mir,

Ich zöge nicht so schnell wie Dürer ab,
Und niemals würd' es mir an Antwort fehlen.

Tizian.

Ihr seyd die Gattin Dürers?

Agnes.

Ja, das bin ich
Und kenne meine Pflicht, die mir verbietet,
Ihn jetzt allein zu lassen. — Anna komm!
(sie will mit Anna gehen).

Tizian.

Nein, bleibt und euer Bleiben sey mir Bürge,
Daß er zurückekehrt. Noch mehr, ihr sollt
Mir beistehn, edle Frau, ihn zu versöhnen.
Ich ging zu weit, im Eifer des Gesprächs
Versendet unsre Zunge manchen Pfeil,
Den wir bereu'n, wenn er getroffen hat.
Nachdem er fort ist, seh' ich erst beschämt,
Wie tief ich ihn gekränkt. Nennt mir ein Mittel,
Wodurch ich mir Vergebung und vielleicht
Noch seine Freundschaft mir erringen mag.

Pisani (zu Agnes).

Ja, glaubt mir, Tizian ist ein edler Mann,
So stolz und schroff nicht als er schien. Ihr dürft
Ihm trauen. Schnell aufbrausend, schnell
Versöhnt; so ist er.

Agnes.

Das ist auch mein Mann. —
Was ich gehört von eurem Zwist, so war er

Nicht ärger, als so mancher schon gewesen,
Den Dürer mit Gelehrten oder Künstlern,
Ja mit den Herrn vom Rathe selbst gehabt,
Und immer ward der ärgste Streit zuletzt
In einem Becher alten Weins ertränkt.
Wenn's euch so Ernst ist, Dürern zu versöhnen,
So wird sich dazu wohl ein Mittel finden.
Nur laßt mich zu ihm!

Tizian.

Nein, ich sende schnell
Nach ihm und dank' euch im voraus, Signora.
(zu einigen seiner Schüler).
Eilt ihr hinweg, zerstreut euch in den Straßen,
Sucht überall den deutschen Meister auf
Und bringet ihn zurück — an meine Brust!
Er soll mich kennen lernen, soll erfahren,
Wie Tizian bereut, wenn er gefehlt.
(zu Agnes).
Wenn er zurückkehrt, müßt ihr in mein Haus.
Laßt euern Wirth mich in Venedig seyn.
In Festen soll euch schnell die Zeit verinnen;
Durch dieser Stadt vielarmige Kanäle,
Auf alle Inseln der Lagune rings,
Bis an die Mauer, die das Meer umschließt,
Soll euch der leichte Flug der Barke tragen.

Giorgione.

Und mich, mich laßt bei diesen Künstlerfesten



Die Laute schlagen, mit Gesang und Spiel
Der Welle Plätschern und das trauliche
Gespräch der werthen Gäste zu begleiten.

Anna

(den Marc Antonio erblickend, zu Agnes).

Seht, Muhme, da kommt er zurück.

Agnes.

Wer? Dürer?

Anna.

Nein, nicht der Oheim, nur der junge Mann,
Der seinen Beistand gegen Marc Anton
Versprochen.

Agnes.

Wie du roth wirst! Deine Wange
Glüht wie der Scharlach, den Herr Wilibald
Pirkheimer jüngst von Augsburg sich verschrieben,
Und deine Augen, die nach ihm zuvor
Starr hinsah'n, schlägst du schüchtern jezt zu Boden.

Anna.

Wenn ihr mich drum beredet, muß ich wohl
Erröthen und die Augen niederschlagen.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Marc Antonio.

Marc Antonio

(tritt zu Tizian und Giorgione).

Von euren Schülern hab' ich euren Zwist
Mit Dürer, so wie euren Wunsch vernommen,
Ihn auszugleichen. Einen andern Streit
Viel ernstrer Gattung hab' ich selbst mit ihm
Und keinen heißern Wunsch, als diesen auch
Schnell auszugleichen. Doch ist dazu nöthig,
Daß seine Frauen mich noch nicht erkennen.
Drum bitt' ich, nennet mich vor ihnen nicht.

Tizian.

Recht gern, mein Freund.

Pisani.

Ich kann mir denken, was
Der Streit betrifft.

Giorgione.

Auch ich will dich nicht nennen,
Das aber darf ich doch dem Mädchen sagen,
Daß du vorher, — erinnerst du dich noch? —
Ein deutsches Gänschen sie genannt?

Marc Antonio.

Bist du
Von Sinnen, Mensch? Ich wär' verloren, denn, —
Daß ich's nur kurz und g'rad heraus dir sage, —
Ich liebe, — spotte meiner, wie du willst, —
Ich liebe dieses Mädchen, wünsche sie —

Giorgione.

Doch nicht zur Frau zu nehmen?

Marc Antonio.

Allerdings!

Giorgione.

Wenn sie dich nimmt. Du bist nicht ihrer wert[h]

Marc Antonio.

(sich den Frauen nahend, die im Vorgrund zur Seite stehen).
Da bin ich wieder.

Agnes.

Seyd willkommen, Herr.
War't ihr so gut, die Klagschrift wider Marc
Antonio dem Gericht zu übergeben?

Marc Antonio.

Nein, doch ich habe selbst den Marc Anton
Indeß gesprochen und ihn überredet,
Ohn' eure Klage zu erwarten, alles,
Was Dürer fordert, einzugehn. Glaubt mir,
Er thut, was ich nur wünsche.

Giorgione.

Ja, das glaub' ich selbst.

Agnes.

Wenn er bezahlt, soll Dürer euch zum Dank
Ein Bild verehren.

Marc Antonio.

Ach! er hat ein Bild,
Ein Engelsbild. Wenn er mir das verehrte!

Agnes.

Wohl! oder, wenn ihr's vorzieht, einen Abdruck
Von jedem seiner Kupferstiche.

Giorgione.

Schön! —
Das wird dir wohl am liebsten seyn, mein Freund,
Denn jetzt besitzest du nur jene schlechten
Copie'n, die Marc Anton davon gemacht.

Marc Antonio (leise zu Giorgione).

Schweig, Unverschämter!

(zu Agnes).

Nein, ich fordre nichts,
Als daß die schöne Anna in der Ferne
Zuweilen meiner noch gedenken möge.

Anna.

Das werd' ich, Herr, und zwar von ganzer Seele. —

Doch das klingt fast wie Abschied und wir denken,
Noch länger hier zu bleiben. Wenigstens
Mein Oheim war auf einen Aufenthalt
Gefaßt von sieben Wochen. Freilich wird
Er kürzer dauern, wenn ihr den Proceß
So schnell beendigt —

Marc Antonio.

Ja, das werd' ich, muß ich,
Denn keine Ruh' hab' ich, bis Albrecht Dürer
Versöhnt mit Marc Anton ist.

Giorgione.

Glaubt ihm nicht,
Was er euch sagen mag. Ihr kennt ihn nicht,
Er ist —

Marc Antonio (leise zu Giorgione).

Um Gotteswillen, Freund! sey stille!

Giorgione.

Er ist — ein Lügner, sonst ein guter Mensch;
Auch liebt er's, fremde Frauen, wenn sie kaum
Den Fuß in diese Stadt gesetzt, mit eignen,
Von ihm erfundnen Namen zu bezeichnen.
So nannt er euch —

Marc Antonio (leise zu ihm).

Ich tödte dich, Verräther!

Anna.

Wie nannt' er mich?

Giorgione.

Ein deutsches — Mädchen, werth
Des Dogen Braut zu seyn.

Tizian.

Seht, seht, da kommt
Der edle Dürer wieder. Ihm entgegen!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Albrecht Dürer.

Tizian (ihm entgegeneilend).

Wohl mir, daß ihr zurückkehrt, Meister Albrecht!
Daß ich euch sagen kann, wie meine Hitze,
Mein Unrecht mich gereut. Verzeiht mir, Dürer!

Dürer.

Ich euch vergeben? Ich? — Verzeihet ihr mir,
Und laßt mich eure Meisterhand ergreifen,
Laßt mich sie drücken, laßt —

Tizian.

Ihr seyd bewegt.
Was ist euch? Was erfuhrt ihr? Wo seyd ihr
Gewesen?

Dürer.

Wo ich war? — Vernehmt's, Vercelli!
Im Unmuth ging ich von euch, wie ihr wißt,
Euch alle hier und meinen Aufenthalt
Verwünschend in Venedig. Ein'ge Straßen
Durchwandr' ich so und komm' an eine Kirche,
Man nennt sie Sanct Johann und Paul,
Und geh' hinein, mein tiefverwundet Herz
Vor Gott, dem Herzerquicker, auszuschütten.
Da fällt mein Blick auf ein Gemälde links,
Vom Strahl der Sonne wunderbar erhellt.
Ein Mönch in schwarzem Rock und weißem Mantel
Liegt sterbend zu den Füßen zweier Mörder;
Ein andrer Mönch entflieht mit Angstgeschrei
Und weit im Sturme flattert sein Gewand,
Denn dieses Mordes Anblick regt in Sturm
Die ewige Natur auf.
Der Bäume Zweige rauschen Todeshymnen
Und hoch aus ihren Wipfeln senkt ein Chor
Von Engelknaben, Siegespalmen schwingend,
Auf den verklärten Märtyrer sich nieder. —
Ich sah's und stand bewundernd da und dachte
Nur an die Göttlichkeit der Kunst und fragte:
Wer hat das Bild gemalt? — Und neben mir
Stand einer aus dem Volk, der sagte stolz:
Dieß Bild hat unser Tizian gemalt! —
Da riß es aus der Kirche mich heraus,
Zum Marcusplatz zurück, um euch zu finden,

Um eure Hand zu fassen und zu drücken,
Dieselbe Hand, die jenes Wunder schuf!

Tizian (ihn umarmend).

Kommt an mein Herz, o Dürer! Wohl ein Wunder
Hat meine Kunst bewirkt, da sie den Gegner
In einen Freund mir plötzlich umgewandelt;
Das schönste Wunder! — Aber war es möglich,
Daß wir uns nicht beim ersten Blick erkannten
Und wie zwei Brüder aneinanderschlossen?
Jetzt stellt ihr mich zu hoch. Ein einz'ger Strahl
Nur bin ich aus der Sonne heil'ger Kunst,
Die in Italien flammt. Ihr aber seyd
Ein Heros eurem Land; mit sicherm Schritt
Bracht ihr zuerst die Bahn, mit starken Armen
Umfaßt ihr jede Wissenschaft und Kunst
Und jede Kraft und Tugend eures Volkes.
Und wie auch Deutschland sich erheben mag,
Nie wird es einen zweiten Dürer sehn.

Dürer.

Ich denk' an euer Werk zurück und schweige. —

Agnes (zu ihm tretend).

In deiner Freude bitt' ich dich, nicht ganz
Den Zweck der Reise, den Proceß mit Marc
Antonio zu vergessen. Dieser Herr
Hat ihn gesprochen.

Dürer (zu Marc Antonio).

Nun? was sagt Raimondi?

Will er noch vor der Klage mich befried'gen?
Am liebsten wär' es mir, ich will's gestehn,
Wenn gütlich dieser Streit geschlichtet würde,
Denn nicht gestimmt mehr bin ich, einen Künstler
Venedigs vor dem Richter zu belangen.

Marc Antonio (bei Seite).

Willkommne Stimmung!

(laut zu Dürer, eine Schrift hervorziehend).

Alles, was ihr wünscht
Bewilligt Marc Anton, und hofft dafür
Auch die Gewährung einer großen Bitte.
Dieß Blatt enthält die Punkte des Vergleichs.
Daß dieses seine Schrift ist, werden euch
Die Freunde hier bestät'gen.

(er hält die Schrift den Umstehenden hin).

Pisani.

Ja vollkommen!
Das sind Raimondi's Züge. Darauf kann
Ich schwören.

Giorgione.

Wär's auch anders möglich?
Er hat die Handschrift aus der rechten Hand

(während Marc Antonio dem Dürer die Schri[ft] überreicht).

Und übergibt euch jezt sie mit derselben.

Dürer

(wird aufmerksam, nimmt die Schrift und sagt für sich)

So? So? — Dahinter steckt etwas. Laß sehn.

(er entfaltet die Schrift und liest).

„Erstens bekennet Marc Antonio
„Raimondi, Kupferstecher aus Bologna,
„Daß er dem deutschen Meister, Albrecht Dürer,
„Wohl gegen dreißig Blätter nachgestochen
„Und diesen Nachstich stets als Dürers Werke
„Verkaufen lassen. — Zweitens auch verspricht er,
„Obgleich er daraus keinen Vortheil zog,
„Dem Dürer allen Schaden zu ersetzen,
„Welch eine Summe dieser fordern mag.
„Dagegen nimmt Herr Dürer seine Klage
„Zurück und will, zum Zeichen der Versöhnung,
„Noch drittens seine Nichte —“ Was ist das?

Anna (für sich).

Was werd' ich hören?

Dürer

(nachdem er den Marc Antonio fixirt hat, fortlesend).

— „Seine Nichte Anna
„Dem Marc Antonio zur Gattin geben,
„Wenn anders ihn die Jungfrau lieben kann.“ —

Agnes (zu Marc Antonio).

Was kommt euch in den Sinn?

Anna (zu demselben).

Und solchen Vorschlag
Wagt ihr zu machen meinem Oheim? Mich
Im Wege des Vergleiches zu verhandeln?
Wie schrecklich hab' ich mich in euch getäuscht!

Marc Antonio.

So wollt ihr Marc Antonio's Weib nicht werden?

Anna.

Nein, nun und nimmermehr!

Marc Antonio.

Ihr kennt ihn nicht.

Anna.

Ich will ihn auch nicht kennen. — Oheim, Muhme,
Laßt uns hinweg, verlassen diese Stadt,
Wo alles uns beleidigt und verhöhnt!
In unsrer guten Vaterstadt hätt' Keiner
Sich gegen Fremde solchen Spott erlaubt.

Dürer (nach einer Pause, gelassen).

Ich sehe keinen Spott in diesem Antrag,
Und da die ersten Punkte des Vergleichs
Mir so entsprechend sind, find' ich den letzten
Nicht ganz verwerflich. Nur noch möcht' ich erst
Den Marc Anton persönlich kennen lernen. —
Hört, Tizian, ihr seyd mein Freund, ihr kennt
Den Marc Anton; was sagt ihr zu dem Antrag

Tizian.

Raimondi ist in diesem Augenblicke zwar
Ein Heuchler, sonst ein Mann von edler Seele
Und reinen Sitten —

Dürer.

Und ein wackrer Künstler

Das hat er mir nur allzugut bewiesen. —
So sey's! ich nehme seinen Antrag an,
Jedoch —

Marc Antonio (freudig).

Habt ihr noch einen Wunsch? Mit Freuden
Sagt er zu jeglicher Bedingung Ja!

Anna.

Um Gotteswillen, Oheim! Wollt ihr mich
Dem Fremden opfern?

Dürer.

Laß mich erst vollenden! —
(zu Marc Antonio).
Ja, Marc Anton soll meine Nichte haben,
Jedoch nur dann, — wenn er ein Andrer ist,
Als ihr!

Marc Antonio (bestürzt).

Ich bin verloren!

Dürer.

Hab' ich euch
Gefangen? nicht erkannt in der Verhüllung?
Ihr selbst seyd Marc Anton, ihr dachtet mich
Zu überlisten und ihr seyd's von mir.

Giorgione.

Vortrefflich!

Anna

(erstaunt, nicht ohne Bestürzung).

Wie? Ihr selbst seyd Marc Anton?
Geopfert sollt ich keinem Fremden werden?

Marc Antonio.

Ich bin es selbst und steh' beschämt vor euch. —
Verzeihung, edler Meister, daß ich euch
Zu täuschen wagte, doch beim ersten Blick
Flog euch und dieser edeln Jungfrau schon
Mein Herz entgegen; lauter schlug es noch,
Da ich erfuhr, daß Dürer vor mir stand.
Doch meines Fehls Bewußtseyn gegen euch
Verbot mir, einen Namen euch zu nennen,
Den ihr verfolgt, und zwang mich zur Verstellung.
Nur Eines bitt' ich euch, für wahr zu halten:
Den ganzen Inhalt dieser Schrift, mein Streben,
Euch zu versöhnen, ach! und meine Liebe
Zu diesem Mädchen, das ich nie vergesse,
Auch wenn ich's nie mehr wieder sehen darf!
(er will gehen).

Dürer.

Bleibt! Es war ja so böse nicht gemeint!
Als wackern Jüngling hab' ich euch erkannt
Und geb' euch meiner Nichte Hand, wenn sie
Nicht Nein sagt.

Marc Antonio.

O ich Glücklicher!

Agnes (zu Marc Antonio).

Halt! halt!
Preißt euch nicht glücklich, eh ich Ja gesagt.

(zu Dürer).

Wie, Albrecht? bist du heut so schnell entschlossen
Und fragst nach meiner Meinung nicht? — Ich dächte,
Die Rechenmeisterin hätt' auch zu reden. —
Doch seyd nur ruhig, denn ich sage Ja.

(zu Marc Antonio).

Und jene tausend Gulden, die ihr uns
Noch schuldig seyd, die geben wir der Anna
Zum Heurathgut. — Was werden sie in Nürnberg
Zu solcher Mitgift sagen? Tausend Gulden!

Marc Antonio (lächelnd).

Großmüth'ge Frau! — Doch was sagt Anna selbst?
Sagt sie auch jetzt noch: Nun und nimmermehr?

Anna.

Zwar sag' ich nicht mehr: Nun und nimmermehr!
Doch sag' ich auch nicht Ja noch. Laßt mich erst
Euch näher kennen lernen, um zu sehn,
Ob ihr es werth seyd, daß ich wegen euch
Den Vater und das Vaterland verlasse.

Marc Antonio.

Die schönste Hoffnung gebt ihr meinen Wünschen.

Tizian.

Und bald, mein Freund, wird die Erfüllung folgen. —
Doch nun kommt in mein Haus; wir wollen dort
Beim frohen Mahl und unter frohen Liedern
Die Kunst der Deutschen wie der Italiener
Hoch leben lassen im Refosco-Wein.

Dürer.

Sie lebe hoch! Und jeder Streit ersterbe
Beim vollen Becher in der Freude Kreis!
Verschieden ist der Künstler Art, doch gleich
Ist unser Geist und Sinn und unser Streben,
Und von dem Rheinstrom bis zum Tiberstrand,
Bei welschen Pinien und deutschen Eichen
Gibt es nur *eine* Kunst!

Marc Antonio (sich gegen Anna neigend).

Und *eine* Liebe!

Gedichte

von

H. Heine.

I. Tragödie.

1.

„Entflieh' mit mir und sey mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus!
In weiter Fremde sey mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus."

„Entflieh'n wir nicht, so sterb' ich hier,
Und du bist einsam und allein;
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde seyn."

2. *)

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein;
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb;
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind gestorben, verdorben.

3.

Auf ihrem Grab, da steht eine Linde,
Drin pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter sitzt, auf dem grünen Platz,
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde wehen so lind und so schaurig,
Die Vögel singen so süß und so traurig,
Die schwatzenden Buhlen sie werden stumm,
Sie weinen und wissen selbst nicht warum.

---

*) Dieses zweite Lied ist ein rheinisches Volkslied, un nur das erste und dritte habe ich selbst gedichtet.

H. H.

II. Ramsgate.

1.

„O, des liebenswürdigen Dichters,
Dessen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!“

Während liebenswürd'ge Damen
Also liebenswürdig dachten,
Mußt ich, hundert Meil entfernt,
In der öden Fremde schmachten.

Und es hilft uns nichts im Norden,
Wenn im Süden schönes Wetter,
Und von zugedachten Küssen
Wird das magre Herz nicht fetter.

2.

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die jungen, unerfahr'nen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwei Gebündel Heu
Still nachdenkt, welches von den beiden
Das allerbeste Futter sey.

3.

Spätherstnebel, kalte Träume,
Ueberfloren Berg und Thal,
Sturm entblättert schon die Bäume,
Und sie schau'n gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam,
Einz'ger Baum steht unentlaubt;
Feucht von Wehmuthsthränen gleichsam,
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach! mein Herz gleicht dieser Wildniß,
Und der Baum, den ich dort schau
Sommergrün, das ist dein Bildniß,
Hochverehrte, schöne Frau!

III. Neuer Frühling.

1.

Die schönen Augen der Frühlingsnacht,
Sie schauen so tröstend nieder:
Hat dich die Liebe so kleinlich gemacht,
So hebt dich die Liebe wieder.

Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süße Philomele;
Wie mir das Lied zur Seele dringt,
So dehnt sich wieder die Seele.

2.

Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche,
Das macht mir Schmerz.
Ich schau' in alle Blumenkelche,
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine,
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt.

Die Nachtigall schlägt, und ich verstehe
Den süßen Gesang;
Uns beiden ist so bang und wehe,
So weh' und bang.

3.

Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in Acht,
So wird es sich wieder verlieben.

Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?
Es wollen die singenden Nachtigall'n
Mich vor der Lilie warnen.

4.

Es drängt die Noth, es läuten die Glocken,
Und ach! ich hab' den Kopf verloren!
Der Frühling und zwei schöne Augen,
Sie haben sich wider mein Herz verschworen.

Der Frühling und zwei schöne Augen
Verlocken mein Herz in neue Bethörung!
Ich glaube die Rosen und Nachtigallen
Sind tief verwickelt in dieser Verschwörung.

5.

Ach! ich sehne mich nach Thränen,
Liebesthränen, schmerzenmild,
Und ich fürchte, dieses Sehnen
Wird am Ende noch erfüllt.

Ach! der Liebe süßes Elend
Und der Liebe bitt're Lust
Schleicht sich wieder, himmlisch quälend,
In die kaum genes'ne Brust.

6.

Wenn du mir vorüberwandelst
Und dein Kleid berührt mich nur,
Jubelt dir mein Herz, und stürmisch
Folgt es deiner schönen Spur.

Dann drehst du dich um und schaust mich
Mit den großen Augen an,
Und mein Herz ist so erschrocken,
Daß es kaum dir folgen kann.

7.

Wieder ist das Herz bezwungen,
Und der öde Groll verrauchet;
Wieder zärtliche Gefühle
Hat der Mai mir eingehauchet.

Spät und früh durcheil' ich wieder
Die besuchtesten Alleen,
Unter jedem Hute such' ich
Meine Schöne zu erspähen.

Wieder an dem grünen Flusse,
Wieder steh' ich an der Brücke —
Ach, vielleicht fährt sie vorüber,
Und mich treffen ihre Blicke.

Im Geräusch des Wasserfalles
Hör' ich wieder leises Klagen,
Und mein schönes Herz versteht es,
Was die weißen Wellen sagen.

Wieder in verschlung'nen Gängen
Hab' ich träumend mich verloren,
Und die Vögel in den Büschen
Spotten des verliebten Thoren.



8.

Es haben unsre Herzen
Geschlossen die heil'ge Allianz;
Sie lagen fest an einander
Und sie verstanden sich ganz.

Ach, nur die junge Rose,
Die deine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin,
Sie wurde fast zerdrückt.

Acerbi.

Novelle

von

W. Alexis.

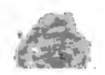
1.

In dem kleinen Posthause an der Landstraße war viel Unruhe. Die Durchreise des Fürsten nach dem Bade mit einem größern Gefolge, als man erwartet, hatte den Stall des Posthalters so geleert, daß mehrere Reisende diesen vergeblich bestürmten.

„Auch der noch!“ rief der bedrängte Officiant, als der Reisewagen des Grafen Arnheim mit vier Pferden vor dem Thorweg hielt, und der Kammerdiener hastig herunterspringend Postpferde zur Weiterreise bestellte.

„Ich kann Seiner Gnaden nicht dienen, kein halbes Thier im Stalle, und ich erwarte mit Angstschweiß die Drei für die Diligence.“

Der Kammerdiener mochte an solche Antworten nicht gewohnt seyn, und der Posthalter in andern Fällen für den reichsten Gutsbesitzer der Gegend Auskunftsmittel gewußt haben, wo andere Reisende abgewiesen wurden.



„Aber Herr Postmeister, der Graf Arnheim verlangen die Pferde.“

„Aber Seine Durchlaucht der Fürst *** passirten mit ihrer ganzen Suite durch,“ rief der Beamte und warf sich in die Brust, dem Kammerdiener zu bedeuten gebend, daß noch ein Unterschied zwischen dem reichen Grafen und dem mächtigen Fürsten obwalte, und ein Posthalter, der eben den Letztern bedient, ein anderes Wesen sey, als der sonst vor dem begüterten Edelmann den Rücken beugte.

Der Graf, der vom Wagen aus das Gespräch und das für ihn traurige Resultat mit angehört, war indessen herabgestiegen und half seiner Tochter herunter. Der Verzug schien um so unangenehmer, als die vornehmen Gäste an der Schwelle des Gast- und Billardzimmers dieses ganz mit Fremden und Tabacksdampf angefüllt sahen. Die Gräfin zog den Schleier tiefer vom Reisehut, während der Jäger auf des Grafen Befehl sich nach einem Zimmer erkundigte; denn so ließ der Wirth und Posthalter es heut an seiner gewöhnlichen Devotion fehlen, daß er nicht selbst dem einflußreichen Manne sogleich entgegenflog. Er bedauerte zwar tausendmal, daß kein einziges Pferd und auch nicht einmal ein Zimmer für seine gnädigen Gäste bereit stehe; aber aus dem Bedauern leuchtete mehr die Freude, daß er den durchlauchtigsten Fürsten auf seiner Schwelle begrüßt hatte.

„Indessen kann doch der Fürst nicht Ihre Zimmer in Beschlag genommen haben, wenn er nach Pyrmont durchreiste,“ sagte der Graf nicht ohne Empfindlichkeit.

„Da ist die bunte Unordnung selbst, wie Euer Gnaden sich überzeugen mögen, wenn Sie alle die Fremden —“

Er brach mitten in der Rede ab, irgend etwas anzuordnen, worauf ihn ein Marqueur aufmerksam machte.

„Der Mann ist wirklich lächerlich,“ bemerkte der Graf, „weil der Fürst hier hat absteigen müssen, glaubt er den Anstand vergessen zu können, der Leute seiner Bildung allein erträglich macht.“

„Sie werden schon, gnädigster Vater,“ sagte die Tochter, „sich bequemen müssen, einmal die schöne Natur zu bewundern, und mit mir im Garten spazieren zu gehn, bis die Pferde kommen.“

Mit einem leisen Lächeln reichte der Graf seiner Tochter den Arm. „Ist denn die schöne Natur noch in der Mode? — Die verdorrten Hecken und weißen Bäume erinnern nicht einmal an ein Walddickicht, wo die verirrte Schönheit auf Ungeheuer oder wenigstens Prinzen stoßen kann.“

Ein Blick des Vaters sollte durch den Schleier der jungen Gräfin dringen, deren Augen aber den Boden suchten, ohne daß jener entdeckt hätte, ob seine Worte ihre Wangen färbten. Indessen kam ein solcher Staubwirbel, vom Winde aufgeregt, daß beide nach wenigen Schritten es vorzogen, das Freie wieder

zu verlassen. Der Wind trieb, außer dem Staube, Regenwolken heran, die bald, nachdem Graf und Gräfin in das Billardzimmer getreten, sich zu entladen anfingen.

Die Thüre zu einem Nebenzimmer stand halb geöffnet. Der Jäger stieß sie ganz auf, und die hier versammelte Gesellschaft dünkte dem Grafen anständiger als die der Amtleute und Pächter im Billardzimmer. Einige jüngere Männer würfelten eifrig, unter ihnen Jemand von etwa dreißig Jahren, dessen höhere Bildung und feinerer Anstand sich schon in der Art kund gab, wie er mit Leichtigkeit am Spiele Theil nahm. Während die Andern mit erhitzten Gesichtern und bebenden Händen die Würfel zerrieben, ehe sie den Wurf wagten, ließ er sie fast nur aus der Hand gleiten. Er zählte nicht einmal die Augen, und der Ruf seiner Mitspieler verkündete ihm immer erst sein Glück, das, nach dem Häufchen Silbergeld vor ihm zu urtheilen, ihn jedoch vor allen begünstigen mußte. Sobald die Reisenden eingetreten, wandte er sich mit verbindlicher Wendung zu ihnen, als wolle er entweder zur Theilnahme einladen, oder das Spiel entschuldigen. Der Graf bemerkte, daß auf dem Wege nach Pyrmont ein solcher Auftritt nichts Ungewöhnliches habe; in der Art aber, wie er mit der Gräfin den Platz am Fenster einnahm, sprach sich seine geringe Lust aus, ein Gespräch mit dem Unbekannten anzufangen. Kammerdiener und Jäger brachten jezt die Sachen aus dem Wagen, welche unter dem Regen

leiden konnten. Als dieß der Fremde bemerkte, überflog ein edles Roth sein Gesicht, und er drückte sein Bedauern aus, wenn er vielleicht die unglückliche Ursache sey, daß die Damen keinen bessern Platz im Posthause gefunden. Er habe die obern Zimmer inne, wolle sie aber sogleich räumen lassen.

Der Graf dankte dafür. „Unser Aufenthalt hier dauert hoffentlich nur kurze Zeit; überdieß sind wir in einem Wirthshause, wo jeder auf das ein Recht hat, was er bezahlen kann und will.“

Der Fremde machte eine leichte Verbeugung und kehrte zum Spieltisch zurück. Die Gräfin hatte durch ihren Schleier Gelegenheit zu bemerken, wie sein Gesicht sich unmuthig bei der Abweisung verzog. Es war edel, voll Leben; eine hohe Stirn, mehr aber noch das Feuer der Augen drückte einen kühnen Sinn aus, der sich besonders den andern gegenüber, die ganz gewöhnliche Menschen waren, nicht verkennen ließ. Daß er das Leben kannte und seines Uebergewichts sich bewußt war, verriethen seine Mienen und Bewegungen; doch neben dieser Sicherheit sprach sich eine gewisse Unruhe aus, die aber mehr in seinem Temperament ihren Grund finden mochte, als in irgend einer Erwartung. Er that noch einige Würfe, immer mit Glück, setzte sich dann in einen Winkel und ergriff gleichgültig ein Zeitungsblatt. Das Spiel war durch den Abtritt des Gewinners gestört. Die Uebrigen entfernten sich mit unzufriedenen Gesichtern. Einige verbeugten sich gegen ihn, andere suchten durch

affektirten Trotz den Schein der Gleichgültigkeit und Nichtachtung zu erkünsteln.

Der Gewitterregen hatte eine frühere Dunkelheit herbeigeführt. Schon zündete der Marqueur Lichter an, als das Posthorn tönte und die schwere Diligence auf dem Steindamm polterte. Von allen Passagieren, denen der gießende Platzregen auf dem kurzen Wege von der Kutsche bis in den Flur fast ihren ganzen Poststaub abwusch, wurde der Lärm im großen Wirthszimmer verstärkt. Man schrie nach Thee, Feuer, Bürsten, der Conducteur fluchte, daß die Pferde noch nicht bereit ständen. Aus allen groben und brummenden Stimmen machte sich eine besonders vernehmbar. Fein, schneidend, in sehr gebieterischem Tone herrschte sie den Posthalter an, aus dessen kurzen Antworten aber zu entnehmen war, daß ihr Inhaber kein Mann von solchem Ansehen sey, um ihn zur Höflichkeit zu bewegen.

„In drei Teufels Namen," ranzte den Frager jetzt der Conducteur selbst an, „wie oft, junger Herr, soll man's Ihnen sagen! Ja, es war der Fürst von ***, der uns auf der Chaussee begegnete."

„Mit seiner ganzen Suite, geht nach Pyrmont," setzte der Wirth hinzu.

„Ich muß ein besonderes Zimmer haben, schaffen Sie es mir, Herr Posthalter, und das gleich," rief die feine Stimme.

Die Forderung mußte etwas wunderbar klingen, denn anfangs hörte man gar keine Antwort, dann

brummte der Posthalter etwas, und der Conducteur erklärte es dahin, daß kein Zimmer im Hause leer stehe, es auch sonderbar sey, ein solches zu verlangen, wenn die Post in der nächsten Minute abfahre.

„Ich fahre aber nicht mit der Post weiter,“ rief der junge Mann, „ich muß hier liegen bleiben, und will durchaus ein eignes Zimmer haben.“

„Herr, ich habe aber keins im Hause mehr, und werde für Sie kein apartes bauen lassen,“ sagte der Wirth ärgerlich.

„Ich bezahle es,“ entgegnete der Fordernde.

Der Streit mußte für die im Billardzimmer Anwesenden so anziehend geworden seyn, daß sie insgesammt schwiegen und die im Nebenzimmer jeden Laut hören konnten. Der Conducteur legte sich noch einmal vermittelnd in den Wortwechsel.

„Wenn Sie, mein junger Herr, Gründe haben, hier zu bleiben, so kann ich Sie nicht zwingen in unsere Postkutsche; aber hier werden Sie eben so wenig Geld geliehen bekommen, als von unsern Passagieren, und wenn es doch einmal bezahlen heißt, ist es immer besser, wenn Sie für Ihr schon bezahltes ein Paar Meilen weiter rutschen.“

„Mein Freund, wer hat Ihn gebeten sich in meine Angelegenheiten zu mischen?“ fuhr jene Stimme noch hitziger auf. „Sie, Herr Posthalter, mache ich dafür verantwortlich, wenn mir daraus ein Schaden erwächst, den Sie nicht berechnen können. Sie haben gewiß noch ein Zimmer und ich bestehe darauf, weil

ich Rücksichten habe, die mir verbieten in dem allgemeinen zu bleiben.“

Jetzt wurde auch der Wirth hitzig. „Herr, wer sind Sie denn? Was prätendiren Sie denn? Denken Sie, daß ich vor jedem blinden Passagier auf der Ordinären Rechenschaft ablegen muß? Ein Graf ist hier im Hause und eine Gräfin, der erste Gutsbesitzer im Lande, und er hat mir glauben müssen aufs Wort und kein Zimmer bekommen, und Sie, junges Bürschchen, wollen hier den Naseweiß und den Herrn spielen? aber an mir sollen Sie Ihren Mann gefunden haben, wenn's mir verlohnte mit Ihnen mich einzulassen.“

„Wie heißt der Graf?“ fragte der junge Mensch mit einemmale in ganz verändertem Tone, zwar mit schneidender Heftigkeit, aber ohne allen Zorn. Vielmehr schien es, als treibe ihn nur eine plötzlich erwachte Neugier zu der Frage.

„Es ist der Graf Arnheim,“ bemerkte Jemand.

„Marqueur, melden Sie mich bei ihm,“ rief der Ungestüme.

„Dazu bin ich nicht hier, draußen steht sein Jäger,“ entgegnete jener.

„So soll der mich melden.“

Der junge Mann mußte aber wohl bemerken, daß Niemand Lust habe, auch nur den Jäger zu rufen. Er eilte darum selbst hinaus, als auf der Straße ein neuer Lärm sich erhob. Pferde kamen von mehreren Seiten. Man spannte die herbeigeschafften

Ackergäule vor die Diligence, während mehrere Reiter von der entgegengesetzten Seite herantrabten. Indeß der Postillon ins Horn stieß und die Passagiere sich drängten, bezahlten, ihr Gepäck zusammenrafften, waren einige Herren abgestiegen und forderten hastig Erfrischungen. Sie sprachen Französisch. Der Wirth war ausnehmend höflich gegen sie und der Graf entnahm aus einigen Redensarten, daß es bekannte Officiere des Fürsten von *** waren, die vermuthlich von Pyrmont oder aus seiner Suite mit Aufträgen zurückkehrten. Schon wollte er zu ihnen hinaustreten, sie zu begrüßen, als ein unerwarteter Zufall ihn davon zurückhielt.

2.

Die Thüre drückte sich hastig, aber leise auf, und ein junger Mensch von blassem Gesicht trat ein. Er riegelte hinter sich zu und schritt rasch auf den Grafen los. Die traurige Katastrophe, hervorgebracht durch Sands unselige That, wo jeder Mann von Bedeutung beim Eindringen junger blasser Leute eine feindliche Absicht auf sein Leben vermuthete, war wohl vorüber. Der Rock des Mannes aber, der hier eintrat, verrieth noch in Zuschnitt und Farbe, daß er entweder von einem Altdeutschen abstamme, oder einem Künstler angehöre. Die Weste stand weit offen, um den Hemdkragen war ein schwarz seidenes Tuch nur leise gebunden, und die dunkeln unstäten Augen gaben



dem blassen Gesichte etwas Interessantes. Daher war es wohl sehr natürlich, daß die Gräfin Caroline ängstlich aufsprang und die Hand vorstreckte, als der junge Mann sich dem Vater näherte. Auch der Zeitungsleser war aufgestanden und schnell herangetreten. Die Lippen der Gräfin zuckten ängstlich; dieß bemerkte der Eindringende sogleich und richtete an sie die ersten Worte.

„Keinen Laut, oder ich bin verloren. — Sie sind der Graf Arnheim?"

„Ich habe keinen Grund es zu verschweigen," entgegnete der Graf.

„So retten Sie mich. Geben Sie mich für Ihren Domestiken, für Ihren Schreiber aus. In einer Lage wie die meine versteht sich der edle Mann auch zu drückendern Verhältnissen."

„Ihr sehr schätzbares Vertrauen, junger Mensch, werde ich zu achten wissen, sobald ich den Grund Ihrer seltsamen Bitte erfahre. Vor was soll ich Sie retten, wer verfolgt Sie, welchen Grund haben Sie, die Theilnahme anzusprechen?"

„Ich wende mich an Sie, gnädigste Gräfin. Es ist das heiligste Vorrecht deutscher Frauen, den Verfolgten beizustehn."

„Sie haben sich an mich gewandt," sagte der Graf etwas heftig und stand auf. „Meine Tochter ist für Sie nicht anwesend."

„Meine Verfolger, gnädigster Herr, sind im Nebenzimmer, und wenn Sie geruhen, so laut fortzu-

fahren, bin ich im Augenblick entdeckt. Sie unterhandeln eben mit dem schurkischen Wirth, der für einige Goldstücke keinen Anstand nimmt, mich auszuliefern — dem Schaffot."

Das Wort wirkte auf die Gräfin. Sie drückte bittend ihres Vaters Hand, dieser drang, unschlüssig was er zu thun habe, in eine nähere Erklärung.

„Mein Name muß Ihnen bekannt seyn, ich bin der unglückliche Julius Kessel aus ***, den der Fürst jenes Vorfalls wegen, von dem die Zeitungen sprechen, verfolgen läßt."

„Ich erinnere mich weder des Vorfalls noch Ihres Namens."

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Hülfesuchenden.

„Ich zweifle nicht, daß die Gedanken des Grafen Arnheim wichtigern Sorgen angehören. So muß ich mich wohl entschließen, in diesem entscheidenden Augenblicke eine Geschichte zu erzählen, die mein Unglück gemacht hat, um mich vor dem allernächsten zu bewahren."

„Nur kurz, wenn ich bitten darf," sagte der Graf.

„Ich bin der Sohn einer Wittwe, die arm ist, weil in Deutschland keine Kraft vorhanden, das Recht der Unterthanen gegen ihre Fürsten zu schützen. Meine Mutter hat bedeutende Ansprüche an die Kammergüter des Fürsten. Die Gerichte mußten verstummen, wenn sie sprechen wollten. Die schriftlichen Eingaben kamen uneröffnet zurück. Endlich drohte man. Meine

Mutter zog über die Gränze, in stummem Gram die Ungerechtigkeit zu beweinen. Ich wuchs unter ihren Klagen auf. Die Universität konnte nicht erst jene Freiheitsgefühle in mir erwecken, die einer edeln Seele angeboren sind. Mit pochendem Herzen kam ich nach der Residenz. Mein Unglück wollte, daß ich den Fürsten auf der Gartenterrasse einsam finden sollte. Ich ging ihn an, ich warf mich aber nicht auf die Knie, sondern mein Recht lieh mir die Sprache eines Mannes. Ich begnügte mich nicht mit der Sache meiner Mutter. Als er barsch meine Bitte verweigert, überkam mich jenes Feuer, das Schillern begeisterte, als er seine Unterredung des Marquis Posa mit dem Tyrannen niederschrieb. Ich maß die Worte nicht, aber während ein niederträchtiger Zeitungsschreiber, versteckt hinter der Anonymität, seiner Galle gegen die Unterdrückung Luft macht, sprach ich, Mann gegen Mann, die Klagen der Unterthanen aus. Ich sah nicht, daß der Fürst gluthroth wurde, ich hörte nicht, daß er nach der Wache rief, ich eilte ihm nach, als er forteilte. Er zog den Degen. Ich war verloren. Da griff ich ihm mit der bloßen Hand in die Klinge, — davon noch die Narbe — es gelang mir sie dem Wüthenden aus der Hand zu reißen, ich schleuderte die Mordwaffe weit von mir. In dem Augenblick nahten die Adjutanten und mir blieb nichts übrig, als mich die Terrasse hinunterzustürzen. Ich entkam durch den Park. Obere Staatsbeamten waren mir selbst

behülflich über die Gränze zu kommen, sie fürchteten mehr als ich von dem Scandal.“

Das Muskelspiel des jungen Mannes sprach lebendiger als seine Zunge. Er zitterte heftig, indessen seine Augen nach der Wirkung seiner Rede in den Gesichtern der Zuhörer suchten. Der Zeitungsleser prüfte ihn aus der Entfernung mit sehr scharfem Blick, was Kessel auch bemerken mochte, denn er vermied ihm zu begegnen. Der Graf sagte nach einigem Besinnen:

„Ich erinnere mich dunkel der Geschichte; doch kam sie mir damals nicht so tragisch vor.“

„Gnädiger Graf, man hatte Gründe sie zu vertuschen,“ sagte Kessel mit feinem Lächeln. „Die Verfolgungen geschehen auch nur unter der Hand. Aber kaum, daß ich wenige Wochen an einem Orte Ruhe finde, kommen Denunciationen, die mich wieder forttreiben. Die Theilnahme der edelsten, der höchsten Personen kann mich nicht vor meinem Schicksal bewahren. Ich könnte Namen nennen, denen einen Grafen Arnheim anzureihen, diesem keine Schande brächte; doch wozu noch mehr in mein Unglück verflechten? Man warnt mich, man unterstützt mich, man gibt mir Empfehlungen, aber dieß ist auch Alles. Jeder Ort, wo es mir gefällt, vergrößert nur den Schmerz ihn verlassen zu müssen, und die größte Wohlthat bleibt immer — eine nächtliche Flucht. Eben komme ich von Pyrmont, wo man meinen Fürsten erwartet. Aber das Unglück will, daß die Post seiner Suite begegnet.

Er mußte mich erkennen; weit lehnte er sich hinaus über den Wagen, ich sah das Kirschbraun seiner Stirn. Und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht, denn eben traten seine mir nachgeschickte Adjutanten ins Posthaus und ich bin verloren, wenn Sie mich ausliefern."

Der Fremde, welcher bisher in der ganzen Scene nur den stummen Beobachter abgegeben, trat jetzt hervor und fixirte den jungen Mann sehr scharf, indem er in fast gebietendem Tone fragte:

„Wie konnten Sie den Fürsten und der Fürst Sie erkennen, da es schon dunkel seyn mußte, als die Wagen sich begegneten?"

Kessel besann sich einen Augenblick, ehe er über die Stirn fuhr: „Dem Unglücklichen, mein Herr, schärfen Schmerz und Ahnung die Sinne. Es brennen sonst Laternen am fürstlichen Reisewagen."

„Ich kann nicht denken, sagte der Graf, daß so achtbare Männer, wie der Freiherr N*** und der Major T***, deren Stimme ich drinnen höre, sich dazu hergeben, einem Flüchtling auf der Straße nachzusetzen. Bleiben Sie hier, ich will selbst mit dem Adjutanten reden, die Sache aufzuklären."

Es zuckte krampfhaft über Kessels Gesicht. Er faßte die rechte Hand des Grafen und stürzte ihm zu Füßen:

„Gnädigster Graf, bei Ihrem achtbaren Namen, bei Ihren Kindern, bei der Wuth des Fürsten, ich beschwöre Sie zu bleiben, ich beschwöre auf Ihr Haupt

die Folgen. Kennen Sie den Fürsten nicht? Wissen Sie nichts von seiner Heftigkeit? Sind Ihnen die Geschichten unbekannt geblieben, die ganz Deutschland sich zuflüstert, wenn auch Niemand sie auszusprechen wagt? Ich weiß nicht, ob es mir nicht lieber seyn kann, so in ehrenvoller Ungerechtigkeit zu bluten, als das klägliche Leben noch länger zu fristen wie bisher. Aber wollen Sie es verantworten, wenn ein deutscher Fürst zum Mörder wird, und, beim Himmel, mein Leben hängt an einem Haarseil. Wenn Sie meinen Namen nur aussprechen vor den Herren, so müssen diese mich ergreifen und vor ihn bringen. Bis jetzt wäre es möglich, daß die geachteten Männer selbst den Auftrag verwünschen und ein Auge zudrücken."

Man hörte in diesem Augenblicke im Nebenzimmer, wie die Officiere die Mäntel umwarfen; die Pferde draußen stampften. Kessel war aufgesprungen und stand in Todesspannung da, indessen er die Hand des Grafen krampfhaft drückte.

„Herr Graf," flüsterte er bebend, „allen deutschen Männern ist Ihr Name theuer. Waren es leere Worte, als Sie für die Wiedereinführung des Reichskammergerichts sprachen? Dann, dann schleudern Sie mich hinaus in die Schergenarme der kleinen Willkühr."

Kessel hatte den Grafen bei seiner schwachen Seite gefaßt. Der junge Mann mit seinem Wesen, in der Mitte zwischen Freiheit, ja Frechheit, und Schüchternheit, konnte ihm nicht gefallen. Die Vorstellung von

der Gefahr, welche sein Leben lief, wenn er dem bekannten Zorn jenes Fürsten in die Hände fiel, stimmte ihn milder. Kessels Reden, wiewohl excentrisch, erinnerten doch nicht an jene schroffe Befangenheit der sogenannten Altdeutschen; und auch dieß sprach wieder zu seinen Gunsten, er wünschte nichts weniger als den Namen eines Angebers, und die Achtung für das alte Reichskammergericht, dem mehrere seiner Ahnen präsidirt hatten, entschied für den Hülfsbedürftigen.

„Sie werden jetzt fortreiten," sagte er einlenkend. „Ich denke Sie sind für dießmal gerettet."

Eine stumme Pause trat ein. Draußen sprengten die Officiere fort. Alles horchte athemlos, bis die letzten Hufschläge verhallten.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," hub der junge Mann jetzt an, „Sie haben Deutschland einen Dienst geleistet."

Der Student faßte dreist des Grafen Hand, und zog ihn abseits. Er unterredete sich mehrere Minuten leise mit ihm, während der Zeitungsleser die Thüre aufriegelte und zum Wirthe ging. Die Gräfin hatte den Fremden, der sich während der merkwürdigen Scene noch gar nicht ausgesprochen, genauer beobachtet. Seine Theilnahme für die Hauptperson war keine freundliche gewesen, das Mißtrauen sprach sich in seinen lächelnden Mienen so seltsam aus, daß sie ihn fast bei der Sache betheiligt glaubte. Sein leises Gespräch mit dem Wirthe dünkte ihr fast verdächtig, ohne eine Sorge hervorzurufen, denn, wie das weibliche Herz

auch dem Mitleid geöffnet und eine romantische Noth dieser Art des Beistandes edler Damen gewiß ist, der junge Mensch konnte ihr kein Interesse einflößen. Sie glaubte im edlern Gesichte des Fremden, der offenbar von höherem Stande war, den Maßstab gefunden zu haben, nach welchem jenes Werth stieg und fiel. Er sank bedeutend, als der Vater ihr ankündete, der junge Kessel werde sie begleiten und einstweilen auf ihrem Schlosse bleiben. Er sank noch tiefer, als sich Kessel wie erschöpft in einen Armstuhl niederwarf und, mit den Händen das Gesicht bedeckend, als wäre er allein im Zimmer, seinen Klagen freien Lauf ließ. Was er kaum als das strengste Geheimniß hinter Schloß und Riegel vertraute, plauderte er jetzt vor Wirth, Hausstand und Gästen in Verwünschungen seiner und der ganzen Welt aus. Dabei fehlte es nicht an Wiederholungen, und rohe Aeußerungen wechselten mit solchen, welche auf feine Erziehung deuteten. Der Thee war im Nebenzimmer servirt, und hätten sich nicht die Gäste dort versammelt, wäre Kessel in seinen declamatorischen Betrachtungen noch weiter fortgefahren. Er folgte und obgleich der hier den Wirth spielende Baron, wie die Diener den Zeitungsleser nannten, ihn nicht einlud, setzte er sich doch mit an den Tisch. Sein Schmerz zeigte sich vergänglicher Art, denn in jedes Gespräch ging er mit gleicher Lebendigkeit ein. Es schien sogar, als habe die überstandene Gefahr die Geister des Uebermuths hervorgezaubert. Er warf scharfe, paradore Sätze hin, vertheidigte alles, was

er einmal ausgesprochen, wenn es auch zum baaren Unsinn führte, widersprach, und schien für Jeden, der jetzt hinzutrat, eher ein Jäger auf der Hetzjagd als ein aufgescheuchtes Wild, das kaum seinen Verfolgern entgangen war.

Er gerieth in ein liberales Raisonniren, daß der Graf mehrmals seinen Unmuth nicht verbergen konnte. Der Fremde bemühte sich ihm seine Nichtachtung zu beweisen, indem er seine ganze Aufmerksamkeit der Gräfin widmete. Als aber Kessel jetzt von der Albernheit eines Unterschieds der Stände sprach, nachdem er kaum auf sehr hochmüthige Weise den Gastwirth fühlen gelassen, daß er ihn bedienen müsse, schoß der Fremde einen wüthenden Blick nach ihm und fragte sehr scharf:

„Sind Sie von Adel, mein Herr?“

Kessel antwortete etwas betroffen: „Nein.“

„Nur dann könnte man Ihnen Aeusserungen vergeben, die von einer kleinlich gemeinen Sinnesweise zeugen.“

„Wie so?“ fragte Kessel wieder keck.

„Wären Sie von Adel, möchte ich Ihnen die Fronderie nicht verargen, denn es gehört zu den traurigen Zeichen der Zeit, daß bei uns nichts in sich so fest steht, um durch eignes Gewicht, durch das Heiligthum der Tradition die Angriffe des Spottes zurückzuscheuchen. Adlige, die nicht durchdrungen sind von der Heiligkeit des Standpunktes, auf

den sie die Geburt gestellt, mögen aus Furcht, für bornirt zu gelten, die Liberalen spielen.“

Der Graf drückte sanft die Hand des Sprechers, es war das erstemal, daß er ihm einen freundlichen Blick zuwarf.

„Ich dächte, wir ließen ein Gespräch, welches nur unangenehm aufregt.“

„Nein, Herr Graf,“ fuhr jener eifrig fort, „wenn Sie vergönnen, darin versehen wir es bis jetzt, daß wir Gespräche vermeiden, die zu einem Resultat führen müssen. Der Zustand, wie er jetzt ist, darf nicht länger währen. Es muß zu einem Resultat kommen, der dunkle unbestimmte Kampf verlangt endlich eine Entscheidung. Jener flache Liberalismus ist noch keineswegs überwunden. Wenn ihm auch unsere Censur die offene Sprache verboten, regt er sich doch in allen Lebensadern. Die Adligen selbst bezeugen seine Herrschaft, wenn sie mit liberalen Gründen ihre Ansprüche vertheidigen. Unconsequent, als wenn man die Göttlichkeit der Religion durch die Philosophie beweisen will! Man gibt nach, man accordirt, man baut Brücken von freundlichen Redensarten über Klüfte, Risse, die von Uranfang da waren. Warum aber scheu das verleugnen wollen, was da ist, was da seyn muß? Warum nicht das aussprechen, was nicht mehr verschwiegen werden darf? Den Schleier schonender Nachsicht fortgerissen von der Ungewißheit und gezeigt, wie die Rechte stehen!“



„Leiden nicht die Gesetze der Schönheit,“ bemerkte die Gräfin, „und diese soll doch auch im geselligen Leben regieren, wenn man ihn fortreißt und die Gränzen schroff und nackt das Auge beleidigen? Liegt nicht einiger Zauber in der Ungewißheit? Man spricht, man genießt mit Leuten, die vielleicht, wenn wir es streng nehmen, nicht in die Gesellschaft gehören. Die Phantasie leiht ihnen den Adel, aber auch nur so lange, bis es ausgesprochen ist, daß sie darauf kein Recht haben. Mich dünkt, die alten Vorfahren dachten sehr zart, als sie dem Wirthe verboten, nach dem Namen seines Gastes zu fragen. Darum ist die Badesaison immer so interessant.“

„Meine Gnädigste,“ sagte der Fremde verbindlich, „die Schönheit soll immer regieren. Sie bedarf aber keines Schleiers. Ein geschickter Maler wird eine reizende Gegend auch ohne das moderne Helldunkel, das Feld und Thal verbirgt, auf die Leinwand zaubern. Die Nebelmahlerei ist ein trauriges Kind unserer Zeit, die nicht wagt, die Verhältnisse, wie sie sind, und in ihnen die angeborne Schönheit zu sehen. Erlauben Sie mir ein Maler zu seyn. Ich brauche andere Farben um das Moos am Bache, die Feldblumen auf der Wiese zu malen, als wenn ich oben die stolze Eiche am Felsvorsprunge in ihrem kernig dunkeln Grün hinwerfe. Wir schattiren hunderttausendfältig, ohne daß irgend eine kräftige Gestaltung sich im Dunkel ver-

liert. Beim hellen, dürren Mittagsbrande, was ist da die weite Kornfläche? Aber hängt darüber ein waldbewachsener Fels, so weiß der Maler Schatten zu werfen, die der traurigen Einförmigkeit ein Leben in der Kunst leihen. Jene schattigen Berge sind in unserem Leben die höhern Stände."

„Die Leute im Thal werden wenig mit Ihrer Auslegung zufrieden seyn," sagte der Graf.

„Können sie es denn ändern, daß die Morgensonne zuerst die Waldkronen begrüßt und das Abendroth zuletzt die Bergränder küßt? Die Quellen kommen von ihnen, der Schatten von ihnen, die kühlen Lüfte aus ihren Schluchten. Die Ebenen können sich nicht zu den Bergen erheben; daß die Berge aber heruntergestiegen sind ins Thal, hat man gehört. Denn Xerxes despotischer Wille durchstach schon den Athos und mancher Bergsturz lehrte die Gefährlichkeit einer zu schroffen Höhe. Aber wir wollen uns gern neigen, und — aus dem Gleichniß, das wie jedes andere hinkt, herauszukommen — die zur guten Gesellschaft gehören, mögen freiwillig durch Artigkeit ausgleichen. Der ritterliche Geist, der sich auch nach Umgestaltung aller Verhältnisse bei den Höhern nicht verläugnet, wird immer die Mittel finden, jene Schönheit des Lebens, nach der ihre würdige Fürsprecherin verlangte, nicht zu stören."

„Wir möchten wohl einig seyn," sagte der Graf aufstehend, „wenn Sie das Gesagte aus der poe-

tischen Sprache übersetzen, wenigstens aus der romantisch poetischen, welche zu meiner Jugendzeit noch nicht gelehrt wurde.“

„Mir sind,“ sagte der Fremde, „wie sehr ich den Bürgerstand gewissermaßen liebe, seine Ansprüche unerträglich, wenn er sich selbst vergißt, namentlich in Deutschland. In Frankreich ist es anders, dort hat einmal der gesellige Ton andere Verhältnisse hervorgebracht. Aber bei uns drückt sich die größte Rohheit der Gesinnung darin aus, wie Jedermann vornehmer seyn will, als er ist. Sehen sie die Köchinnen der Residenzen in ihren Locken und Battiststaat entfernte Straßen aufsuchen, wo man sie nicht kennt; die Sucht für gebildet zu gelten durch absprechende Urtheile, die Titelsucht, den Rangstreit; die Cravatten und englischen Fracks gewisser Stutzer auf den Promenaden, die, um einmal zu glänzen, vielleicht wochenlang hungern. Wie wächst bei den Reisenden mit jeder Postmeile von der Heimath ihr Rang, daß die wirklich Vornehmen dagegen unscheinbar werden! —“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Herr Baron,“ unterbrach der Graf.

„Ich gebe mich nie für mehr aus,“ sagte Kessel, als müsse die Beschuldigung auf ihn gehen.

„Noch empörender jener rohe Stolz,“ fuhr der Fremde fort, „der sich zum Beispiel ärgert über reiche Livreebedienten, über eine Equipage mit vier Pferden. In den norddeutschen Residenzen freu

sich das Publikum, wenn ein Adliger auf der Bühne gegen einen Bürgerlichen Unrecht erhält. Denken Sie des Jammers der Familienstücke, die oft nur ihr Glück machten, weil ein Vater den Sohn ausbunzt wegen seiner vornehmen Bekanntschaften, weil ein Fräulein einen Prediger heirathet und dergleichen. Heut verlangt man schon mehr. Wenn der Adlige etwa Schläge bekommt, weiß das Parterre vor Lust sich nicht zu lassen. Und es wird immer ärger, wenn man jeden der Schule entlaufenen jungen Burschen reden läßt, ohne ihn zurecht zu weisen. Ich bin nicht für gewaltsame Maaßregeln, weil man sich selbst wegwirft, aber eine gänzliche Nichtachtung straft am besten die albernen Ansprüche der ungezogenen Jugend."

Dieß war im bittersten Tone gesprochen, und hätte Jemand noch zweifeln mögen, auf wen es ging, der Blick auf den jungen Menschen hätte alle Ungewißheit verscheucht. Um so merkwürdiger war es, daß derselbe, welcher noch kaum das unverschämteste Wesen verrathen, sich jetzt sehr ehrerbietig dem Redner näherte und ihn ersuchte, einen Augenblick mit ihm in den Winkel zu treten. Jener stutzte. Er erwartete eine Herausforderung und mochte nachdenken, ob er sie annehmen dürfe; dies glaubte die junge Gräfin wenigstens in seiner Miene zu lesen. Ihre gespannte Erwartung lößte sich aber zu ihrer Freude, als die Züge des Fremden immer freundlicher wurden, und seine Lippen ein wohlgefälliges

Lächeln kaum unterdrücken konnten. Kessel bat den Baron um seine Gewogenheit, indem er ihn seiner ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit versicherte.

Der Graf hatte sich indessen beim Posthalter nach dem Fremden erkundigt und erfahren, daß er schon seit einigen Tagen im Posthause wohne. Sein Aufenthalt scheine mit der Reise des Fürsten nach Pyrmont in Verbindung zu stehen, denn wiewohl er diesen bei seiner Durchreise nicht persönlich gesprochen, sey er doch ganz vertraut mit seinen Angelegenheiten und den Personen seines Gefolges. Er schreibe viele Briefe an hohe Personen und erhalte eben so vie Briefe, nach deren Wappen zu schließen seine Bekanntschaft sehr ausgezeichnet sey. In der Addreß werde er gewöhnlich Baron Acerbi genannt, wonac man ihn auch hier so titulire. Die Leute hielten ihn alle für einen bedeutenden Mann.

Die Pferde waren vorgespannt. Der Graf tr freundlich an Acerbi:

„Herr Baron, ich wünschte Ihre nähere Bekann schaft zu machen. Wüßten Sie, wie selten ich di zu Jemand ausspreche, Sie würden darin ein Ze chen meiner hohen Achtung erblicken. Darf ich S nach Arnheim einladen, so werden Sie der willkor menste Gast seyn auf einem Schlosse, wo seit Ja hunderten jener von Ihnen so trefflich vertheidi Geist sich bewährt hat.“

„Meine Geschäfte,“ entgegnete Acerbi, „b

nen mich in die Nähe von Pyrmont. Doch schätzte ich es für ein großes Glück, wenn sie mich nicht der Gegenwart einer solchen Gesellschaft beraubten.“

„Arnheim liegt nur eine Tagreise vom Bade. Manche Gäste von dort lassen es sich zuerst bei mir gefallen, und wir können uns recht aussprechen. Kommen Sie je eher, je lieber.“

Es schien dem Eingeladenen, als könnten die Blicke der Gräfin unter dem Schleier dasselbe sagen. Er geleitete sie bis zur Kutsche und versprach schon morgen nachzukommen.

3.

Die Wirthsleute hörten ihren Gast, dessen Anwesenheit ihnen schon viel Kopfbrechen verursacht, heftig im Zimmer auf- und abgehen. Die Wirthin belauschte ihn durch das Schlüsselloch. Sein Gesicht glühete; er warf einen Blick in den Spiegel und richtete seine Gestalt auf, daß sie um einige Zoll größer wurde. So ging er noch mehreremale umher, sprach für sich, aber meistens Redensarten von ganz allgemeiner Bedeutung, immer im befehlenden, vornehmen Tone. Dann warf er sich erschöpft auf den Sopha und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Sie fragte eintretend, ob er an Kopfschmerzen leide, sie wolle noch Thee heraufbringen lassen.

Acerbi schüttelte mit dem Kopf: „Nicht alle Kopfschmerzen lassen sich durch Thee vertreiben.“

Er hatte das sehr freundlich gesagt, plötzlich aber, als besänne er sich, legte sich seine Stirn in Falten. Er veränderte seine nachlässige Stellung, gab mehrere Befehle und entließ die Frau. Bis spät in die Nacht sah man Licht in seinem Zimmer und am Morgen, als schon die Pferde vor dem Thore standen, übergab er dem Posthalter eine große Anzahl Briefe, die zu dessen Verwunderung sämmtlich an mehr oder minder entfernte Postämter addressirt waren, dabei die mündliche Anweisung, was später an ihn eingehe, nach Arnheim zu senden.

„Des Herrn Barons Augen glänzen, als wenn Sie einer Braut entgegenführen," sagte die Wirthin, als er schon im Wagen saß, und sie erhielt dafür den freundlichsten Blick, den sie von dem vornehmen Manne bis dahin gesehen.

Es war ein heitrer, frischer Morgen, die Straße war einsam. Tief zurückgelehnt schien sich der Reisende in Träumen zu schaukeln, wie der Morgenwind in den Spitzen der Fichten. Anfangs gin es ihm nicht rasch genug; als ihm aber der Postil lon von einer Höhe herab die Thürme des alte Schlosses fern in der Ebene zeigte, forderte er, e solle langsamer fahren, und schien sich zu freuen als dieser ihn versicherte, der See mit seinen Sump wiesen ringsum mache einen Umweg nöthig, di sie nicht vor Nachmittags an's Ziel führe. Je n her sie kamen, um so mehr bestand der Reisen darauf, die Pferde zu schonen. Der Schwager

griff den seltsamen Herrn nicht. Wenn er sich umkehrte, sah er den, der vorhin vor Munterkeit sich nicht zu lassen gewußt, in Gedanken vertieft, und zuweilen zählte er sogar etwas an den Knöpfen ab. Kaum aber, daß der Wagen in die Weidenallee umbog, die nach dem Schlosse führte, als er sich zusammennahm und in eleganter Nachlässigkeit zurücklehnte. Der Invalide, der eine Hecke öffnete, erhielt einen Gulden in die Mütze zum großen Erstaunen des Schwagers, der nach diesem Verhältniß wenigstens ein Goldstück erwarten zu dürfen glaubte.

Die reich gallonirten Diener waren auf die Ankunft des Fremden vorbereitet. Als er seinen Anzug gewechselt, erschien der Graf, ihn mit einer überraschenden Herzlichkeit zu bewillkommen.

„Wir sind nicht unter uns. Manchen lästigen Besuch, Verwandte, Nachbarn, Badegäste, hat der Zufall heut zusammengeführt, und es thut mir leid, daß gerade Ihr Empfang in einem Hause von alter Sitte durch Karrikaturen und gleichgültige Gestalten gestört wird. Dafür rechne ich aber, Herr Baron, daß wir späterhin desto ungestörter zusammen bleiben.“

„Sie beschämen einen Fremden, der scheinbar so wenig Ansprüche — “

„Sie sind mir nicht mehr fremd,“ unterbrach ihn der Graf, und drückte ihm herzlich die Hand, ihn die Treppe hinaufzuführen.

So traten sie in den Gesellschaftssaal, wo aller-

dings eine Anzahl sehr bunter Gestalten, wie sie auf dem Lande und nicht fern von einem Badeorte in der guten Gesellschaft sich nur treffen können, versammelt war. Herren vom alten Adel, die früh vergeudetes oder nie ererbtes Vermögen seit der alten Zeit zur Zurückgezogenheit ihres Landsitzes zwang, mit allen Ansprüchen und Lächerlichkeiten von daher. Männer von Welt, die jede Eigenthümlichkeit abgestreift hatten und klug über jedes Thema sprachen, ohne eine Meinung auszudrücken, anglisirende Stutzer, die nur für Pferde, Hunde und Spiel zu leben schienen; eben so Damen, von alten Landfräuleins und Frauen an, welche kaum den Mund aufzuthun und den Hals vorrücken zu dürfen glaubten, bis zu den fein gebildeten unserer Tage, welche voll Leben, Empfänglichkeit und Sinn für Alles und nur zerstreut schienen, wenn zwei Minuten über dasselbe Thema gesprochen wurde.

Die Gräfin, des Grafen zweite Gattin und nicht sehr viel älter als Eveline, war ganz Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Nicht schön, lieh ihr doch die Lebendigkeit ihrer Augen und des Muskelspiels einen eigenen Reiz. Sie hoffte, indem sie Acerbi bei Seite zog, ein Mann von seiner Bildung werde etwas Leben in die tödtliche Langeweile hauchen, welche die guten Verwandten in das Schloß gebracht. Aber dazu war wenig Anschein, denn sie selbst entfernte sich schon nach wenigen Minuten aus dem Kreise alter Damen, in welchen sie den Ankömm-

ling geführt, und Acerbis bester Kunst gelang es nicht, viel mehr als ein Ja und Nein und einige französische Redensarten von ihnen zu erpressen. Die jungen Damen waren im Garten, die älteren Herren verdauten die Mahlzeit in den Fensterwinkeln bei Gesprächen, die nicht minder monoton schienen, als die Conversation der Frauen. Kessel stand in ihrer Nähe und gab den aufmerksamsten Zuhörer ab, wodurch er nicht wenig in der Gunst Einiger steigen mußte, denn ein besternter Mann faßte ihn unter den Arm und ging mehreremale im großen Zimmer mit ihm auf und ab. Der Besternte hatte früher einmal, wie wohl nicht gerade oben an, doch am Steuerruder eines kleines Staates gestanden, und wenn auch seitdem Geschlechter und Principien dreimal gewechselt, hatte er doch nicht seinen Plan vergessen, den Staat zur bessern Controlirung der Steuern nach der Tageszahl in dreihundert fünf und sechszig Distrikte zu theilen. Von Kesseln versicherte dieser nachher, es sey ein charmanter junger Mensch, der nur Geduld haben müsse.

„Sie sind deplacirt,“ sagte der Graf, auf Acerbi zugehend, „kommen Sie in jenes Kabinet, dort finden Sie eine angenehmere Beschäftigung.“ Er zog ihn in ein Eckzimmer, dessen Bestimmung auf den ersten Blick zu erkennen war. Karten lagen auf dem Tische, man zählte Gold ein und aus.

„Woher die Störung, meine Herren?“

„Der Marquis, unser Banquier, verlor die Laune.“

„Die Herren waren nahe dran mir meine Kasse zu sprengen,“ sagte ein Mann in frisirtem Haare und einem Kreuz auf der Brust. Gesicht und Haltung waren noch jugendlich an dem Fünfziger. „Ueberdieß, ich halte nicht gerne Bank hier und that es nur aus Gefälligkeit.“

„Sie fallen aus der Rolle, Herr Marquis,“ bemerkte Jemand, „Sie kennen kein Vaterland. Was stört gerade in diesem alten Schlosse Ihre Liebe zum Bankhalten?“

„Kein Streit meine Herren,“ sagte der Graf, „ich bringe hier einen würdigen Stellvertreter des Marquis. Herr Baron Acerbi wird die Bank übernehmen und ich bin überzeugt, er verdient es, diesem Amte vorzustehen.“

Eine hohe Gluth stieg in Acerbis Gesicht. Sogar war etwas von Zorn darin zu lesen, als er dem Grafen entgegnete: „Der Himmel bewahre mich hier —“

Ein stechender Blick des Marquis traf ihn, als dieser rasch fragte: „Warum gerade hier nicht?“

Da klopfte ihm die Gräfin auf die Schulter und flüsterte, er solle sein Glück nicht verscherzen. Der Graf zog ihn an den Tisch, die Acclamation der Anwesenden empfing ihn, und er war Banquier, ehe er es wußte oder doch wollte. Auch konnte er die Gedanken nicht beim Spiele fesseln, bei jedem Blick,

bei jeder Bewegung der Hand fühlte er sich von den Augen des Marquis verfolgt. Wider seinen Willen häufte sich das Gold, die Gräfin hob lächelnd für den Zerstreuten ein, oder zahlte in den seltenen Fällen aus. Die Spielgesellschaft vermehrte sich.

„Jetzt geben Sie wohl acht,“ sprach sie, „dort liegt eine Coeurdame.“

Der Banquier gewann. Erst als er den Einsatz einstrich, erblickte er Eveline. Es war ihre Karte gewesen; sie war mit andern Damen an den Tisch getreten und hatte auf den Wink der Mutter scherzhaft eine Karte besetzt. Beide errötheten, als ihre Blicke sich trafen.

„Sie sind heute unwiderstehlich, Baron,“ nahm die Gräfin das Wort, „ich muß alle Damen warnen, sich nicht in das Spiel mit diesem Banquier einzulassen.“

Aber ihr Wort bewährte sich nicht für lange. Von jetzt an schlugen mehrere Karten fehl. Ehe jedoch der große Haufe gewonnenen Geldes bedeutend geschmolzen war, entriß die Wirthin dem Banquier die Karten und erklärte, das Spiel müsse aufhören.

„Sie müssen Glück in der Liebe haben, sonst verließe Sie das im Spiele nicht. Es war zu auffallend.“

Der Thee wurde präsentirt, aber ehe Acerbi sich Evelinen nähern konnte, welche gleich einer Lilie vor den geschmacklos herausgeputzten Landfräuleins oder einigen blassen oder häßlichen Damen, die Ba-



degesellschaften angehörten, hervorragte, führte ihn schon wieder der Arm des Grafen in den kleinen Kreis der älteren Herren. Er stellte ihnen den Baron Acerbi als einen Mann vor, der mit seltener Beredsamkeit die angefochtenen Rechte des Adels zu vertheidigen wisse, weshalb er nicht zweifle, daß die Herren sich untereinander bald verständigen würden.

„Männer von Familie werden sich immer verstehen," sagte der alte Domherr.

Acerbi schien sehr ungerne sich in das Gespräch einzulassen, der Graf war aber schon verschwunden, und er konnte von den drei alten Herren mit vielgewichtigen Lippen, gerunzelten Wangen nicht ohne offenbare Unhöflichkeit sich zurückziehen. Um unangenehmen Erörterungen zu begegnen, und vielleicht auch, um auf die kürzeste Weise von einem Gespräche abzukommen, welches wenigstens jetzt ihm peinlich war, bereitete er sich zu einem Panegyricus vor, der ausserhalb der Sphäre der Zuhörer, nämlich in einer poetischen lag. Aber er gerieth dabei selbst in Wärme, bis seine dichterischen Bilder durch die kalte Bemerkung des Generals unterbrochen wurden:

„Ja, lieber Herr Baron, die Seuche ist doch immer dieselbe. Der Bürgerliche schmäht auf den Adel, weil er nicht adelig ist, und wir lassen nichts auf ihn kommen, weil wir es sind. Wäre ich ein Bürgerlicher, so schimpfte ich auch so gut wie der und jener, dem es nicht so gut geworden an der Wiege. Wer zu Fuß gehen muß, eifert wider das

Fahren, und der reiche Mann predigt Genügsamkeit.“

„Das schiene doch die Sache zu niedrig materiell genommen,“ sagte Acerbi überrascht. „Ich wüßte doch Bürgerliche — Aber nicht von uns zu reden,“ fuhr er schnell fort, „in Deutschland sind einmal die Begriffe noch kleinstädtisch. Ein wie anderes Leben regt sich dagegen in Frankreich und England, wo der Adel noch Bedeutung hat, oder sie wieder gewann. Da hält er nicht fest an dem Kleinen, an den Aeusserlichkeiten, an dem, was in der Gesellschaft beleidigt, er schwingt sich aus dem Junkerthum hinauf zu dem höhern Adel —“

„Ich weiß nicht, Baron Acerbi,“ sagte die Excellenz, „was da das Aeußerliche und das Schwingen bedeuten soll. Auch kommt es dabei gar nicht an auf den Unterschied zwischen dem höhern und niedern Adel. Wer adlig ist, der ist adlig, und wer nicht adlig ist, der ist nicht adlig. Wer adlig ist, ist courfähig, wer nicht adlig, kann nur in gewissen Fällen dazu kommen. Zum Johanniterorden brauchte ich sechszehn, zu einem andern nur vier Ahnen, das ist alles so einfach und natürlich, daß ich nicht begreife, warum man so viel Worte darum macht.“

„Das Adelsinstitut, meine Herren, hat sich gerettet aus den Stürmen der Zeit,“ sagte Acerbi in Feuer gerathend, und bemerkte nicht gleich, daß auch der Marquis aus dem Kreise der Damen herangetreten war und ihm eifrig zuhörte. „Der Libera-

lismus, nachdem er es in den Koth getreten, hat sich wieder mit ihm versöhnt. Aber es ist nicht damit gethan, das alte Gerüste, den schwach gewordenen Leichnam wieder aufzurichten. Das Institut muß neu erwärmt werden. Ein Adel muß seyn, die Zeit hat es gelehrt, lassen Sie ihn uns in seiner edelsten Gestalt denken. Die rohe Zeit, wo die Kraft der Faust ihn begründete, ist vorüber; nichts bringt sie zurück, die Erfindungen wurden mächtiger. Tugend, Verdienst wollen die Doctrinairs auf der einen Seite, großen Landsitz die Plutarchen auf der andern substituiren. Aber jene ist ein wandelndes Gut, auch dieser ist nichts ohne den Sinn. Der Adel muß erben von Geschlecht zu Geschlecht, aber der Geist muß miterben. Rückwärts muß der wahre Adlige schauen können und vorwärts zugleich, und ein Licht muß ihm dort und hier leuchten. Dadurch unterscheidet er sich von dem dumpf bewußtlosen Fortvegetiren des Bürgerstandes, der heut schon das Vorgestern und über die Noth des Tages den Blick auf die Zukunft vergißt. Der Bürgerstand ist ein Bauernkirchhof, wo des Todtengräbers Spaten den modernden Schädel des Großvaters zersticht, um dem Enkel ein Grab zu graben. Der Adel ist die Geschichte der Welt. Aber das traditionelle Bewußtseyn muß die Brust schwellen zu großem Sinn, zu Thaten, und das ist das Zeichen des rechten Adligen, daß er fühlt, er sey es.“

Die drei Herren nickten dem Redner zu, und

blickten sich groß an: „Gewiß, gewiß,“ und als man aufstand, drückte der General Acerbis Hand und sagte:

„Baron, das ist alles ganz gut; ’s ist nur eine verfluchte Geschichte, wenn der Edelmann kein Geld hat.“

Die Excellenz aber setzte sich zur Dame des Hauses und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Meine Gnädige, ich weiß nicht, was der Fremde will. Da redet er in einer confusen Grammatik Dinge und Worte zusammen um mir zu beweisen, daß ich von Adel bin, was mir keine Seele zu beweisen braucht. Er spricht von in Koth treten, von alten Gerüsten, Leichnamen, von warm machen, Geist und Hochsinn, was in unsern Zeiten keinem Menschen eingefallen ist. Was habe ich denn nöthig vorwärts zu schauen und zurück und an einen Bauernkirchhof zu denken, um zu wissen, daß ich ein Edelmann bin? Dafür ist der Stammbaum, die Ehekontracte; wer das nöthig hat aufzuweisen, zeigt auf sein Adelsdiplom, die andern auf die Turnierbücher. Es ist ja genug, daß wir wissen, wir sind da. Kann man mir das abstreiten?“

„Excellenz, es würde sich gewiß nicht der Mühe lohnen,“ entgegnete die aufmerksame Gräfin.

„Das ist die Philosophie, meine Gnädige, glauben Sie mir. Ob mir schon nicht alles gefällt, was sie jetzt in Frankreich thun, so ist doch das nicht zu tadeln, daß sie die Philosophie ganz aus dem Lande haben wollen. Ich sagte schon damals zu Serenissimo, als man einen neuen Professor auf der Universität

ansetzen wollte: Mir scheint, Durchlauchtigster, als ob die Philosophie zu nichts tauge. Das habe ich damals gesagt, und sage es jetzt wieder."

„Ihre Consequenz ist nur zu bewundern, Excellenz."

„Was hilft, meine Gnädigste, ein solches überschwengliches Raisonniren? Was haben die Poeten mit uns zu thun? Wir brauchen sie nicht, ich wenigstens nicht, das muß ich gestehen, und der ganze Baron kommt mir verdächtig vor. Was ist das für ein Name, Acerbi? So kann jeder heißen. Das ist nicht Deutsch, nicht Italienisch, nicht Französisch. So ein Name, der an der Gränze liegt, der, wenn man ihn festhalten will, aus der Hand schlüpft, den jeder Roturier aufgreift. Ich habe darin eine feine Nase —"

„Es wäre entsetzlich, Excellenz!"

„Wer seiner Sache sicher ist, meine Gnädigste, braucht nicht so viele Floskeln darüber zu machen. Ich merke dem Menschen so eine innere Angst an. Er weicht mir auch aus, wenn ich ihn ansehe. Wozu das? Nein, da lob ich mir den andern jungen Menschen aus ***. Es ist sehr schade, daß er sich in seiner Jugend vergessen hat, aber er ist bescheiden, anständig, horcht, was Aeltere und Vornehmere sprechen, bittet sich ihren Rath aus. Aus dem kann etwas werden. Ich habe darin so einen eigenen Takt, daß ich auf den ersten Blick tangire, was an einem Subjekt ist, wonach ich immer die Posten vergab . . —"

Der Staatsmann war so in ein beliebtes Thema

gerathen, daß er nicht bemerkte, wie die Gräfin längst von seiner Seite gewichen war. Der Marquis hatte Acerbi, welcher nun heute einmal an unangenehme Gespräche festgezaubert schien, in einen Winkel gezogen, wo jener das kaum abgebrochene fortsetzte.

„Wozu quälen Sie sich ab mit den Perrücken, die einmal nur an den lezten Tropfen der leeren Schaale nippen wollen? Die verlangen keinen neuen Wein hineingegossen; sie sind ja selbst nur Reste. Ich bedauerte aufrichtig das schöne Feuer Ihrer Beredtsamkeit.“

„So sprach ich wenigstens für mich,“ entgegnete Acerbi.

„Wenn Sie ein Vergnügen finden, sich etwas weiß zu machen,“ sagte der Marquis, die Lippen sarkastisch verzogen.

„So glauben Sie, es sey Unwahrheit gewesen?“

„Können Sie mich einer solchen Unhöflichkeit fähig halten?“

„So kann ich Sie versichern, Sie dürfen glauben, daß ich jene Grundsätze von ganzem Herzen vertheidige.“

„Ganz wie Sie wünschen.“

„In Frankreich, wie ich vermuthe Ihrem Vaterlande, erhebt sich der neue Thurmbau eines Adels, wie er vielleicht für die nächsten Jahrhunderte in Europa ein neues Leben hervorrufen wird. Zwei Geschlechter amalgamiren sich zu neuen Ideen, und aus den Blüthen der ehrwürdigen Erinnerung und der



kräftigen Gegenwart erwächst ein neues zur Herrschaft berufenes Geschlecht.“

„In Paris meint man unter den Vertrauteren,“ sagte der Marquis lächelnd, „daß das Geld die eigentliche Blüthe sey, und daß die Kassen eines Casimir Perrier, eines Roy und Laffite im Grunde genommen den Adel und die ganze Pairie aufwiegen.“

Acerbi verbeugte sich tiefer als gewöhnlich, indem er etwas kalt sagte: „Wir dürften uns nicht verständigen.“

„Sie wollen das Geld nicht herrschen lassen. Freilich in der Jugend ist das ein beleidigender Gedanke. Aber ich bedaure die heutige Jugend, die sich das Leben so unendlich schwer macht. Sie wollen in Alles Bedeutung hineinlegen, was doch nur eine leichte Blüthe ist, deren Honigseim man abstreifen soll, ehe er vertrocknet. Während uns einst das lockere Leben um zehn Jahre, macht Sie der Ernst um dreißig Jahre vor der Zeit älter. In der Politik wie in der Liebe. Wir überließen uns dem Impuls, wir stürmten hinein, berauschten uns und genossen. War es auch nur ein Schaum, wir bringen doch etwas mit ins Greisenalter hinüber, — die süße Erinnerung. Heut sinnt man und wägt ab und kommt zum selben Resultat wie wir, daß es Thorheit war, aber die Jugend gewinnt nur Runzeln und nicht unsern Trost. Zu unserer Zeit, Herr Baron, hätte man mit den Fingern auf einen jungen Mann gewiesen, der sich hier grundgelehrt und begeistert mit langweiligen alten Knastern

streiten kann, indessen ein Kreis blühender Mädchen beim Pfänderspiele seiner wartet."

Acerbi sah sich um und fand, daß er Recht hatte. Der Marquis flüsterte ihm in dem Augenblicke, als Eveline, wie sie sagte, als Botin der jüngeren Gesellschaft, Acerbi zum Spiel aufforderte, dem Gehenden nach:

„Genießen Sie, so lange es Zeit ist."

Er folgte von ganzem Herzen dem Spruche. Ein geistiges Feuer durchzuckte ihn elektrisch. Sein Witz belebte bald die Gesellschaft. Die Complimente, die er den Damen sagte, galten der Einen, und darum konnte er sich entschließen, der Häßlichen zu sagen, daß sie schön sey. Er fand, daß je greller die Unwahrheit war, die ihn, kaum ausgesprochen, wie die bitterste Satyre durchfuhr, sie um so freudiger aufgenommen wurde. Man will ja genießen und nicht denken, klang es ihm oft in den Ohren, als spreche der längst entschwundene Marquis. Jetzt war er der Liebling des Kreises geworden. Was er vorschlagen mochte, erhielt die jubelnde Beistimmung der jungen Damen. Kessel, der vorhin einiges Glück gemacht, trat zurück; einige Stutzer, die ihn früher wenig beachtet, drückten dem Baron die Hand. Jede zufällig hingeworfene Aeußerung wurde wie ein Orakel aufgenommen. Doch er hatte längst den Lohn hinweg, denn ein Kuß von Evelinens Lippen, beim Pfänderspiel schlau errungen, machte ihn gefühllos gegen jedes Lob. Als der Abend zu schnell herankam und die Wa-

gen im Hofe rasselten, hätten ihm die Ohren kling müssen. Die jungen Damen im Ankleidezimmer u terhielten sich nur von ihm, und beim Abschiede e hielt er Blicke, die zwanzig Andere hätten glückli machen können, wenn sie glücklich seyn wollten.

Aber Acerbi mußte bei der Gräfin am Fenst stehen und andere Bemerkungen hören, die, wen er sie theilte, wenig jene zu seinen Gunsten übe strömenden Gefühle vergalten. Sie musterte die a fahrenden Gäste mit scharfer Zunge, und jeder W gen, der von der Rampe hinunterrollte, nahm me Spott mit sich, als die Räder auf dem Pflaster rasselte

„Da steigt meine gute Cousine aus Schöneich die Kutsche. Sie soll sehr witzig seyn, thut aber l der in Gesellschaft nie den Mund auf. — Bemerkt Sie wohl unsere gute, alte Gräfin? Noch immer zierlich, wie vor ein und dreißig Jahren, als sie der festen Ueberzeugung, ein Prinz wollte sie entfü ren, bei Nacht und Nebel in die Kutsche hüpfte. war zwar nur ein Abentheurer und die gute Ta nachher seelenvergnügt, als der einäugige, alte Gr den sie früher nicht ansehen moche, sie schleuni heimführte. Die Hoffnung auf einen Prinzen ha sie aber darum noch nicht aufgegeben und wenigste für ihre Cäcilie spekulirt. Das gute Kind hat a alle Ansprüche darauf, wenn nur die Jahre nicht r der Zeit gekommen wären, — ich glaube sie ist ka über dreißig. Sie sahen Sie doch, Baron, mit d bloßen Hals, den flatternden Locken und dem Gur

röckchen. Jetzt sind sie schon so bescheiden, dem kleinen, etwas verwachsenen Junker nachzugehen, und ich glaube, sie angelten ihn gewiß, wenn der Mensch nur nicht die sonderbare Abneigung gegen ein vorspringendes Kinn empfände, und das unserer kleinen Cäcilie nähert sich doch noch lange nicht so der Nasenspitze wie bei der gnädigen Mutter."

Die Excellenz wurde jetzt herausgeführt und Kessel machte den Wagentritt auf.

„Sehen Sie unsern trefflichen Staatsrath, wie er sich freut, einen Jünger seiner Staatskunst gefunden zu haben. Sie wissen vielleicht nicht, Baron, daß unsre Excellenz zu ihrer Zeit ein kleiner Minister war. Er hatte seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten eine freie Reichsstadt, die mitten in seines Fürsten Gebiete lag, durch Zölle zu belegen. An diesem Projecte nagt er nun seit seiner Entlassung sechs und dreißig Jahre, und wer ihm in die Nähe tritt, wird unbarmherzig in die Belagerung mit gezogen. Seit den sechs und dreißig Jahren ist zwar die Reichsstadt längst dem Fürstenthume einverleibt, und die ganze Belagerung unnütz, aber der treffliche Kopf weiß schlau zu lächeln, wenn man ihm das einwirft, und hofft auf die Rückkehr der guten alten Zeiten, wo Alles wieder in den alten Stand gesetzt wird. Muß man das Vertrauen nicht bewundern?"

„Doch der Marquis, gnädige Gräfin?"

„Ein Marquis? ich wüßte nicht, daß ein Marquis hier war?"

„Er steigt seitwärts in die Droschke.“

„Ach der Spieler!“

„Wie! nicht Marquis?“

„Freilich. Ob er es ist, weiß ich nicht. Doch nein gewiß nicht. — Kennen Sie nicht den Marquis Fa biani?“

„Also ein Italiener?“

„Ich weiß nicht. Dazu spricht er zu gut Deutsc Baron, Sie müssen längere Zeit unsere Bäder nic besucht haben. Er hält Bank.“

„Ich war seit Jahren in Frankreich.“

„Das ist gleichgültig. — Da rollt der alte Gen ral ab; er ist noch der erträglichste unter den Narren.

„Aber, meine Gnädigste, wie ist es möglich, wen man den Charakter dieses Subjects kennt, daß er diese Gesellschaft sich wagen darf?“

„Wollen Sie es ihm streitig machen, um sich m ihm zu schießen? Kein schöner Blick lohnte Ihn den Ritterdienst. Stört er denn? Er ist Marqui weil er sich dafür ausgibt. Wem schadet das? We er sich Peter oder Paul nennte, so würde er ni hier seyn. Wollte er sein Marquisat verpfänden, wür man nach den Urkunden, wollte er ein Canonicat hab würde man nach seinem Stammbaum fragen. U für die Gesellschaft adlig zu seyn, kommt es ja n darauf an, daß der eine es sagt und die andern ni widersprechen.“

„Ich hätte es ihm auf den ersten Blick ansel mögen,“ sagte Acerbi rasch.

Die Gräfin lächelte: „Ich wünschte, Baron, daß Sie nicht so scharf sähen. Nimmt man uns den Schein, was bleibt denn in diesem Schmetterlingsleben?“

4.

Der Abend versammelte den Familienkreis in einem kleinen, alterthümlich verzierten Eckzimmer. Teppiche bedeckten den Boden, Tapeten die Wände; auch schimmerten die Fenster nur aus den tiefen Nischen hervor, und nichts nacktes störte den heimlichen Eindruck des nicht zu stark durch Wachskerzen beleuchteten Wohnzimmers.

„Sie gehören nicht eigentlich in meine Familie,“ sagte der Graf, als Acerbi die Porträts an den Wänden besah. „Mein Vater aus einer Seitenlinie überkam Schloß und Herrschaft erst kurz vor seinem Tode, als die ältere Linie ausgestorben war. Sämmtliche Herren und Damen in Perrücken und Frisuren, die Sie auf den Sälen und Corridoren finden werden, rechne ich nur zu meinen Cousins und Cousinen, keineswegs zu meinen Ahnen.“

„Und sie wandern doch hoffentlich bald in die Rumpelkammer?“ sagte die Gräfin, welche sich mit Evelinen bei einer weiblichen Arbeit niedergesetzt hatte.

„Gnädige Gräfin, warum so barbarisch gegen die Schönheiten der vergangenen Jahrhunderte?“ fragte Acerbi.

„Baron, Sie wollen doch nicht Reifröcke und

hohe Frisuren in Schutz nehmen? Ich entsetze mich vor Ihrem ritterlichen Geiste. Allenfalls lasse ich mir noch die Burgfräuleins gefallen mit steifgesteppten Röcken und formlos aufgebundenen Locken, allein gepuderte Frisuren und Schönpflästerchen werden in keiner Romantik geduldet.“

„Und doch hat uns Walter Scott sogar in das Reich der Perrücken geführt,“ bemerkte der Gast.

„Aber die einzige Diana Vernon, wenn ich sie mir in hohem Toupé denken muß, kann mir alle seine Romane noch widriger machen, als sie langweilig sind.“

„Diana Vernon ist meine Heldin,“ sagte Eveline, „und nicht allein zu Pferde. Ich mag sie mir vorstellen in der von der Mutter so fürchterlich geschilderten Tracht; ich habe mir sogar ihr Zimmer ausgemalt in dem alten Osbaldistone-Castle.“

„Mit geblümten Tapeten und bunten Jagdgemälden,“ fiel Acerbi schnell ein, „einem mächtigen Rauchfang; schön karrirte Fliesen wie ein Schachbret am Boden. Die weißen Armstühle mit gewundenen Füßen und goldenen Leisten, gekrümmte Wandtische, himmelhohe Spiegel —“

„Am Ende vertheidigen Sie auch die Korsets und Toupés,“ unterbrach ihn die Gräfin lebhaft.

„Die Schönheit bleibt immer Schönheit,“ entgegnete Acerbi, „und ich will nicht läugnen, ich finde einen gewissen Reiz in der so verschrieenen Tracht.“

„O! Sie sollen in einem Zimmer wohnen, wo der gute Geschmack seit hundert Jahren ausgezogen ist.

Aber verlieben sollen Sie sich auch in die Damen aus dem goldenen siècle, und ich bestelle, daß sie aus ihren Rahmen treten, und Ihnen wie Washington Irving's nervenschwachem Herren einen Besuch im Zwielicht abstatten."

„Sie sollen mich bereit finden," sagte Acerbi mit scherzhaftem Pathos, „den Schäfer aus jener Zeit zu spielen."

„Erst indessen, Baron, müssen Sie andere Geister kennen lernen," nahm der Graf das Wort, „die meiner wahren Vorfahren im Ahnensaale. Doch ehe wir zu solchem feierlichen Besuche schreiten, was ich nicht ungern Abends bei Kerzenlicht thue, leeren wir einige Römer alten Rheinweins, der vortrefflich thun wird nach dem leeren Geschwätz des ermüdenden Tages."

„Und Eveline soll vermuthlich als Burgfräulein ihn kredenzen?" fiel die Mutter ein, als der Jäger schon die hohen grünen Gläser auf silbernem Brette hereintrug.

Der Wein war vortrefflich und Eveline versah ihr Amt mit hoher Anmuth. Das Zimmer schien sich immer mehr zu runden, die Gesellschaft sich näher zu kommen. Der Graf wurde gesprächig, herzlich. Im Verlauf der Unterhaltung wich immer mehr jene vornehme Schärfe, welche man zuerst an ihm bemerkte. Was zu andern Zeiten als Ruhmredigkeit erscheinen mögen, war hier edle Offenherzigkeit. Er sprach gern und viel von den Thaten und dem Glanze seiner Ahnen. Das Reichs-



kammergericht fehlte freilich nicht unter den helleren Schlachtscenen in Stahl und Eisen. Acerbis Theilnahme schien nicht erheuchelt; sie erweckte die volle des Grafen für seinen Gast. Eveline blickte von ihrer Stickerei zuweilen stumm, doch nicht antheillos auf die Gesprächführenden herüber. Nur die Gräfin war bald ermüdet und gab das Zeichen zum Aufbruch.

„Sie folgen uns nicht in den Ahnensaal?“ fragte der Graf seine Gattin.

„Nein, mein Gemahl,“ antwortete sie gähnend, „ich fürchte mich“ —

„Also doch einmal Furcht vor den Bildern!“

„Daß sie mich noch schläfriger stimmen.“

Eveline bat jedoch um Erlaubniß den Vater begleiten zu dürfen. Zwei Jäger gingen mit Fackeln voraus. So traten sie durch verschiedene Corridore und Zimmer. Zehn Schritt vor ihnen rissen die Diener jedesmal die großen Flügelthüren auf, und der Gast durfte vermuthen, daß man ihn nicht den nächsten Weg führe, indem das Gemüth auf den ernsten Anblick vorbereitet werden mußte. Der Ahnensaal war geräumig, mit dumpfer Luft angefüllt. Harnische, Gewehre und andere Jagdtrophäen hingen zwischen den Bildern, die sich durch nichts vor andern ähnlicher Bestimmung auszeichneten. Der Graf gab sich Mühe eine Familienähnlichkeit in den Porträts durchzuführen, was ihm, besonders bei den ältern, nicht schwer fallen konnte. Verriethen doch alle Häupter, die vor dem dreißigjährigen Kriege gelebt, von demselben Pinsel grell auf die Lein-

wand geworfen, daß sie, in Ermanglung echter Porträts, nur von der Phantasie des Malers geboren waren.

So konnte Graf Wilhelm von Arnheim, der neue Begründer des Hauses nach dem dreißigjährigen Kriege, eine sprechende Aehnlichkeit mit dem ersten bekannten Familienhaupte unter den Saliern haben.

So lange der Graf die einzelnen Thaten der Männer aufzählte und dazu Harnische und Trophäen aufwies, war Acerbi Aug und Ohr; als er aber in der gerunzelten Stirn des ersten Otto den finstern Sinn des lezten Ambassadeurs, nach dessen Tode die Herrschaft auf die Seitenlinien übergegangen, wiedererkennen wollte, mochte der Wirth den Unglauben in den verzogenen Mundwinkeln seines Gastes lesen. Er war selbst zu klug, nicht im Augenblick die Abschweifung seiner Phantasie einzusehen, und zu aufrichtig den Irrthum festhalten zu wollen.

„Bemühen Sie sich nicht, Baron, ein ernstes Gesicht zu machen,“ sagte er. „Wir wollen uns einander nicht täuschen. Es sind Albernheiten. Die Phantasie liebt es so zu spielen, aber sie soll nicht mit Freunden spielen, die mehr Aufrichtigkeit verdienen.“

Eveline suchte ihre Lieblingsgesichter in einem entfernten Theile des Saales, und der Graf sah nicht scharf, sonst hätte er eine heftige Unruhe auf Acerbis Gesichte bemerkt. Beide hatten sich in ein altväterisches Sopha gesetzt. Es schwebte ein ungemeines Wohlwollen um die Lippen des Grafen, Momente der Güte,

wie sie zuweilen auf dem Gesichte des Richters den Verbrecher zum Geständniß bringen. Acerbis Hand lag in seiner. Es war, während Beide sich schweigend anblickten, als hätte jeder wirklich etwas auf der Seele, was er dem Andern vertrauen müsse, oder als fühle er doch das Bedürfniß durch irgend eine Herzensmittheilung die Zuneigung des Andern zu vergelten. Endlich brach es von Acerbis Lippen:

„Graf Arnheim, nicht weiter mit Ihrem Vertrauen. Wäre ich vielleicht nicht der, den Sie in mir vermuthen, möchte Sie etwas gereuen — ein Geheimniß —“

„Still, still,“ fiel ihm der Graf lächelnd ins Wort. „Man ahnet und weiß Geheimnisse zu ehren. Erlauben Sie uns doch, Sie als Baron Acerbi, so lange Sie es wünschen, hier willkommen zu heißen.“

„Indessen wenn die Sprache des Herzens —“

„Baron, da bin ich nicht mehr der Mann für; wenigstens verlernte ich das aus der Jugend Uebernommene. Ich verweise Sie an die Damen, sie sehen fein und scharf.“

Indem schwebte Evelinens weiße Gestalt hastig von der andern Seite des Saales heran. Die Fackel des Jägers beleuchtete einen höhern Rosenhauch als je auf dem zarten Teint ihrer Wangen.

„Gnädiger Vater, um des Himmels Willen, welche Aehnlichkeit! Baron, sehen Sie sich selbst dort —“

„Dann müßte ich sterben!“ rief Acerbi aufspringend.

„Nicht doch, ein Bild — ein Bild, kommen Sie, Vater.“

„Das wäre doch sonderbar!“

Die junge Gräfin führte sie in eine Thurmnische, wo ein historisches Bild, fast versteckt, aufgehängt stand, wiewohl die charakteristischen Züge der Gesichter ihm Recht auf einen bessern Platz gegeben hätten.

„Sehen Sie die hohe Stirn, das Haar gerade so heraufgekämmt wie beim Baron, die funkelnden Augen, die unruhigen Lippen. Die Aehnlichkeit wird jeden Moment täuschender, denn Sie wurden gerade so blaß im Augenblick.“

„Es scheint ein Sterbender,“ sagte Acerbi. „Die Farben sind so nachgedunkelt, daß man kaum die Umrisse der Gestalten erkennt. Er hebt die Hand auf, wie etwas zu betheuren. Jemand hält ihm ein Buch hin. Ein interessantes Gesicht. Wer ist es?“

Der Graf sah unmuthig nieder. Einlenken war indessen zu spät. Er sagte verdrießlich:

„Es bleibt ein trüber, ungewisser Moment in unserer Familiengeschichte, die leider auch ihre Flecken hat mitten in leuchtenden Epochen. Der Mann dort galt für einen Impostor. Auf dem Todbette will man, daß er bekannt habe. Ein esprit fort unter den Nachkommen ließ, seine Abstammung und seine Familie selbst zu verhöhnen, das Bild malen, das man eigentlich hätte vernichten sollen.“

„Ich glaube es nimmermehr,“ sagte Eveline.



„Unser schöner interessanter Ahnherr darf kein Betrüger gewesen seyn; wir sind ja alle von seinem Blut."

„So etwas verliert sich in den Nebel der Vorzeit," bemerkte Acerbi, „den keine Kritik Recht und Macht hat zu zerstreuen. Sie sind und gelten einmal —"

„Als Grafen Arnheim," schloß der Vater, „und der Besitz, geheiligt durch die Tradition, ist das einzige Element, worauf Sicherheit und Ruhe der Völker beruhen."

Die übrigen Bilder durchlief man schneller.

„Sie werden noch genug Muße finden, was Ihnen hier interessant, näher zu besehen. Für heute Nacht, da wir schon weit in die Mitternachtsstunde vorgerückt sind, entlasse ich Sie an jener Thür, welche in Ihre Zimmer führt. Meine Gemahlin hat sie für Sie besonders ausgesucht. Ob Sie aber den jahrealten Staub von den Möbeln abgekehrt finden, dafür stehe ich nicht, denn man wollte Sie Ihnen ganz in dem Zustande gönnen, wie die letzte Besitzerin sie bewohnte."

Acerbi bemerkte in dem aufgeregten Zustande, wie er seine Zimmer betrat, wenig ihren phantastisch alterthümlichen Schmuck. Er warf sich nieder in einen Lehnstuhl. Tausend Erinnerungen, tausend Bilder, die ihn anpackten, hatte er zu bekämpfen. Er riß die Halsbinde auf und schleuderte sie auf die Diele. Die Westenknöpfe sprangen, und selbst das Hemde ward ihm zu drückend auf der Brust.

„Warum das Alles? — Warum der Zwiespalt? — Warum diese halbe Natur, dieß Ringen zwischen

dem Stolz des Giganten und tugendhafter Wehmuth? — Der eitle Geck ist glücklich, warum gab mir nicht die Natur den Leichtsinn jenes Kessel!"

Wie unzufrieden mit seiner Vergleichung sprang er auf, und maß mit stolzen Schritten das Zimmer. Der Kohlenschein aus dem Kamine beleuchtete die lebensgroßen Figuren auf den gewirkten Tapeten. Herren und Damen in Reifröcken, Hackenschuhen, Tressenhüten und doch als Dianen und Endymions mit Hunden und Spießen auf der Jagd. Sie bewegten sich, wenn ein leiser Windzug hinter dem morschen Tafelwerk ging. Der Flammenschein röthete ihre grotesken Züge.

„Lacht nur," rief er drohend, „ich gehöre doch zu Euch. Hier sind Beweise —" er klopfte auf ein kleines Mahagonikästchen. „Ich bin kein Impostor. Nein!" schrie er auf. — „Alle diese Beweise sind nichts gegen den Beweis hier in der Brust. Ich will und werde unter Euch treten, so stolz als Ihr, denn das Blut lügt nicht." Er riß die Kleider ab und begrub das glühende Gesicht in die Kissen des Himmelbettes.

5.

Als er spät am Morgen erwachte, blickte ein unbeschreiblich schönes und mildes Gesicht auf ihn nieder. Der Teint noch weißer, zarter als Evelinens, auf den Wangen kaum ein leiser Hauch von Röthe. Die Augen, das hellste Himmelsblau, sahen wehmüthig

unter den blonden Wimpern auf den Schläfer. Es perlten Thränen darin, sonst mochte ein helleres Feuer daraus strahlen. Nie hatte er ein schöneres Weib gesehen. Es war nur ein Bild, das über seinem Bette hing, und doch schämte er sich vor den hellen Augen, gebadet im Schmerz, der Träume, die ihn geängstigt. Selbst als er rasch aufgesprungen, und in die Kleider gefahren, das Porträt genauer musterte, konnte die hohe, entstellende Frisur, der geschmacklose Putz der Schultern nicht dem ersten Eindruck schaden. Er ließ die Gardinen erst fallen, als die Thüre aufging und der Graf, seinen Gast zu begrüßen, eintrat.

„Was konnte hier so Ihre Aufmerksamkeit fesseln, werther Baron?"

„Nichts! Es war nur ein Bild."

„Wieder etwa ein Verwandtes?" Der Graf schlug die Gardinen zurück, und schien selbst und nicht angenehm überrascht.

„Lebt sie noch?" fragte Acerbi, und verrieth in der einen Frage die ganze Theilnahme, die ihn dafür belebte.

„Wenigstens wenn sie lebte," entgegnete der Graf, seinen Gast fixirend, „wäre sie nicht mehr die, für welche ein junger Mann heut noch entglühen möchte."

„Sie verstehen mich falsch" —

„Sie sehen am Anzuge, daß es eine Schönheit vergangener Jahre ist, aber schön war sie, sehr schön." Es war, als quelle eine Thräne aus den Wimpern des Grafen. „Ich habe nie ein Gesicht gesehen, was so auf-

den ersten Anblick durch Hoheit, Sanftmuth, Adel, Seele und ein Feuer für alles Schöne und Edle einnahm. Baron, Sie scheinen seltsam bestimmt, beim ersten Eintritt in unser Schloß mit den Unglücksbildern unserer Familie vertraut zu werden."

Der Gast drückte sein Verlangen von dem Original des Bildes zu hören aus. Der Graf sah nach der Uhr und meinte, die Frühstückzeit bei den Damen sey noch nicht gekommen, sie könnten vorher eine Promenade unter der hohen Lindenallee am Schlosse machen. Doch schien es, während beide schweigend eine Weile in den feierlichen Naturhallen auf und abgingen, als suche der Wirth in den vom Morgenlicht durchleuchteten Wipfeln den Anfang seiner Geschichte. Endlich begann er etwas sonderbar:

„Sie liebte auch diesen Spaziergang. Früh mit den ersten Sonnenstrahlen schwebte Esperance wie eine Nymphe des Waldes über den glatten Kies, ein Buch in der Hand, einen Lieblingsdichter, ich glaube es war Milton, und las so lange, bis die eigene schöne Seele weiter dichtete und das schwimmende Auge hinauf nach einer unbekannten Heimath jenseits der grünen Wipfel schaute. Sie merken an meiner poetischen Sprache, daß ich nicht gefühllos gegen ihre Reize war. Ich will Ihnen bekennen, — denn Baron, es ist mir, als könnte ich Ihnen nichts verheimlichen — daß ich beim ersten Anblick der schönen Esperance gefangen war. Die Verhältnisse konnten nicht günstiger seyn. Sie war das einzige Kind

aus der älteren Arnheim'schen Linie, nach ihres Vaters Tode fielen die Güter dem meinigen und durch ihn mir zu. Ihre Allodialerbschaft war unbedeutend. Beide Eltern wünschten die Verbindung, sie war längst besprochen, auch Esperance mußte davon wissen, und doch, wie war sie unbefangen und heiter als ich, verwirrt von ihrer Schönheit, von dem Gedanken, sie einst mein zu nennen, zum erstenmale vor sie trat. Ich mußte schon nach wenigen Tagen mein Glück ganz kennen lernen. Ich überraschte sie eines Morgens und hier in diesem Gange gab ich den Gefühlen Worte. Baron, ich wünschte, ich könnte Ihnen die hohe sanfte Gestalt hinmalen. Bis dahin hatte ich sie geliebt, ohne mir Rechenschaft geben zu können weßhalb; von dem Moment an, wo sie mich zurückwies, wußte ich es, und die Liebe wuchs mit der Verehrung. Eine unbeschreibliche Hoheit und Güte lag darin, wie sie den Kopf schüttelte; selbst ihr Lächeln hatte nichts Beleidigendes. Sie drückte mir die Hand und sprach nichts als: „Nein, lieber Vetter!“ Aber in dem gehobenen Silbertone des Wortes Nein lag das ganze Gewicht des sanften Vorwurfs. Ich war in dem Augenblick davon durchdrungen, ich hatte sie nicht verdient, es war eine Anmaßung von mir, ja ich hätte ihr mögen zu Füßen sinken aus Dank für die unaussprechliche Huld. Sie ließ mich auch nicht fort, ich mußte mit ihr auf und ab gehen, und die ganze Gewalt ihrer himmlischen Seele bewährte sich in dem Trost, den sie mir zusprach. Ich konnte zuletzt ihre Hand an meinen

Mund pressen, und durch mein ganzes Leben darf ich Sie versichern, Baron, war dieß ein Lichtpunkt, der mich in den trübsten Stunden erheiterte. Am Sterbebette meiner ersten Gattin, als die Hand einer werthen Lebensgefährtin in der meinen erkaltete, erschien sie mir und der Trost kam mit dem Todesengel. Ich war während der unglückseligen Zeit unseres Vaterlandes in böse Händel verwickelt. Mein Todesurtheil schien gesprochen, mein Leben hing ab von einer Verdauungslaune des Westphälischen Königs, die Freunde verließen mich im Gefängnisse; nur Esperance trat durch die Mauer, ich fühlte ihren warmen Händedruck, sah ihr mitleidig schönes Auge, das immer voll Trost strahlte, und ich erwachte heiter und gestärkt. — Gewiß Baron," sagte der practische Mann nach einer kleinen Pause, sich von dem Aufwand poetischer Gefühle zu erholen, „welcher Trost schon in der Art liegt, wie man uns das Unangenehme beibringt! Nur das Rohe beleidigt. Sprache, Sitte, feine Gesinnung sind so unendlich reich, daß die Hälfte aller Schmerzen auf dieser Erde damit ausgeglichen werden könnte."

Allein er sollte aus seiner Nutzanwendung durch die nächste Frage des Gastes wieder gewaltsam zu den vorigen Empfindungen zurückgeführt werden.

„Doch Esperance, was ward aus ihr? Wo ist sie?"

„Verschollen! Vielleicht im Grabe, vielleicht — doch wozu mit Vermuthungen sich quälen! Baron, es waren damals so excentrische Zeiten in der Poli-

tik, wie heut in der Poesie. Der erste Freiheitstaumel aus Paris war über den Rhein gedrungen. Die edlen Seelen — doch Sie lächeln, wenn ich Ihnen bekannte Zustände schildere, und eben so wenig hilft mein Moralisiren heut über Verkehrtheiten, die wir vor dreißig Jahren begingen. Die Frauen zumeist fühlten sich ergriffen von den neuen, herrlichen Ideen, die aus den Mördergruben und Kerkern des Aberglaubens ein Reich des Lichts und der Freiheit schaffen sollten. Vergoß ich doch selbst eine Thräne der Rührung, wenn ich Esperance begeistert reden hörte von dem alten Naturzustande und der allgemeinen Glückseligkeit. Voltaire und die meisten Apostel der Zeit hatte sie freilich nie geliebt, Rousseau nur in so weit, als sie dabei eine gute Christin bleiben konnte. Aber was wir heut Katholicismus und Mysticismus nennen, regte sich schon bei ihr im voraus. Ihre Mutter war eine beschränkte Person, ihr Vater ein entnervter Spötter, der sich allenfalls freute, wenn die von uns angebetete Tochter die alten Rechte verwarf, welche er doch auf keinen Sohn vererben konnte. Sie fand da keinen Widerstand, aber auch keine andere Nahrung für ihre Ideen, als daß sie das veraltete Wesen anekelte. Dagegen war ein junger, schöner Hofmeister im Schlosse, eine Klasse Leute, welche dazumal oft sehr gefährlich in den Häusern des Adels wurden. Heut sind die jungen Theologen, welche man dazu nimmt, entweder eingebildete Pietisten, oder mit der rationalistischen

Grobheit begabte Anhänger des altdeutschen Wesens, welche man ruhig mit den jungen Damen allein lassen kann. Dazumal waren sie häufig gebildeter als wir und spotteten über die Vorurtheile mit so viel Witz und Liberalität, daß sie die Herzen der Schönen nicht selten gewannen. Wodurch es dem im Schlosse gelungen, habe ich nicht erfahren. Ich glaube aber immer, daß die sanfte Schwärmerin sich mehr selbst getäuscht hat, als sie getäuscht wurde, denn der Mensch hatte bei allen geselligen Talenten etwas Brüsques an sich. Sie schien ihn mehr zu fürchten, als zu lieben. Vielleicht hatte sie sich in ihrer Schwärmerei die Aufgabe gestellt, ihr Schicksal an das seine zu knüpfen. Aus ihren späteren Briefen leuchtete ein solcher Sinn hervor. Es kam ihr straffällig vor, eine Gräfin zu seyn, Unterthanen zu haben und dergleichen. Es dünkte ihr wie eine Aufgabe zu ihrem Märtyrthum, alles zu verlassen, was sie durch Geburt besaß. Ich weiß nur, daß ich sie einmal überraschte, als ihr der Hofmeister die Unterredung des Posa mit dem König Philipp vorgelesen. Er ging stürmisch im Zimmer auf und ab, ihre Augen schwammen in hellen Thränen. „„Ja Vetter,““ sagte sie, und drückte mir die Hand, „„es werden große Zeiten kommen!““ Wenige Tage darauf war sie mit ihm verschwunden. Der Brief an den Vater war herzzerreißend; ich kann aber nicht sagen, daß er ihn darniedergeworfen, denn der Graf war für die tieferen Gefühle seiner Kinder nicht empfänglich. Die Mutter

tröstete man damit, daß der Mensch doch eigentlich von Geburt ein Edelmann sey. Beide starben, aber sie hätten auch sonst sterben müssen. Das war nicht das Schlimmste, aber für uns war der Gedanke fürchterlich, daß das holde Geschöpf nicht einmal glücklich geworden durch den Betrüger. Sie waren nach Paris gegangen. Ob er sich mit ihr trauen lassen, war für jene Zeiten gleichgültig. Aber der niedrige Bube schätzte nicht einmal die geraubte Perle, so viel konnte ich aus den spärlichen, kostbaren Nachrichten schließen. Sie trennten sich wieder, das weiß ich, ob er sie aber verlassen, ob er umgekommen unter Blut und Wollust, in die er sich gestürzt, oder ob sie erwacht aus dem Sinnentaumel, sich aus den Krallen des Geiers losgerissen, blieb mir unbekannt. Sie blieb die Heilige, die sie gewesen. Sie ist wieder dürftig über die Gränze gekommen und in einem Winkel Deutschlands verschwunden. Alles was einem Menschen möglich, habe ich versucht, ihren Aufenthalt zu erfahren, aber vergeblich blieb es in jenen Zeiten, wo Tausende von Auswanderern die unruhigen Gränzländer überschwemmten. Endlich kam ein Brief von ihr. Sie hatte von meinen Bemühungen gehört. Bei meiner Seligkeit beschwor sie mich, abzulassen von meinen Nachforschungen. Sie müsse und wolle todt bleiben für ihre Familie und Freunde; führe ich fort sie zu suchen, müsse sie ihr mit Schmach bedecktes Daseyn am äußersten Winkel der Erde verbergen. Ich bin glücklich, lieber Vetter, schloß

sie, und daß wir uns nie wieder sehen dürfen, daß ich nie von Ihnen das Allerkleinste annehmen darf, brauche ich Ihrem Zartgefühl das zu sagen? — Baron, es war eine Folter, als ich die Worte las: Ich bin glücklich. Nun, die Dulderin wird jetzt glücklich seyn."

Sie waren an das Portal getreten, der Graf ergriff noch einmal die Hand des schweigenden Gastes: „Ich habe Ihnen heut einen Mann gezeigt, der für die Welt längst todt ist. Der heutige Graf Arnheim ist ein anderer als jener vor dreißig Jahren, und ich hoffe, Sie verrathen Niemand, daß der alte wieder einmal in der Lindenalle erschienen ist."

6.

„Um des Himmels willen erlösen Sie uns!" Mit diesen Worten begrüßte die Gräfin den Baron, als beide Männer in das Frühstückzimmer traten. „Der junge Kessel ist unerträglich!"

Daß er es wirklich sey, davon sprach auch ein freundlicher Blick Evelinens, welchen sie ihm aus einem Gespräch mit dem Studenten sehnsüchtig herüberwarf.

„Drei Viertelstunden quält uns der Mensch mit seinen Staatsverbesserungen," fuhr die Gräfin fort, „alle so geistreich wie die unserer Excellenz. Wenn er nur etwas köpfen wollte, gewönne die Sache doch wenigstens ein Criminalinteresse; aber er plagt uns

mit Idealen und Idioten von vollkommenen Ministern, um einzuschlafen.“

„Ich will ihn schon vertreiben,“ sagte Acerbi. Kessel war in der That noch einmal so vorlaut, als in den vorigen Tagen. Das Glück derselben hatte seinen leichten Sinn in die Höhe geschnellt. Er verstand weder die Sarcasmen der Gräfin, noch die Gleichgültigkeit, welche Eveline mehrmals offen an den Tag legte, es bedurfte der bittern Invectiven, welche Acerbi gelegentlich gegen ihn losließ, um ihn wieder zum moralischen Bewußtseyn seiner Lage zu bringen. Da verstand er endlich den Wink der Gräfin, welche vom schönen Wetter sprach und ihn aufforderte, nachdem er so lange die freie Natur in der langweiligen Gesellschaft der Damen versäumt, die Morgenbeleuchtung der Hügel hinter dem Park ja zu genießen. Gezwungen wanderte er ab, und man sah ihn langsam und verdrossen nach der Gegend schlendern, deren Naturschönheit er bewundern sollte.

„Ich begreife die Damen nicht,“ sagte der Graf aus seinen Briefen und Zeitungen heraus, die ihm der Landpostbote in der verschlossenen Mappe gebracht. „Der junge Mensch hat ein blasses, längliches Gesicht, lebendige Augen, ist gar nicht übel gewachsen, überdieß ein politisch verfolgter Unglücklicher, kurz alles, was ihn interressant machen kann. Auch geht ihm die Redegabe gar nicht ab, und doch macht er so wenig Glück bei uns.“

„Ich bitte Sie, lieber Vater,“ rief Eveline,

„bemerken Sie die Unsicherheit des jungen Menschen. Er verträgt keinen festen Blick. Die untergeordnete Herkunft spricht sich in jeder Bewegung, in jeder Rede aus. Alles Höhere ist angelernt. Welches Mädchen von Stande könnte sich in ihn je verlieben, da ihm jede Festigkeit, jedes Bewußtseyn abgeht!“

„Ach! und er ist unerträglich langweilig,“ setzte die Gräfin hinzu.

„Ich begreife überhaupt nicht, Herr Graf,“ nahm Acerbi die Parthie der Damen, „weßhalb Sie so viel Umstände mit dem Burschen machen. Abgesehn von der That, auf welche er pocht, die, wäre sie wahr, ihn nur immer zum Gegenstande des Mitleids machte, — man würfe ihm ein Paar Thaler hin, und ließe ihn laufen — so ist ja jede Bewegung des Muskelspiels, jede Bewegung des Fußes, der Hand Lüge — ich sage nicht Lüge, eine solche, wo der Stolz auf ein inneres Bewußtseyn gegründet wäre, was ich nicht Lüge nenne, nein, eine leere Lüge der Eitelkeit.“

„Sie haben etwas gegen ihn,“ unterbrach der Graf den Gast, der sich zu verwirren schien, „und wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, dünkt es mir wie ein Vorurtheil, denn ich bemerkte Ihr Mißbehagen gleich bei der ersten Begegnung.“

„So ist es wohl gegenseitig,“ sagte Eveline lächelnd, „denn, Baron, ich kann es Ihnen nicht läugnen, auch der junge Mensch liebt Sie nicht;

vielleicht tröstet es Sie aber, daß er Sie auch fürchtet.“

„Ich will nicht läugnen, daß dieser Geist der Unwahrheit, ich sage dieser unwahre, nichtige Geist, gerade wie er hier sich ausspricht, mir beim ersten Anblick des Studenten klar wurde. Die Natur gab mir nun einmal einen idiosynkratischen Widerwillen gegen die leere, von keiner Kraft des Gefühls getragene Eitelkeit.“

„Es hat doch vieles seine Richtigkeit von dem, was Kessel vorbrachte,“ sagte der Graf. „Die Geschichte selbst ruht in einigem Dunkel. Allein er genießt bedeutende Protektionen an den verschiedensten Orten. Empfehlungsbriefe und Unterstützungen sind ihm von den angesehensten Staatsmännern zugeflossen. Er hat sie mir selbst gezeigt.“ —

„Sind Sie überzeugt, daß sie nicht nachgemacht sind?“ fuhr Acerbi heftig auf.

„Nicht zu vorschnell, mein junger Freund, ein Falsum zu imputiren! Ein Betrug darf nie vermuthet werden. Das ist der heiligste Satz des Rechtsgelehrten. Ueberdies habe ich mich überzeugt.“

„So waren es vermuthlich Staatsmänner von so erleuchtetem Ingenium wie unsere Excellenz von drüben,“ fiel die Gräfin ein.

„Es kann Verhältnisse geben, meine theure Gemahlin, wo auch gewichtigere sich solcher Werkzeuge bedienen.“

„Die man nachher verleugnen kann," unterbrach ihn der Baron.

Der Graf untersuchte weiter den Inhalt der Mappe. „Sehn Sie, Baron, hier kommen Briefe an Sie, einer, Wappen und Postbemerk vom Fürsten ***, noch einer vom Staatsminister ***, der hier wird vom Hofmarschall aus *** seyn. Ein wichtiger Posttag. Vielleicht enthalten Ihre Briefe Aufklärungen."

Acerbi steckte erröthend die Schreiben in die Tasche. Der Graf aber drang in ihn, sich von keiner Delicatesse zurückhalten zu lassen, und so wichtige Nachrichten gleich zu lesen. Acerbi durchflog sie nur rasch am Fenster, kehrte aber sogleich, versichernd, es sey nichts auf Kessel Bezügliches darin enthalten, zurück. Beim Gespräche vermied er gefließentlich die Erwähnung der Briefe und es schien ihm angenehm, als der Graf ihm einen kleinen Spazierritt vorschlug.

Die Damen blieben allein im Zimmer; Eveline im weiß einfachen Morgenkleide reizender als je, war mit einer feinen Nähterarbeit beschäftigt, die Gräfin blätterte neben einer Tapissericarbeit in französischen Brochüren. Es war eine lange Pause, bis Eveline bemerken konnte, daß die Mutter sie mit schlauen Blicken fixire. Sie vermied ihnen zu begegnen, bis die Augen sich einmal trafen, und ein Lächeln unwillkührlich auf Beider Lippen schwebte. Jetzt senkte Eveline vergebens die seidenen Wim-

pern und nähte emsiger fort, die Röthe ihrer Wangen verrieth sie.

„Eveline, wenn ich ein Mann wäre," sagte die Gräfin, „heute verliebte ich mich in dich."

„Ich weiß Sie lieben nicht meine Toilette, und darum mein Negligé."

„Als hätte mein theures Kind nicht heut sein Negligé mit einer Emsigkeit vor dem Spiegel geordnet, wie kaum neulich in der Residenz das Ballkleid."

„Nach Ihren Reden, gnädige Mutter, wäre ich die eitelste Thörin, und ich danke Ihnen wenigstens für die mütterliche Theilnahme, daß ich diese Vorwürfe nur hier unter vier Augen hören muß."

„Du traust mir doch nicht den Mangel an Delicatesse zu, meiner Tochter vor Ihrem erklärten Verehrer Vorwürfe zu machen?"

„Erklärten Verehrer, gnädige Mutter!" Sie ließ die Näharbeit fallen.

„Wie du erschrickst und willst nicht wissen, daß Du ganz und gar sein Herz gefangen hast?"

„Wessen?"

„Nun des jungen Kessel. An Dich allein richtete er den ganzen Vorschlag, die Zollbeamten unbestechlich zu machen. Und hat er Dir nicht haarklein beschrieben, wie er als Minister Audienz geben würde?"

„Gehen Sie mit dem unausstehlichen Menschen!"

„Aber der Baron, oder was hinter ihm zum

Vorschein kommen wird?“ fragte die Gräfin mit ernstem Lächeln.

Eveline stand auf. „Liebe Mutter“ — so begann sie, aber die gefällige Mutter war ebenfalls aufgestanden, und küßte die leichte Falte von der Stirne der schönen Stieftochter.

„Soll ich einmal ganz des Vertrauens gewürdigt werden, oder ist mein Sinn dafür zu leicht und die Morgenstunde nicht mysteriös genug?“

„Sie wissen ja eigentlich Alles, oder vielmehr eben so wenig als ich.“

„Ich wünschte es aber doch einmal im Zusammenhang zu hören, um vielleicht meine schwache Hülfe anzubieten, wenn die Heldin des Romans mich dessen würdigt.“

„Eine Gewissensfrage, interessiren Sie sich wirklich dafür, gnädige Mutter?“

„Gnädiges Kind, schon allein deßhalb, weil der Roman doch einige Abwechselung dem unerträglichen Einerlei dieses Landlebens verspricht.“

„Es ist kaum der Anklang eines Romans. Sie wissen, bei jenem Balle verfolgte mich eine Türkenmaske unaufhörlich. Ich erkannte sie wieder im Domino und als Griechen. Er sagte mir Artigkeiten, die eine feine Bildung und einen ernsteren Sinn verriethen, als wir sie den Beau's des Hofes zutrauen. Ich darf Ihnen gestehen, es lag etwas so Einschmeichelndes, Würdiges und Hohes in seinen flüchtigen Complimenten, daß die Maske wohl

der Maske erlauben durfte, die grüne Schleife, welche herunter gefallen war, aufzuheben und nicht wieder zu erstatten. Er steckte sie an den Busen und sprach, indem er erklärte fort zu müssen von einer Hoffnung, mit einer ernsten, fast möchte ich sagen, bewegten Stimme —“

„Ach Gott, und dabei wird er geseufzt haben! Liebes Kind, das ist ein erbaulicher Anfang zu allen Romanen, die kein Ende haben.“

„Doch hörte ich früher die Anrede: „„Mein Prinz!““ mehrmals in Gruppen flüstern, wo die Maske stand, später wissen wir ja, daß der junge Prinz ungefähr zur selben Zeit, wo die Maske Abschied nahm, den Ball verließ.“

„Nun wird allerdings die Sache interessanter.“

„Sie wissen auch, — ich habe es aus Ihrem und des Vaters Munde, — daß der Prinz, als wir am folgenden Tage nach dem Park fuhren, mit seiner Suite an unserer Kutsche vorüber ritt, und merkwürdige Blicke zurückwarf. Auch im Gedränge des Festes draussen meinten Sie, daß uns ununterbrochen Jemand beobachte; ich erinnere mich sogar, als wir einen einsamen Waldweg einschlugen, daß es zwischen den Sträuchern knisterte, und ein scharfes Auge vorblickte.“

„Es hat zwischen den Sträuchern geknistert. Der Roman rundet sich.“

„Seitdem blieb es ein halbes Jahr still. Der Prinz war bekanntlich im Gefolge des Fürsten von

*** nach Wien gegangen. Jetzt geht dieser nach Pyrmont und wir finden im Posthause auf dem Wege dahin den Baron, dessen Person wenigstens nach allen Anzeichen ein seltsames Dunkel umgibt. Nach Aussage des Posthalters steht seine Anwesenheit mit der Reise des Fürsten in Verbindung; hier empfängt Acerbi, der gar nicht zu läugnen scheint, daß dies nicht sein ächter Name ist, Briefe von den Männern, mit welchen der Prinz in genauer Verbindung steht.“

„Und meine Prinzessin Tochter,“ sagte die Gräfin, „ist jetzt gewiß, daß der Baron der Prinz, und der Prinz der Baron ist, um mit dem längst gewonnenen Herzen um die Hand der Gräfin Arnheim zu werben.“

„Gewiß ist nichts, gnädige Mutter,“ sagte Eveline etwas scharf, „ich liebe auch nicht diese Sicherheit. Das ungewisse Dunkel ist angenehmer. Ich möchte sogar eher glauben, daß es nicht so ist, als die Phantasie es sich vorspiegelt, aber das schadet nicht ihrem anmuthigen Spiele. Der Baron ist ein liebenswürdiger Mann von höherer Abkunft, feiner Bildung. Sprache und Gestalt dieselbe mit meiner Maske, ein Sinn für das Geheimnißvolle spielt in seinen männlichen Zügen, und der Geist der Unruhe, der sich aus seiner Stellung ja wohl erklären läßt, macht ihn noch interessanter.“

„Er ist von deiner Schönheit geblendet, weiß vielleicht nicht, wie er sich dir nähern soll. Du mußt ihm einen Schritt entgegen kommen.“



„Nimmermehr!“ rief Eveline.

„So warten wir also, bis er einmal zum Frühstück, die grüne Schleife an der Halsbinde, eintritt. Denn stehst Du auf, seufzest und sinkest ihm — nein nicht in die Arme — lieber in Ohnmacht, Sir Carl Grandison springt hinzu —“

„Ich bitte Sie, liebe Mutter —“

„Hättest du mirs doch früher gesagt. Ich wollte wetten, er trägt eine grüne Schleife als Uhrband. Das ist eine verstohlene Art die Nähe des Geliebten anzudeuten, und ich bestehe darauf, Du mußt es ihm eben so verstohlen zu wissen thun —“

Sie wurden unterbrochen durch das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster des Hofes. Die Männer grüßten hinauf, ehe sie zum Thorweg hinaussprengten.

„Wie er zu Pferde sitzt!“ sagte Eveline. „Und erinnern Sie sich, Mutter, was man uns in der Residenz von der Vorliebe des Prinzen für alte Möbel, Kutschen und Frisuren aus der goldenen Zeit sagte? Es stimmt mit dem Gespräche von gestern.“

Die Gräfin lachte so hell auf, als ihre Bildung erlaubte, küßte die Tochter noch einmal und bat sie, wenn der Roman fortspielen sollte, ihn nicht sentimental zu halten. Lieber möchte eine kleine Komödie ihn beschließen. Um einen Prinzen zu fangen, könne man schon ein Intriguenstück spielen.

„Einen Prinzen fangen!“ rief Eveline entrüstet. „Ich glaube nicht, daß mir Jemand eine Intrigue

nachweisen kann. Der Zufall hat den Fremden hierher geführt. Wenn unsere Neigungen sich begegnen, Sie wissen, ich pflege in meinen Entschlüssen selbstständig zu seyn. Uebrigens, gnädigste Mutter, liegt ein Prinz, der nicht einmal einem Thron angehört, für eine Gräfin Arnheim in keiner solchen nebelhaften Ferne, daß — doch Sie kennen meine Gesinnungen."

„Alles wohl gut, liebes Kind," schloß die Gräfin das Gespräch, „aber ein Prinz, das kannst du mir nicht abstreiten, bleibt doch immer ein Prinz."

7.

Beim Spatzierritt wurde das Gespräch vom Morgen nicht wieder aufgenommen. Der Graf vermied es, wenn die Unterhaltung sich unwillkührlich oder auf Acerbis Veranlassung darauf wandte. Eben so wenig bedrängte er den Gast mit Fragen, welche Persönlichkeiten berührten. Mit der Kunst des Weltmannes brachte er ein wohlgefälliges Gespräch in Gang, in welchem er überhaupt mehr den Erzähler spielte, ohne durch belehrenden Ton oder Aufzählung geringfügiger Dinge den andern zu ermüden. Beiläufig erzählte er von der Einführung neuerer Culturarten, bemerkte, daß die französische Revolution doch auch ihre heilsamen Wirkungen gehabt, indem der Ackerbau in Frankreich und von Frankreich aus unstreitig gewonnen. Er grüßte die Bauern sehr freundlich, und sein Auge schien mit Wohlgefallen

an den rothen Dächern ihrer zerstreuten Häuser zu verweilen.

„Wie sich alles ändert,“ sagte er. „Der vorige Besitzer, von dem ich Ihnen vorhin gesprochen, war ein Freigeist und Spötter aller unserer Rechte. Er war ein lebhafter Wortfechter für die encyklopädistische Bildung der Franzosen, und doch ließ der gichtische Alte seinem Amtmann das Dach abdecken, als er es während seiner Krankheit gewagt, statt des Strohdachs sein steinernes Haus mit Ziegeln zu belegen. Kein Bauer unter ihm hätte so viel erschwungen, um einen ähnlichen Versuch möglich zu machen. Und sehn Sie ringsum! heut fängt der letzte Büdner dort an die netten rothen Ziegeln auf die Sparren zu legen.“

Acerbi drückte sein Bedauern aus, daß es in Frankreich an Unmöglichkeit gränze, die Restauration bis zur Herstellung des alt-patriarchalischen Verhältnisses zwischen Gutsbesitzern und Bauern auszudehnen. Alles stehe losgerissen in trauriger Einzelnheit, ohne nähern Verband als die prekäre Nachbarnliebe. Der kleine Hüfner stehe nun in trotziger Hülflosigkeit, ohne vermittelndes Glied, der großen Idee des Staates gegenüber, die er kaum fassen und die ihn kaum mehr als eine Zahl beachten könne. Er reihte daran einen Panegyricus auf die alten Verhältnisse des alten französischen Adels, der ihm wohl etwas schwer werden mochte, denn der Graf unterbrach ihn lächelnd.

„Die Wohlgesinnten sollten doch nicht immer unsre Adelsverhältnisse mit den Französischen ver-

gleichen. War das Wesen dort nicht etwas ganz Ausgeartetes, Naturwidriges, das in sich selbst zusammensinken mußte? — War es nicht ein Druck, der die Menschlichkeit beschämte, wenn der Adel am Hofe in aller geistigen und physischen Lüsternheit schwelgte, indessen seine herzlosen Intendanten und Pächter das Lebensmark der Bauern aussogen? Die Zahl der Edlern war doch wirklich nur klein, die, wie in der Vendée, mit dem Landvolke ganz zusammenhielten, mit ihm duldeten und mit ihm froh waren. Mich dünkt, der alte französische Adel hat seine Ansprüche auf den alten Zustand völlig verwirkt, und thut sehr wohl daran, durch neue Gesinnungen und Auszeichnungen die ihm ganz entfremdeten Herzen der Nation wieder gewinnen zu wollen. Wie anders bei uns! Welcher frische Lebenssaft war noch in dem alten Baum, wie noch grün das Laub, als man die Axt anlegte! In Deutschland überwog doch immer der bessere Theil des Adels seit der Reformation das brutale Junkerthum. Die liberalen Schriftsteller hatten alle Mühe einen Druck nachzuweisen, und was man von der Dürftigkeit des norddeutschen Bauern spricht, so hat sie doch mehr ihren Grund in der Armuth des Bodens, im Mangel an Communication als an dem der Freiheit. Ich weiß wohl, daß viele unserer Vertheidiger und Vertheidigerinnen mit dem alt-patriarchalischen Zustande kokettiren und von väterlicher Zuneigung für ihre Bauern sprechen, indessen Sinn und Seele nur an Hofkoterien hängt und alle Untertha-

nen über einen Ball vergessen sind. Aber uns Härte vorzuwerfen, ist doch unrecht, und ich mag es eben so wenig billigen, daß die Regierungen so emsig das Amt des Zerschneidens und Trennens der wenigen Reste der alten Bande unternehmen."

Acerbi dünkte die Gesinnung des Grafen fast zu gemäßigt. Er wäre auch eifriger im Thema fortgefahren, hätte nicht sein Wirth die Bemerkung einfließen lassen, er müsse sich wundern, wie ein so eifriger Vertheidiger des aristokratischen Princips so wenig mit der Grundlage desselben, dem Landbau vertraut sey. Denn beim Hinreiten an den Feldern hatte er gelegentlich seine offenbare Unwissenheit verrathen und Gerste mit Hafer verwechselt. Der Wirth merkte die Verlegenheit des Gastes und lenkte lächelnd ein. Er machte ihn aufmerksam auf die bescheidenen Reize der Gegend, welche über die ernsten Gespräche fast übersehen worden, und Acerbi bemühte sich jetzt, in lebendigerer Theilnahme durch fröhliche Bemerkungen seine frühere Ignoranz vergessen zu machen.

Die Gegend bestand aus Hügelstrichen zwischen einem sumpfigen Terrain, das zum Theil ausgetrocknet, in fruchtbare Wiesen und Kohlgärten verwandelt war, zum Theil noch als See und Teich, mit Schilf und Weiden umgeben, bestand.

„Ein Werk unserer Vorfahren," sagte der Graf, als beide von einem sandigen Hügel herab die Gegend musterten. „Sie trockneten seit zwei Jahrhunderten an diesem großen Sumpfe, ein rühmliches Werk,

das ihnen selbst bei amerikanischen Krämern einigen Werth gäbe. Dort zwischen den hüglichten Büschen, wo die Steine vorblicken, soll ihre erste Burg gelegen haben, die eine Chronik bis zum Sachsenkriege, wo nicht gar bis zur Teutoburger Schlacht zurückführen will. Unser Schloß steht, wie Sie sehen, erst seit dem dreißigjährigen Kriege. Aber hier macht mir etwas im Augenblicke Sorge. —"

Acerbi hatte vor sich hingestarrt, sein Pferd stampfte im Sande. Er sah einen Fuchsbau nicht weit vor sich und mochte in der Zerstreuung glauben, des Grafen Blicke seyen darauf gerichtet.

„Fand der Fuchs hier ein Schlupfloch?"

„Sie scheinen an Walter Scotts Rob Roy zu denken und mich etwa für den alten Osbaldistone zu halten. Ich bin kein Fuchsjäger."

„Es ist doch eine männlich edle Jagd, wenn eine Schaar von Roß und Mann über Berg und Thal, Zaun und Bach hinfegt —"

„Alles um einen Fuchs, oder vielmehr um die wilde Mode, denn die Hauptsache wird zur Nebensache. Nein, Baron, ich protestire dagegen, daß man unsern deutschen Adel mit dem französischen oder dem englischen vergleiche. Wäre ich ein englischer Edelmann, wäre sogar meine ganze Sorge vorüber; ich gäbe einem Verwandten die Pfarre, und wollte der nicht predigen, sondern lieber seiner Lust nachgehen, so ernennte er sich einen armen Schlucker zum Vicarius für sechzig Thaler jährlich. Wir haben an-

dere Pflichten, und wenn ich den spitzen Kirchthurm ansehe, liegt mir die Wahl schwer auf der Seele. Denn so leicht wie in der Kotzebueschen Farce wird der gerade Weg uns nicht gemacht, und der Patron kann nicht auf den ersten Blick unter den Rationalisten, Pietisten, Mystikern, Orthodoxen und poetisch-katholischen den tüchtigsten herausfinden, welcher gerade für die Gemeine paßt."

„Sie ist groß?"

„Wie die Verantwortung. Der vorige Pfarrer ist seit Monaten todt und die Präsentationszeit drängt mich. Mangel an Orthodoxie konnte Niemand dem Seligen vorwerfen, und eben so wenig an frommen Gefühlen; sein Wandel war aber nicht von der Art, der Gemeine zum Beispiel zu dienen. Sie sind auf gutem Wege Heuchler zu werden, wenn ich ihnen nicht zu rechter Zeit einen Eiferer auf die Kanzel setze, der sie wieder vom Pult herab wach schlägt. Unglücklicherweise habe ich unter allen Candidaten keinen einzigen gefunden, der bei einer gehörigen Werkthätigkeit die rechte polternde Redegabe besäße. Ein Gefühlsmensch, wie nützlich er auch anderwärts seyn mag die eingeschlafenen Geister aufzurütteln, verdürbe mir hier alles; doch auch von denen, die sie mir von den Universitäten als Neologen bezeichneten, war kein einziger im Stande die gehörige Bauernsprache zu führen. Sie wollten sich alle nur selbst hören."

„Da wüßte ich“ — fuhr Acerbi auf, hielt aber plötzlich inne.

„Sprechen Sie, ich habe Alle abgewiesen.“

„Der Kessel ist ja wohl Theologe.“

„Das soll Satyre seyn, Herr Baron? Ich will keinen jungen Mann; aber dieser wäre wohl am wenigsten geeignet durch schlichten Wandel und praktische Thätigkeit meine Bauern aus ihren Betstunden zur Arbeit und Erholung und Sonntags in die Kirche zu treiben. — Halt! dort schlüpft er ja wohl Hand in Hand mit dem Kammermädchen meiner Tochter um die Gartenhecke —“

„Hat der hochfahrende Jüngling sich so tief herabgelassen?“ sagte Acerbi. „Sie bemerken uns, er springt mit ihr in die Taxusallee — eine vortreffliche Liebschaft. Sie werden doch den Unverschämten fortjagen?“

„Sind Sie ein so strenger Moralist, Herr Baron?“ entgegnete der Graf, ihn fixirend. „Mich dünkt, die Jugend sollte nachsichtig seyn und uns das Amt der Sittenrichter überlassen. Der junge Mensch hat sich mir einmal vertraut und ich will ihn nicht fortschicken, weil er ein Kammermädchen hübsch findet.“

Acerbi schwieg, jedoch nur für dießmal. Als Beide ihren Ritt beendet hatten, und den schönen Stall des Grafen besahen, fand sich auch Kessel ein, lobte und tadelte auf gewohnte, vorschnelle Weise. Mit dem Meier und den Stallknechten schien er seit der kurzen Zeit seines Hierseyns völlig vertraut geworden. Als

von einem wilden jungen Hengst die Rede war, der sogar den Stallmeister abgeworfen, erbot er sich morgen den Grafen beim Spazierritt darauf zu begleiten. Da Acerbi, welcher sich für einen guten Reiter hielt, eben erklärt, das Pferd müsse noch in eine Schule, ehe man seine Kunst zeigen könne, lag in der Aeußerung eine Art Herausforderung, die jener nicht hingehn lassen mochte. Er bemerkte ihm in wegwerfendem Tone und in Gegenwart aller Domestiken, für ihn sey es gerathener sich zu verstecken als sich zu zeigen, eine Anspielung, die Kessel vollkommen verstand. Es hätte zu einer unangenehmen Scene kommen mögen, wäre nicht der Graf dazwischen getreten.

„Es scheint, theuerster Baron,“ sagte er im Weggehen, „als kennten Sie Kessel von früher, als entzünde sich ein alter Haß, so oft sie ihn sehen.“

„Ein Haß gegen den unbedeutenden Menschen! Sie trauen ihm zu viel zu. Auch kenne ich ihn nicht, durchaus nicht. Aber dies eingebildete Wesen, Herr Graf, ich begreife nicht, wie Sie bei Ihren Gesinnungen diese vorlaute Art billigen, ja nur nachsehen mögen. Gehört er nicht offenbar noch zum Nachtrab jener Demagogen, jener vorlauten, unberufenen Schreier? Den Maulwurf bestimmte einmal die Natur in der Erde zu wühlen; darum ihm selbst zur Liebe, — wenn er wagt nach der Sonne zu blicken, ihn zurückgetreten in sein aufgewühltes Loch!“

Der Graf sah eine Weile nachdenklich vor sich nieder, bis er leiser anhub: „Lieber Baron, wer dachte

nicht auch so, als er die plumpen, verwirrten Stimmen vernahm, welche, wären sie durchgedrungen, gänzliche Anarchie den schon aufgelösten Verhältnissen unseres Vaterlandes drohten? Die Freiheit, die sie predigten, war nicht einmal jenes Ideal der Jacobiner; es war ein bunter Knäul unreifer Gedanken, deren Endziel immer wieder auf einen Despotismus hinauslief. Mit Recht, so sage ich noch heute, unterdrückte man das Geschrei. Aber ob man nicht zu weit gegangen, ob man nicht zurückwünschen wird den Geist für ein öffentliches Leben, nachdem man ihn ausgelöscht? Nachdem Deutschland im Kampfe zwischen dem Nichts und alter Glorie krampfhaft gerungen und sich durch die verjüngte Kraft seiner Kinder emporgeschwungen hatte, wie konnte man fordern, daß diese aufgeregte Kraft sich sogleich wieder setzen sollte? Die Schwierigkeit dauerte fort, alle Fibern waren aufgeregt, das Blut pulsirte. Da genügte nicht mehr die stille Gewohnheit des Daseyns. Man hat Gewalt gebraucht, geschröpft und gebrannt; bald aber möchte die Zeit kommen, wo erleuchtete Regierungen den dumpfen Zustand selbst verwünschen und die Theilnahme des Einzelnen für das Große und Schöne sehnlich zurückwünschen. Und ach wie schwer ist es, den Deutschen im Allgemeinen dafür zu begeistern, der nun einmal in ehrlicher Beschränktheit das Nützliche für das Höchste ansieht! Ich darf es Ihnen gestehen, ich sehe diese jungen heißen Köpfe jetzt mit milderen Blicken an als damals. Ifflands Familienidyllen

sind vorüber. Die junge Kraft hat Höheres kennen gelernt, aber sie findet sich überall zurückgestoßen, wo sie sich äußern will. Der deutsche Student schwelgt in Träumen; tritt er ins Leben, findet er nur Kataster und Aktenstaub. Kämpft sein frischerer Sinn dagegen an, schüttelt man den Kopf, nennt ihn ein Genie und unbrauchbar für das praktische Leben. Gelingt es den Wenigen sich hinaufzuschwingen zu Stellen, wo sie in freier Thätigkeit wirken können, so ist die Jugend längst dahin, der Greis erwärmt sich noch an der Erinnerung dessen, was er gewollt und läßt es beim Alten. Setzt er es ins Werk, ist vielleicht die Zeit dazu vorüber. Wohin rettet sich jetzt die jugendliche Kraft, der man den Ausweg in das Staatsleben versperrt? Sie werden Pietisten oder frivoles Geschwätz über das Theater verzehrt die zu Besserem berufene Kraft. Ueber einen um sich greifenden Brand haben sie so viel Wasser gegossen, daß auch das alte nützliche Feuer erlöscht ist. Leuchtet nun einmal ein Flämmchen davon auf, ei Baron, das wird die Welt nicht in Flammen setzen.“

„Sie reden dem revolutionären Schwindel das Wort.“

„Ich habe zu meiner Zeit geredet, Herr Baron,“ sagte der Graf mit Festigkeit. „Aber ich liebe nicht Tiraden, noch dazu, wenn sie sich fortschleppen über ihre Zeit hinaus. Dieses Partheiwesen, dieses gewaltsame Spalten in Gegensätze ist auch ein trauriges Erbtheil aus Frankreich und seiner Revolution. Ha-

ben sich nicht heut die Partheien schon wieder ganz anders gestellt als vor sechs, acht Jahren? Vor vierzig kam der jacobinische Wahnsinn von dort herüber, jetzt haben die Modeworte gewechselt und ich halte die Phrasen der Gazette, Quotidienne und wie die jesuitischen Blätter heißen, für eben so thörigt und revolutionär, als die damaligen Flugblätter der verbrecherischen Partheiungen. Niemand will jetzt eine Revolution, weßhalb daher immer mit Schimpfnamen um sich werfen, die nur reizen, nicht versöhnen können? Warum soll auch dieser Schwindel trüber Leidenschaftlichkeit in Deutschland seine Nachbeter finden, da unsere Vertreter alter Rechte keine Furcht mehr vor dem hegen, wogegen jene dort ihren Medusenschild ausstrecken?"

Acerbi wollte etwas entgegnen, der Graf aber schloß das Gespräch mit der feinen Ueberlegenheit des älteren Weltmannes.

„Sie erzählen in Frankreich, geehrter Freund, von jenem alten deutschen Baron, der seine Compagnie Reichstruppen unter Soubise noch immer so postiren wollte, wie in seiner Jugend, als er unter Marlborough gegen die Franzosen diente. Man machte ihn aufmerksam, daß die Verhältnisse sich geändert. Er wurde aber darüber sehr ärgerlich und versicherte hoch und theuer, er wisse genau, wie die Truppen damals gestanden und Niemand könne ihm abstreiten daß Prinz Eugen ein großer Feldherr gewesen. Lieber



Baron, hüten wir uns, daß man uns nicht zu jenen alten Taktikern zählt.

8.

Im Schlosse herrschte jetzt ein sehr stilles Leben. Der Graf war kränklich und arbeitete viel auf seinen Zimmern, die Damen spielten die Schweigenden. Acerbi sah sich beobachtet, was ihn befangen machte. Ja sein Benehmen gränzte an Verlegenheit, besonders Evelinen gegenüber, welche nie so emsig als jetzt bei ihren Handarbeiten gewesen. Die Gräfin sagte ihm in ihrem scherzenden Tone, der nicht beleidigen konnte, er fange an unliebenswürdig zu werden. Zum erstenmale war ihm Kessels Gegenwart erwünscht. Auch daß die Gräfin sich mehr als gewöhnlich mit diesem beschäftigte, erregte nicht seine Eifersucht. Dagegen wuchs seine Unruhe, sein Zerstreutseyn mit jedem Tage.

Er hatte heut beim Abendessen wenig oder nichts gesprochen. Er fühlte es, und der Unmuth darüber ließ ihn fleißiger, als er pflegte, einschenken. Erhitzt ging er von Tisch, Evelinens Blicke, die wie mit fürchtender Theilnahme seine Heftigkeit bemerkt, vermehrten seine Unruhe. Im Zimmer ergriff er Würfel und suchte nach einem glücklichen Wurf, bis er sie mit Heftigkeit auf die Erde warf. Sein Gang, sein Auflachen, der starre Blick, die Verschränkung seiner Arme, alles verrieth einen Mann, der mit

sich unzufrieden war. Endlich warf er sich auf das Kanapee, auf dem er seit einigen Nächten schlief.

Da erweckte ihn ein Geräusch ungefähr vor Mitternacht. Um diese Zeit war im Dorfe und jetzt auch im Schlosse alles todtenstill. Es führte keine Landstraße vorüber und doch hörte man Pferdegetrampel und Menschenstimmen. Es schien, als breche man durch eine Umzäumung. Die Nacht war so finster, daß er auch aus dem leise geöffneten Fenster nichts entdecken konnte. Seine Brust hob sich, er zitterte, aber nicht aus Besorgniß. Rasch warf er sich in den Ueberrock und steckte die Pistolen ein. So lauschte er eine Weile auf die Bewegungen der Leute im Finstern. In ihm flüsterte die zauberische Hoffnung: „Ein Ueberfall — eine Bande bricht ein. Verwirrung, sie in Gefahr und du ihr Retter." Die Phantasie war trügerisch. Ein lauter Streit erhob sich, die Flüche eines Bauern, kräftige Drohungen und Zurechtweisungen dazwischen. Es mußten Reisende seyn, die sich verirrt hatten. Und doch horchte er gespannter, ein kalter Frost durchzückte ihn, er ließ die Pistolen in die Rocktasche sinken und öffnete leise die Thüre zum Corridor.

Als er, durch dunkle Treppengänge tappend, den Riegel einer Nebenpforte, die in den Garten führte, zurückgeschoben, waren die Reisenden schon aus dem Gehege fort, in welches ihr Wagen bei der Finsterniß gerathen war. Er folgte ihnen behutsam über die niedergerissene Hecke. Die Spur führte ihn bis an

die Dorfschenke, wo Lichtschein und neuer Wortwechsel ihre Anwesenheit bekundete. Ein mit Leinwand überspannter Wagen hielt davor, und der Bauer war mit den Wirthsleuten beschäftigt, die Effecten abzuladen. Der Reisende gab mit einer kräftig befehlenden Stimme die nöthigen Anweisungen. Als er in den lichten Flur trat, konnte Acerbi seine ganze Gestalt erkennen. Es war ein großer Mann, dem ein hohes Alter kaum den Rücken ein wenig gekrümmt hatte. Man hätte denken sollen, er hätte selbst mit Leichtigkeit den Koffer auf seine breiten Schultern genommen. Er trug einen schwarzen, langen Ueberrock mit zwei Reihen Knöpfen, und das Sammtkäppchen auf dem Haupte ließ keinen Zweifel, daß er dem geistlichen Stande angehörte. Alle Züge waren scharf ausgedrückt, seinen Augen schien nichts zu entgehen, und in seinem ganzen Wesen sprach sich der Character einer strengen Genauigkeit aus. Er berechnete jetzt dem Bauern, der, die Mütze in der Hand, demüthig vor ihm stand, das Fuhrlohn und Trinkgeld, und wer dem Burschen es auch angesehen hätte, daß ihm letzteres nicht genügte, würde doch umsonst nach einer bittenden Miene um mehr gesucht haben. So imponirte der Geistliche.

Acerbi hatte vom Dunkeln aus, was hier vorging, betrachtet. Als der Wagen abfuhr, und die Thüre wieder verschlossen war, drückte er sich ans Fenster, und starrte mit gepreßtem Athem in die erleuchtete Schenkstube. Der alte Prediger ging mit gemessenen

großen Schritten umher. Unter der Wucht seiner rindsledernen Schnallenschuhe bebte die Stube und die Wirthsleute, welche das verlassene Himmel- und Ehebette für ihn mit reinen Lacken bedeckten, starrten dabei mit Ehrfurcht und Verwunderung auf den seltenen Gast. Er hatte schon mehrere Fragen an sie gerichtet und Auskunft erhalten, ehe der Lauscher draußen dem Gespräche zuhören konnte. Der Wirth bemerkte sehr demüthig, mehr zur Frau als zum Prediger, wie schlimm es sey, daß ein so ehrwürdiger Herr in dem Alter so weit zur Nacht reisen müsse.

„Ich habe Euch ja gesagt," war die Antwort, „wem ich nachreise."

Mann und Frau drückten ihr Mitleid aus, und die Frau ließ etwas fallen von der sündigen Welt und der heutigen Verderbtheit, der Prediger aber fuhr sie hart an.

„Wer hat Euch denn das vorgeschwatzt, Frau? Habt Ihr einen mystischen Peter Dampf zum Prediger? Dazu hat Euch nicht der liebe Gott gemacht, daß Ihr über die Welt klagen sollt. Thut Eure Arbeit, schlagt Eure Kinder, wenn sie sündigen, und um nichts weiter bekümmert Euch. Er ist ein Taugenichts, und darum reise ich ihm nach!"

Der Wirth schüttelte den Kopf. Aber auch ihn ließ der Prediger nicht zu Worte kommen, denn kaum daß er den Mund aufthun wollte, fiel er ein.

„Du hast auch nichts zu reden, und thätst besser

deiner Frau den Mund zu verbieten. Morgen früh also um halb Acht weckt mich, um Dreiviertel die Suppe, und um Acht gehe ich nach dem Schlosse."

„Um Acht läßt der Herr Graf noch Niemand vor."

„Ich meine aber, daß ich ihn wecken werde."

Er entkleidete sich jetzt, und legte sich ohne Umstände nieder. Als er ein kurzes Abendgebet mit fester Stimme laut gesprochen, befahl er das Licht auszulöschen, und man hörte den alten Mann schon schnarchen, als Acerbi wie träumend seinen Platz verließ.

Mehrmals ging er in der großen Lindenallee stürmisch auf und ab, bis er plötzlich umlenkte, und sich längs der Schloßmauer nach dem Nebenflügel schlich, wo aus den kleinen Fenstern noch ein mattes Licht schimmerte. Nur mühsam schlug er sich durch die losgelassenen und klaffenden Hunde bis zur schmalen Treppe nach Kessels Zimmer. Die Dunkelheit erlaubte ihm weder leise noch schnell hinaufzusteigen. Von oben huschte eine weibliche Gestalt an ihm vorüber. Doch ohne sich darum zu kümmern, drückte er die Thüre zur Stube auf, wo Kessel, sehr verlegen, die Lampe in der Hand, den Eintretenden anstarrte. Indessen war es unentschieden, auf wessen Gesichte größere Unruhe lagerte. Kessel kam aber zuerst zu Worte, wenn auch die Stimme diesmal dünner als sonst war und heftig zitterte.

„Herr Baron, wenn auch Ihre Vorwürfe be-

gründet scheinen, so kennen Sie doch nicht die Reinheit meines Herzens."

„Ihre Reinheit oder Unreinheit ist mir ganz gleichgültig."

„Herr Baron, ich liebe."

„Wer fragt nach Ihren Liebschaften?" sagte Acerbi ungestüm, und warf sich auf das Sopha. Seine Hände griffen unwillkührlich in die Taschen, und achtlos zog er die beiden Pistolenkolben vor. Kessel bemerkte es, und erwartete mit gesteigerter Angst die Erklärung seines nächtlichen Gastes.

„Sie müssen fort, fort noch diese Nacht," stieß Acerbi heraus.

„Gilt es mein Leben, Herr Baron," rief Kessel zurückfahrend, „so wissen Sie, es wachen tausend Augen."

„Wen kümmert denn Ihr Leben? Und doch, Sie haben recht. Es steht auf dem Spiele, wenn Sie nicht, ehe der Hahn kräht, das Schloß verlassen haben. Sie müssen fort, durchaus fort, wie im Nebel verschwinden, und sich nicht wieder sehen lassen, bis ich Ihnen schreibe."

Kessel stand noch im geblümten Schlafrock des Verwalters, in grünen Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, die Lampe in der Hand, in der Mitte des Zimmers. Ungewiß gaffte er bald nach den Pistolen, bald nach dem Gesichte des Andern. Plötzlich überkam ihn ein Strahl des Muthes, als

Acerbi die Mordwerkzeuge loß ließ, und die Arme über der Brust verschlung.

„Ich will nicht fort. Warum soll ich denn fort?“

„Weil man Ihnen auf der Spur ist. Der Fürst hat nicht allein ihren Aufenthalt entdeckt; jemand, der auf Ihre Auslieferung dringen soll, ist in der Nacht angekommen, und verkennen Sie noch, junger unbesonnener Mensch, mein Mitleid für Sie, wenn ich Ihnen die Warnung eines Mannes, den ich nicht nennen darf, bringe, sogleich sein Schloß zu verlassen?“

Kessel blickte erstaunt auf seinen Gast.

„Der Graf wird mich beschützen, er hat es mir zugesagt.“

„Meinen Sie, daß er Ihretwegen sich von einer Kompagnie Gendarmen wird belagern lassen?“

Der Bedrängte hatte in schnellem Wechsel die Furcht mit der Keckheit vertauscht. War es doch sogar, als schwebe ein Lächeln über seine Lippen.

„Herr Baron, ich fürchte mich nicht, ich will meinem Manne stehen. Ich will abwarten, ob ein gutes Recht nicht auch vor Deutschlands Fürsten besteht. Ich gehe nicht.“

Er lächelte triumphirend. Acerbi starrte einen Augenblick auf den Boden. Es schien, als suche er in vielen gesammelten Gründen. Nach einer Weile sprang er, den Kopf verächtlich schüttelnd, als werfe er einen Gedanken heftig von sich, auf. Er

ergriff Kessel am Kragen, und blickte ihm starr ins Gesicht.

„Alberner Mensch! Meinen Sie, ich kenne Sie nicht, glauben Sie mich getäuscht zu haben? — Verstanden Sie nicht einmal meine schonende Absicht, als ich in ihrer Fabel fortspielte? Sie müssen fort, Ihnen kann es gleich seyn, aus welchen Gründen.“

„Die kann ich wohl errathen,“ sagte Kessel mit sarkastischem Lächeln, „Ew. Hochwohlgeboren gefällt Jenny auch, und es wäre recht angenehm, wenn ich in Nacht und Nebel verschwände.“

„Sie können über mich denken, was sie wollen. Aber fort müssen Sie.“

„Aber mit welchen Mitteln, Herr Baron, denken Sie mich geneigtest fortzuschaffen?“

Acerbi mas mit großen Schritten das Zimmer, Kessel leuchtete ihm parodirend. Endlich hub jener mit sanfter Stimme an:

„Lieber Herr Kessel, Sie sind sonst ein vernünftiger Mann. Ehe es zum Aeussersten kommt, hören Sie meinen freundlichen Vorschlag. Sie sind mir hier im Wege, ich will Ihnen gar nicht unwohl. Ihre Entfernung soll Ihnen gar nichts schaden; es kommt mir nur auf wenige Tage an. Sie gehen zu ihrem Gönner, der Excellenz drüben. Er wird Ihnen den Aufenthalt angenehm machen. Ich arrangire indessen alsdann alles zu Ihrem Besten, und wir scheiden als Freunde. Thun Sie mir den Gefallen, ich bitte Sie darum.“

Kessel verneigte sich sehr tief, und sagte grinsend: „Ich danke Ihnen, Herr Baron, für die Gefälligkeit, mir Ihre Freundschaft zu schenken. Aber ich bleibe hier."

Acerbi blieb stehen. Er strich das Haar aus der Stirn, die Augen schossen Feuer auf den Studenten, und er legte die Pistolen auf den Tisch.

„So *sollen* Sie fort," schrie er ihn an, „fort, ehe sechzig Minuten abgelaufen sind, mit Ihrer ganzen Habseligkeit, und Ihrer ganzen Armseligkeit. Und wehe Ihnen, wenn Sie sich wieder sehen lassen, ehe ich es Ihnen erlaube. — Schweigen Sie, kein Wort! — Ich kenne Sie durch und durch, das ganze Gewebe Ihrer Eitelkeit. Ich weiß, wie Sie es in ***, in ***, in *** angestellt, sich interessant zu machen, ich habe Ihre Gönner gesprochen, den Prinzen ***, den Marschall ***, schon längst interessiren Sie mich, wenn auch anders, als Sie wünschen. Wenn Sie aber nicht auf der Stelle, ohne eine Seele zu sprechen, Arnheim verlassen, erfährt der Graf morgen Alles. Und zweifeln Sie nicht, daß Ihr Auszug aus dem Schlosse noch ganz anders werden kann, als heut bei Nacht und Nebel, denn ein Mann wie der Graf läßt sich alles eher gefallen, als bei der Nase herumgeführt zu werden von Jemand Ihres Gleichen."

Kessel hatte die Lampe niedergesetzt und die Mütze abgezogen.

„Mein Gott, Herr Baron, was soll ich denn thun?"

„Schlafrock und Pantoffeln ausziehen, und dann zeige ich Ihnen das Weitere.“

Kessel fügte sich dem Befehl.

„Soll ich denn aber nichts hinterlassen, was eine schnelle Abreise rechtfertigte?“

„Das überlassen Sie mir.“

Kessel stand jetzt angekleidet, den Hut in der Hand, als ein neuer Einwand ihm Muth gab.

„Ich kann nicht gehen, Herr Baron, ich muß Sie zu meinem Vertrauten machen, ich habe kein Geld.“

„Das wußte ich,“ sagte Acerbi verächtlich. „Hier haben Sie zehn Thaler. Das reicht vollkommen aus, bis Sie sich durch eine neue Lüge weiter helfen.“

„Herr Baron, für die Beleidigung fordere ich Rechenschaft.“

„So viel Sie wollen zu seiner Zeit. Jetzt stecken Sie das Geld ein. Haben Sie nichts vergessen? denn ich lasse Sie nicht wieder zurück.“

Kessel befühlte seine Taschen; er versicherte, nichts zu wissen. An der Thüre wollte er mit Acerbi über den Vortritt complimentiren. Dieser aber wies ihn unsanft voraus. Er blieb sein Begleiter bis über die äussersten Hecken des Dorfs, und kehrte erst langsam zurück, als Kessels Schatten fern im Kiefernwalde verschwand. Es war derselbe Weg, den der unfreiwillige Auswanderer an jenem Morgen eingeschlagen, als er die schöne Natur bewundern sollte. Acerbi, als er zurückgekehrt, schlug die Bett=

gardine auf und betrachtete das schöne Gesicht. Unwillkührlich falteten sich seine Hände, und er sprach mit tiefer Bewegung: „Du freundlicher Geist der Wahrheit, verdamme mich nicht ungehört! Nur Zeit will ich gewinnen, und dann trete ich auf, wie ein Mann, gewiß — wie ein Mann, und erobere mein Recht.“ Er packte an seinen Sachen und schrieb noch tief in die Nacht hinein.

9.

Schon am frühen Morgen war der Prediger Blühdorn so lange im Vorzimmer des Grafen auf und abgeschritten, bis dieser zur Befriedigung des dringenden Gastes sich in die Kleider geworfen. Beide sah man bereits über eine Stunde in der großen Lindenallee spatzierengehen. Der Graf war nachdenklich, der Prediger, auf dessen Schultern fast achtzig Winter lagern mußten, hatte einen rüstigern Gang als der kränkliche jüngere Mann, und schien sich etwas darauf zu wissen. Seine kräftige Stimme dröhnte durch den ganzen Park, wie oft auch der Graf durch leisere Accentuation ihm bemerklich zu machen suchte, daß der Gegenstand eine stillere Unterredung vertrage. Obwohl am meisten dabei interessirt, unterbrach der Prediger selbst doch häufig das Gespräch, indem er hier absprang, um mit seinen dicken Sohlen einen frischen Maulwurfshaufen auszutreten, dort schlug er mit seinem Stock einen dürren Zweig ab, oder nahm eine Raupe vom Baum.

Auch schien ihm die Würde des Grafen so wenig zu imponiren, daß er mitten in der Rede ihn unterbrach, um einem Gartenmädchen zuzurufen, sie trage den Korb ganz ungeschickt auf dem Rücken. Er konnte nun einige Minuten dabei verweilen, ihre Dummheit auseinanderzusetzen, und der Graf, welcher gezwungen war eine stumme Rolle zu spielen, mußte lächelnd gestehen, daß der praktische Mann vollkommen Recht habe. Sie kamen an einen Bach, wo Zimmerleute eine Birkenbrücke schlugen. Hier konnte der Prediger den Einen nicht genug schelten, wie er die Balken schläfrig zusammenfüge. Der trotzige Gesell, an seiner hier nicht bezweifelten künstlerischen Ehre gekränkt, antwortete grob, wenn er es besser verstände, möchte er es selbst anders machen. Zum Erstaunen des Grafen zog der alte Mann mit jugendlichem Feuer den Ueberrock aus, griff nach dem Schläger und hämmerte in weniger Zeit die Latten und Aeste so geschickt zusammen, daß der Gesell sich verdrießlich hinter dem Ohr kraute, und wenn er auch die praktische Einsicht seines Lehrers nicht eingestand, doch auf dessen Weise späterhin fortfuhr. Als der Graf sich verwunderte, wie er überhaupt in dem Alter noch so etwas leisten könne, erhielt er zur Antwort:

„Früh angefangen, spät aufgehört, nämlich das Rechtschaffene. Wer nicht in seiner Jugend ein Handwerk lernt, aus dem wird im Leben nichts. Die Bücher allein machen nur Taugenichtse und Stubenhocker und die Nerven, die uns die Natur gegeben, werden so



dünn wie Spinnfaden. Die Erziehung, Herr Graf, darauf kommt es beim Menschen an. Die war mein Steckenpferd und ich kann einmal vor den lieben Gott hintreten und ihm sagen: durch mich hat die Welt keinen Faullenzer mehr bekommen, als sonst drinnen herumlaufen.“

Sie waren unter Fortsetzung des früheren Gesprächs ans Schloß gekommen. Den Damen am Fenster hatte bereits der Wind Bruchstücke aus Blühdorns Unterhaltung zugetragen. Die Gräfin lächelte zufrieden, als sie seine Gestalt erblickte, und verhieß Evelinen die tröstliche Erscheinung eines Originals.

„Vergessen wir,“ sagte jetzt der Graf, „Ihren früheren, doppelt verlornen Sohn. Er weckt hier zu schmerzliche Rückerinnerungen. Ihren jüngsten Verlust werden Sie hoffentlich in wenigen Augenblicken wiedersehen.“

Sie traten in das Frühstückszimmer. „Der Pastor Blühdorn aus dem Nassauschen“ stellte der Graf seinen Gast den Damen vor. Der alte Mann zeigte wenig Verlegenheit. Er forderte seinen Wirth auf, den Patron nichts vor der Zeit merken zu lassen, damit er nicht entschlüpfe.

„Er pflegt lange zu schlafen,“ sagte der Graf; „so wird er nichts von Ihrer Ankunft gemerkt haben. Liebe Emilie, wir werden bald einen Gast verlieren, denn aller Wahrscheinlichkeit nach gehört Kessel diesem würdigen Geistlichen an, der sich durch kein Alter abhalten läßt, einem ungerathenen Sohne nachzureisen.“

„Also Kessel nennt er sich jetzt?“ rief der Prediger, „nun er führt alle Namen in der Welt. Er mag sich nun auch seit den fünf Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, durch und durch geändert haben, aber es stimmt sonst alles.“

„Ist es möglich,“ fiel die Gräfin ein, „daß ein Sohn einem so würdigen Vater entlaufen konnte?“

„Es ist nicht mein echter Sohn, aber ein echter Taugenichts.“

„Doch gewiß von Ihnen erzogen?“ bemerkte theilnehmend die Gräfin.

„Daran ließ ich es nicht fehlen,“ entgegnete der Prediger, als man sich setzte und er den Kaffee zurückgewiesen hatte. „Ich habe viel Unglück gehabt mit meinen Kindern, per ardua ad astra! Ich kann ordentlich der Vorsehung danken, was sie mich alles hat an meinen Kindern erleben lassen, Qual, Noth, Widerwärtigkeit, Undank, damit ich in der Erziehung was leisten sollte. Diesen Knaben hatte ich mir aber recht eigends ersehen, an ihm die Probe zu machen. Er war ein hübsches Kind. Gott aber weiß, wie das Unkraut bald Wurzel schlug. Das war der Hochmuthsteufel, Herr Graf. — Wenn er mit den Bauerjungen spielen sollte, wie hatte er sich da, was zog er für Gesichter! Er wollte den Junker machen, sie verlachten ihn aber. Mit Recht. Er war damals schwächlich, also bekam er oft Schläge. Ich ließ es auch nicht fehlen. Nun mochte er gar nicht spielen. Das mocht' ich auch nicht. Nun kam der Trotz,



er hungerte lieber und blieb in der dunkeln Kammer. In der Schule lernt' er was. Das gefiel mir. Aber warum? Er wollte obenansitzen. Er sollte Holz hauen, als mal der Superintendent da war, da warf er weinend das Beil weg und lief in die Berge. Er hats dafür bekommen. Es half nichts. Wie er einen Roman in die Hände gekriegt, weiß ich noch nicht; da war's geschehen. Das brütete und that das Maul nicht auf und riß nach jedem Fetzen Gedrucktes. Ich fuhr wie ein Wetterwind zwischen seine Träumereien, aber wer kann in des Menschen Seele lesen? Nun ging der vornehme Herr auf die Schule. Da erfuhr ich lange nichts von ihm, als confuse Briefe. Er hatte sich da und dort angenistelt, wie man mir schrieb. Ich ahnte was, und jeden Brief schloß ich: „„denk an Amerika!““ — Aber für solche reine Empfindungen von Arbeitssinn und Nützlichkeit war das Herz schon verdorben durch die ansteckenden Grundsätze.“

„Die liberalen Ideen?“ unterbrach ihn der Graf.

„Wollte Gott, er hätte eine einzige gehabt! Denn vor Gott sind wir alle gleich. Ich weiß nicht, was ich besser bin als der Tischler und der Schlosser. Ja die beiden nützlichen Leute sind besser als ich, denn sie finden ihr Brod in Amerika so gut wie in Neuholland, und ich könnte da nicht predigen, wo sie nicht deutsch verstehen. Nein, das hatte die Poesie gemacht, und die neue Politik und was sie heut zu Tage Philosophie nennen. Das ist alles, dabei bleib ich, von

den Jesuiten erfunden. Nun kam der Junge zurück. Ich fühlte, wie es alter Brauch ist, ihm auf den Zahn. Das war ein Tentamen! Witz hatte er, das muß man ihm lassen, aber du lieber Himmel, das war ein Modegeträtsch — Adam Müller und Haller und Schlegel. Dummheiten brachte er zu Markte, pure Dummheiten, reinen Aberglauben, was wir mit den Kinderschuhen ausgetreten hatten, alles, um was Appartes zu sagen."

„Ich verstehe doch kaum," sagte der Graf und die Gräfin gähnte.

„Sie erinnern sich noch, Herr Graf, meines Sohnes von hier? Auch ein Taugenichts wie Einer, aber das war damals doch was anders. Der Bube war tückisch, aber er hatte doch die Menschheit lieb. Es war was im Felde dazumal, was nützlich zu werden versprach. Sie wollten die alte Finsterniß austreiben und wenn sie nur statt der Guillotinen Zuchthäuser und Arbeitshäuser gebaut hätten, — ich war besonders für Tretmühlen — wäre alles gut abgelaufen. Welcher gesunde Mensch versteht aber, was sie jetzt reden? Ist das Philosophie? Sehen Sie, in dieß katholische Labyrinth war der Unselige gerathen."

„Er hatte zu wenig religiöse Grundsätze," unterbrach der Graf.

„Ach er hatte nur zu viel Religion. Er war bei denen in die Schule gegangen, die nichts von Aufklärung wissen wollen. Das war ein hochmüthiges Geschwätz von Erleuchtung, Gemüth und Mittelalter und

er hatte nicht einmal gelernt die Klassiker exponiren. Ernstlich nahm ich ihn ins Gebet. Thränen und Wasser sah er, aber wir verstanden uns nicht mehr. Ich bat ihn einmal. Er sprach von seinen vornehmen Bekanntschaften und Aussichten. Da faßte ich ihn beim Kragen und stieß ihn hinaus. Er sollte zu seinen Baronen und Grafen gehen, und nicht wieder über meine ehrliche Schwelle kommen."

Eveline schauderte zusammen, auch die Gräfin zeigte ihre Theilnahme.

„Ich hätte es wohl schon früher thun sollen," fuhr der Alte mit weicher Stimme fort, „aber seine selige Mutter war ein so seelengutes Weib. Ihretwegen konnte ich's nicht übers Herz bringen. Wie sie armselig und von der Noth gedrückt unter meinem Strohdach um Aufnahme bat, sah ich ihr wohl den Fehltritt an und hielt ihr eine Strafrede, die schon manches leichtfertige Ding fortgescheucht hatte; aber sie bestand die Probe. „„Ich habe alles das verdient, ehrwürdiger Herr,"" sagte sie, „„ja noch viel strengere Worte, aber habt Erbarmen um des Kindes Willen, allein um des Kindes Willen mit der Mutter, denn es ist ganz unschuldig."" Ich ließ sie arbeiten wie eine Magd, obgleich die zarten Hände nicht daran gewohnt waren. Sie murrte nicht, bis es mich in der Seele jammerte. Sie kam, wie ich wohl gemerkt, aus Polen, aber nie im Leben hat sie ihre Familie genannt, weil die Schande sie auf ewig von ihr geschieden hätte, so meinte sie. Im Todbett band sie mir den Sohn auf die Seele und

beschwor mich, wie ein rechtschaffenes Weib, ihn in der Demuth zu erziehen. – Ja das ließ sich —"

„Darauf hatte er den Vorfall mit dem Fürsten in ***?" fragte die Gräfin.

„Was weiß ich, Frau Gräfin, alle seine Vorfälle! Vornehme Freunde sind Wind, die Wahrheit hätte er von mir lernen können, ehe er sie bitterer erfuhr. Nun trieb er sich herum in aller Welt, hier heißt er so, dort so. Aus dem Hochmüthigen wurde ein Abentheurer. Er spielte und schrieb. Den vornehmen Coterien hat er sich angeklebt und Broschüren herausgegeben. In Paris arbeitete er an jesuitischen Schandblättern mit, und soll der tollste gewesen seyn, damit die Franzosen erführen, was für Hasenfüße auch bei uns herumlaufen. Nun ist er mal wieder zurück, um hier den Leuten neufranzösischen Wind vorzumachen, aber —"

„Mein Gott, wer hätte das von Kessel gedacht!" rief Eveline.

„Ein gewandter Charakter," sagte der Graf.

„Das soll zum längsten gedauert haben," rief der alte Mann dazwischen, seinen polirten Dornstock, den er zuweilen als Krücke brauchte, schwingend, indem seine Augen glänzten. „Dem Schlingel will ich bedeuten, wer er ist!"

Die Gräfin zuckte zusammen, Eveline legte die Näharbeit auf den Tisch und verließ das Zimmer.

„Ums Himmels Willen, Herr Pastor," sagte jene, „Sie wollen uns doch mit keiner Scene regaliren?"



In dem Augenblicke meldete der Jäger dem Grafen etwas leise. Dieser fuhr auf.

„Sollte er doch Wind bekommen haben! Kessels Stube ist leer, sein Bette gemacht. Und alle seine Sachen fehlen, sagtest Du?“

„Ja, alle seine Sachen,“ entgegnete der Jäger mit verzogenem Munde. „Die Pantoffeln und den Schlafrock hat er hier gelassen.“

„Ich folge ihm, ich folge ihm,“ rief der Alte heftig, und stampfte den Dornstock auf den Boden. „So lange diese alten Glieder halten, und das soll, Gott sey Dank, noch eine Weile dauern. Aufdecken will ich, wer er ist, er soll nicht länger den Leuten blauen Dunst vormachen, und sollt' ich die Polizei anrufen und ihm Steckbriefe nachschicken.“

„Beruhigen Sie sich, würdiger Mann. Wenn er fort ist, kommen wir ihm bald auf die Spur. Johann, ich lasse den Baron ersuchen zum Frühstück zu kommen. Baron Acerbi, ein werther Gast auf diesem Schlosse, hatte von je ein wachsames Auge auf Ihren Sohn, vielleicht erfahren wir durch ihn —“

Der Jäger kam sehr bald zurück, und brachte die Nachricht, auch der Baron sey nicht zu finden. Er habe zwar nicht rein aufgeräumt, doch sey ein Theil seiner Kleider und ein Felleisen verschwunden, auf dem Tische habe aber ein versiegeltes Billet an den Grafen gelegen.

„Sie verscheuchen unsere Gäste, Herr Pastor,“ rief die Gräfin.

Der Graf hatte das Billet erbrochen; es enthielt folgendes in französischer Sprache:

„Entschuldigen Sie mein plötzliches Verschwin-
„den. Durch Zufall erfuhr ich heute sehr früh die
„Ankunft und Absicht des würdigen Geistlichen, dem
„ich mich unbekannter Weise zu empfehlen bitte.
„Schon länger wußte ich mehr, als das Gastrecht
„mir Ihnen zu verrathen erlaubte, von den Verhält-
„nissen des leichtsinnigen jungen Menschen. Ich eilte
„sogleich zu ihm, ihn für die erste Zusammenkunft
„vorzubereiten, fand aber schon, was ich gefürchtet.
„Ich nehme Pferde, ihm nachzueilen, und denke ihn
„zu treffen. Vielleicht gelingt mir eine Versöhnung.
„Empfehlen Sie mich achtungsvoll den liebenswürdi-
„gen Damen, denen ich in wenigen Tagen mich zu
„Füßen zu legen hoffe u. s. w.“

„Acerbi.“

„Ein seltsamer ritterlicher Geist!“ sagte Eveline, die wieder eingetreten war.

„Was die Versöhnung betrifft“ — rief der Prediger aus, und malte mit dem Stock einen langen Gedankenstrich auf den getäfelten Boden. „Will er nicht in sich gehen, den Spaten, oder — das Correctionshaus!“

Der Graf konnte dem Prediger, den wir nur mit Unrecht einen betrübten Vater nennen würden, denn er kam sehr bald zu seiner kräftigen Ruhe zurück, die Versicherung geben, daß er Kesseln leicht

wiederfinden würde. Wäre er auch zu seinem neuen Protektor, wie er vermuthe, gereist —

„So reise ich ihm nach," fiel der Prediger ein.

„Doch bleiben Sie einige Zeit bei uns als Gast, um sich von den Beschwerden auszuruhen."

„Das brauche ich nicht, Herr Graf. Aber einen Tag bleibe ich hier, das Dorf anzusehen. Habe schon bemerkt, es sind hier manche gute Einrichtungen und sehr viele schlechte. Da ist denn meine Art so, die Bauern auf den Grund zu fragen. Und mit Vergunst trete ich jetzt meine Wanderschaft an."

„Ich will Ihnen meinen Verwalter mitgeben," sagte der Graf. „Es ist ein trotzig entschlossenes Völkchen, das sich nicht gerne ausfragen läßt, wo keine Autorität da ist."

„O den Respect verschaffe ich mir selbst. Auf grobe Antworten derbe Fragen, und habe nie gelernt mich einschüchtern zu lassen."

„Sie zieren doch unsern freundlichen Mittagstisch?" fragte die Gräfin.

„Wenn ich meine Runde gemacht habe. Aber ich muß schon um etwas bitten. Bin so alt geworden, und ein so junger Mann geblieben, weil ich keinen Wein trinke, Kaffee auch nicht, Thee erst gar nicht. Da befehlen Sie wohl der Ausgeberin, einen Trunk deutsches, kräftiges Bier auf die Tafel zu stellen. Indessen empfiehlt sich Matthias Blühdorn."

Kaum waren Graf und Gräfin allein, als diese

mit Lebhaftigkeit ihn fragte: „Nun, was meinen Sie?“

Der Graf konnte vieles meinen, so bedenklich war seine Stirn gefaltet, und doch trafen beider Gatten Gedanken diesmal zusammen.

„Wäre es nicht der originellste Prediger, den Sie den guten Bauern schenken könnten? Die sieben ersten Wochen gehe ich selbst in die Kirche, seine feurige Beredsamkeit zu hören. Er bringt eine Revolution hervor. Die alten Kopfhänger verschwören sich gegen ihn, die Jungen sind für den Alten. Es gibt Klagen beim Consistorium. Mein Gemahl tritt mit aller Patronatswürde auf. O ich bitte Sie, theuerster Gatte, fassen Sie einen kostbaren Entschluß, wenn nicht etwa Ihre Eifersucht fürchtet, Ihre junge Gemahlin werde durch eine andere Neigung getrieben, als die unaussprechliche Sehnsucht nach einiger Abwechselung in der tödtlichen Langeweile in der Dorfgemeinde.“

„Er ist ein practischer Mann, fast nur zu alt.“

„Theuerster Gemahl, seine unbezahlbaren Kraftausdrücke! Ich will ihm selbst heut sein Doppelbier kredenzen, wenn Sie wollen, mit ihm trinken, ihm sogar eine Mehlsuppe kochen. Und bedenken Sie, wenn wir ihn im Kreise unserer Verwandten einführen. Ein Schauspiel, das sich nicht mit Golde aufwiegen läßt, ihre langen Gesichter, ihr Flüstern, wenn er von Taugenichtsen spricht und von adligen Faullenzern. Wir haben den Stammbaum noch nicht

auf das Tapet gebracht. Ich wette darauf, er beweist, daß wir alle von Adam abstammen. Liebster Arnheim, wir — Sie sogar — kommen in den Ruf liberaler Gesinnungen. Können Sie etwas Lustigeres denken? — Die guten Tanten ziehen sich zurück, und können wir mehr gewinnen?"

Der Graf suchte mit Mühe ein Lächeln zu unterdrücken. „Für die Bauern wäre er der rechte Mann. Und doch hat sein Name in diesem Schlosse schon viel Verwirrung angerichtet. Sein ungerathener Sohn war jener beglückte Hauslehrer, der mit der schönen Esperance das Glück der Familie entführte."

„Um so weniger, lieber Arnheim, dürfen Sie auf meine Liebe zu dem Alten eifersüchtig seyn, da jene Esperance mir noch immer einen so großen Theil Ihrer zärtlichen Neigung raubt."

10.

Tage waren vergangen. Acerbi war auf der Rückkehr, aber er vermied die Hauptstraßen. Auch diesmal zögerte er im Schlosse anzulangen. Er ging vorauf in dem sandigen Holzwege, und ließ den Wagen langsam nachfahren. Stumm auf einen Meiler starrend, fand ihn der Postillon. Die durchglühten Balken brachen zusammen, und die graue Asche fing an die rothe Gluth zu überziehen.

„Es ist hohe Zeit, Herr — das Postreglement will — "

„Recht, Schwager, es ist Zeit, ehe die helle Gluth zusammenfällt, und die todte Asche drüber lagert.“

„Na nu, wollen Sie zupeitschen, Herr, und vorhin boten Sie mir ein besser Trinkgeld, wenn ich langsamer führe. So was ruinirt ja die Bestien, und ist pur unnütz.“

Die Sonne war schon weit über die Mittagshöhe ohne doch Schatten zu werfen, als Arnheims rothe Dächer aus dem Wiesengrün ihm entgegen leuchteten. Der Gedanke an eine Heimath erwachte. Er war dem unstät Reisenden lange fremd geblieben. Eine seltene Thräne feuchtete sein Auge. Man konnte ihm ansehen, wie er mit Gewalt die Bilder einer süßen Wehmuth fortdrängte. „Darf denn ausruhen, wer so ausgeschritten? — Ein Sturm, und ist der abgeschlagen, wieder ins weite ziellose Meer, aber er muß gewagt seyn.“ So monologisirte er, bis der Postillon an dem bezeichneten Büdnerhause hielt. Die Frau, die ihn kennen mußte, nahm mit geschäftiger Freundlichkeit Mantel und Felleisen in die Stube, und nach wenigen Erkundigungen, die aber genügend ausgefallen seyn mußten, ging er zu Fuß längs den Gartenhecken nach dem Schloß.

„Kein lebendes Wesen war zu sehen, nur des Grafen Jagdhund sprang winselnd und wedelnd dem alten Bekannten entgegen. Auch das Schloß schien ausgestorben. Er trat durch eine Nebenpforte, die offen stand. Nur die Mittagssonne schien in die öden Gänge, auf die steinerne Wendeltreppe, die verbor-

gen in einem alten Mauerpfeiler, nach seinem Wohnzimmer führte. Die Thüre war angelehnt. Er blickte hinein. Täuschte ihn die aufgeregte Phantasie, tanzte eine Gestalt der Feenwelt im Staubwirbel des matten Sonnenstrahls? Er rieb die Augen, die Erscheinung blieb. Vor dem Gardinenbett stand eine Dame jener Jahrzehnde, deren Tracht uns fremder dünkt, als Alterthum und Mittelalter. Der gebauschte, schwere Reifrock, die hohen weiß-seidenen Hackenschuhe, die eng und lang geschnürte Taille, die weiten rosarothen Schulterärmel, die Perlenschnur um den hohen, lilienweisen Hals, endlich die Thurmfrisur mit Puder, Blumen und Schleifen konnten die Zartheit des jugendlichen Wuchses nicht entstellen. Sie kehrte ihm den Rücken zu, sie blickte auf das Portrait der schönen Esperance. Es war Esperance selbst, herausgetreten aus dem Rahmen, und aus dem zarten Brustbild, war die edle Gestalt, wie sie einst gelebt, erwachsen. Der bebende Lauscher rief sich Musäus Mährchen von der Brunnennire zurück, wie sie aus der Kapsel ersteigt. Da wandte sich die Erscheinung um. Acerbi war leise eingetreten. Es war kein Geist, denn Geister fahren nicht zusammen beim Anblick der Erdensöhne. In einer bangen sekundenlangen Pause blickten sich beide mit einem Gefühl an, tiefer als die Verlegenheit. Schaam, Lust, Seligkeit schienen zu streiten, sich zu begegnen. Endlich stürzte Acerbi zu ihren Füßen, er preßte ihre Hand an seinen Mund und rief Evelinens Name.

„Stehen Sie auf, um des Himmels Willen, stehn Sie auf. Wer konnte Sie erwarten, hier in diesem Augenblick!“ rief die Erschrockene.

„Dem Augenblick sein Recht. Der Augenblick kehrt nie wieder,“ entgegnete der Knieende.

„Stehn Sie auf, wenn man uns fände, so fände. Sie müssen mich in der Mummerei für eine Thörin halten.“

„Meine Eveline!“ Er war aufgesprungen, und umfaßte den schlanken Leib der Zitternden. „So malte dich längst meine Phantasie. Siehe das schöne Bild! Nicht blos ihre Kleider. Es sind Deine Züge. Ihre Lippen, Ihre Augenbraunen gingen auf Dich über. Dich habe ich in ihr gesehen. —“

„Auch den schwermüthigen Blick, Baron? Mich dünkt, ich müßte glühen vor Schaam — lassen Sie mich —“

„Nimmermehr lasse ich das Glück, — Ich habe Rechte, bei Gott ich habe Rechte.“

Die junge Gräfin saß neben ihm auf dem Kanapée. Der Fächer lag in ihrem Schooß. Er hielt die widerstandslose Hand an seiner Brust.

„Sie haben mich überrascht, Baron. Ich bin Ihnen Aufklärung schuldig. Seit Ihrer scherzhaften Lobrede auf die Tracht aus dem vorigen Jahrhundert lag die Mutter mir an —“

„Wozu die Aufklärung?“ unterbrach Acerbi. „Das sind dürre Worte. Du, die reinste Erscheinung



aus der Geisterwelt, verschwinde nicht wieder. Mein Talisman ließ mich Dich finden.“

„Es galt eine scherzhafte Wette,“ sagte Eveline hochroth. „Nicht im entferntesten dachten wir heut an Ihre Rückkehr. Ich wollte im Reifrockstaate die Mutter überraschen, und“ — setzte sie rasch hinzu — „will es auch noch — Wir sehen uns wieder — “

Sie wollte aufstehen. Er hielt sie zurück und drückte zum erstenmale feurige Küsse auf ihre Lippen. Er glaubte eine sanfte Erwiederung zu fühlen. Eine Thräne perlte in ihrem Auge, bis plötzlich der Stolz Kraft gewann, Ihr Auge leuchtete; sie entriß sich ihm und sprang auf.

„Eveline!“ Er ließ ihre Hand nicht los. „Es muß klar und licht zwischen uns werden. Nicht stolz, nicht in diesem Augenblick stolz abgewandt! Nicht zum zweitenmale begegnen so sich Herz und Herz.“

„Sehn Sie nicht, die Schminke geht ab.“

Sie wischte wirklich mit dem Tuch an der Wange. Er fuhr zurück und blickte sie zweifelnd an.

„Scherz! — Jetzt ein solcher Scherz?“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte die Gräfin freundlich ihm die Hand reichend, „aber ist das ein Moment für die wahren Gefühle? Wenn ich das Roth abgewaschen und den Reifrock ausgezogen, könnte ich es ja für eine Komödie halten. Und das wollten wir beide doch nicht? — “

„Nein,“ rief Acerbi, „es ist Zeit, alle Verkleidungen abzulegen.“

„Jetzt, jetzt nicht — noch heute, oder morgen —“ sagte Eveline ängstlich. „Ich fühle mich zu schwach, wie Semele als sie den Zeus sah.“

„Ich bin kein Zeus,“ rief er mit einer Bewegung, welche die Scheidende erschreckte.

„Was wollen Sie, ums Himmels willen,“ fuhr sie zurück.

„Die Busenschleife als Pfand der Stunde.“

Sie lächelte. Aber die Nähterin jener Zeit hatte die Schleife so fest an das taffetne Korset genäht, daß er sie nicht abreißen konnte. Er griff nach einer Scheere und ritzte in der Hast die Schulter. Die Schleife war sein und ein kleiner Blutstreif perlte am Schwanenhalse. Er küßte ihn hinweg und drückte die Gräfin noch einmal scheidend an seine Brust.

„Blut und Band! Du bist mein — ich lasse Dich nicht. Du sollst mich kennen lernen, ganz, Eveline, und mich verdammen, oder —“

„Ich werde Sie anhören,“ sagte die Gräfin und entschwand. Lange starrte er ihr nach. Sie blickte sich nicht mehr um.

„Und was gewann ich?“ rief er nach einer Weile. „Die Schleife eines Maskenanzuges!“

Als der Gast den Familienkreis aufsuchte, konnte es ihm in den Mienen nicht verborgen bleiben, daß Eveline ihren romanhaften Auftritt den Eltern mitgetheilt hatte. Auf die grüne Schleife im Westenknopfloch waren Aller Augen geheftet. Die Gräfin lächelte erstohlen, Eveline sah zufrieden aus, der Graf war

freundlich, ohne durch besondere Mittheilungen seiner Würde zu vergeben. Das Gespräch wollte nicht lebendig werden. Acerbi hatte, wie er berichtete, Kesseln und den Geheimenrath nicht mehr auf dem Gute des letztern gefunden. Als er vernommen, daß der würdige Geistliche ihm nachreise, habe er die weitere Verfolgung für überflüssig gehalten und sey umgekehrt. Man machte ihm Complimente. Doch verging der Abend in Worten und Redensarten. Eveline vermied es, mit ihm allein zusammenzutreffen; er fürchtete die sarkastischen Anspielungen der Gräfin und den Ernst des Vaters. Dieser fühlte sich unwohl, und man trennte sich früher als sonst.

Der Vater ließ die Tochter noch vor Nacht in sein Zimmer rufen. Er sprach von vielen gleichgültigen Dingen, um die er sie doch nicht zu so ungewöhnlicher Zeit konnte herbeschieden haben. Als er ihr eine gute Nacht wünschte, sagte er, die zufällige Maskerade wolle ihm nicht gefallen, und er hoffe, seine Tochter werde sich nicht von jedem Gefühl übermannen lassen und vorsichtig seyn.

„Ich hoffe, theurer Vater," entgegnete Eveline, „Sie wissen, daß ich Ihr Kind bin. Und Ihre Tochter weiß, was sie ihrer Familie schuldig ist."

Nie hatte man Acerbi so unruhig, so zerstreut gesehen als am folgenden Tage. Ein Billet Evelinens beschied ihn zur Nachmittagsstunde in den Garten. Er überlas die drei Zeilen tausendmal und legte jedesmal einen andern Sinn hinein. Die Landpost überbrachte

ihm abermals ein Häufchen Briefe mit gewichtigen Siegeln. Wie unwillig empfing er sie, wie schnell wurden sie vernichtet! Es darf nicht vergessen werden, daß er im Schlosse eine Feindin hatte, die ihn auf Schritten und Tritten verfolgte und beobachtete. Wäre nicht der unerwartete Wechsel der Umstände eingetreten, hätte sie ihm sehr schädlich werden mögen. Denn es war Evelinens Kammermädchen, dieselbe, welche er durch Kessels Entfernung schwer gekränkt. Er las in ihren Augen, daß sie bei jener Unterredung gehorcht. Seine Schmeichelworte glitten ab, und sie erwiederte mit Zofenwitz, er scheine die Herrin mit dem Mädchen zu verwechseln. Sie mochte mehr erfahren haben, als ihm lieb war. Er fürchtete sogar aus den triumphirenden Augen, wie Jenny heut aus seinem Zimmer schlich, sie habe einen Brief gefunden, den er zu vernichten vergessen, und dieß drängte ihn zu einer Entscheidung, die er gern noch verzögert hätte.

Eveline lächelte, als er sich früh zu ungewohnter Stunde neben ihr niederließ. Die Unterhaltung war sehr einsylbig. Die junge Gräfin blickte kaum von ihrer Tapisseriearbeit auf, die Mutter überblätterte einen Roman von D'Arlincourt und ließ dem Gast durch häufiges Gähnen nicht unbemerkt, daß er sich zur Siestenzeit eingedrängt habe. Acerbi blieb heute stumpf. Er verstand keinen Wink. Die ergiebigsten Adern der Unterhaltung gingen bald in schale Gemeinplätze über, und er konnte, wenig von den Damen unterstützt, kaum fünf Minuten von demselben Ge-

genstande reden. Nur wenn Jenny hereintrat, belebte sich sein Gesicht. Aufmerksamere Zuhörer hätten bemerkt, daß er dann zerstreut sprach. Er wechselte Blicke mit der Zofe, die von seiner Seite bittend, von ihrer drohend aussahen. Auch kehrte sie oft wieder und ging jedesmal unzufrieden hinaus, als sie ihn noch auf dem alten Fleck bemerkte.

Gegen Abend machte man einen Spaziergang. Acerbi war galanter, als es sein Wesen mit sich brachte. Denn er ließ Evelinen heut nicht einmal aus ihrem Zimmer den Shawl holen, ohne sie zu begleiten. Doch bot ihre außergewöhnliche Ruhe weder hier noch auf dem Spaziergange Gelegenheit, an gestern zu erinnern. Die Gräfin, mitleidiger gestimmt, oder selbst von der bisherigen langen Weile gepeinigt, machte das Gespräch. Der Graf, durch Gichtschmerzen zurückgehalten, wünschte vom Fenster seines Zimmers aus, den Spaziergängern Vergnügen. So verstrichen Stunden. Dem Gast kam die Luft unerträglich schwül vor, Eveline war stumm geworden.

Als sie im Rückweg auf einen Hügel gelangten mit freier Aussicht auf eine durch Wassergräben durchschnittene Wiese, entfernte sich die Gräfin zu den Arbeitern. Sie ging im Gespräche mit diesen weiter und weiter. Die Sonne senkte sich nieder und vergoldet das frische Grün, die Heimchen zirpten. Eveline und Acerbi waren allein. Sie setzten sich nieder auf die Bank einer Laube. Er nahm Platz ihr gegenüber.

„Ich bin bereit, Sie anzuhören,“ sagte sie nach

einer Pause, den Shawl dichter um die Schultern ziehend. So viel gemessene Ruhe, so viel Ueberzeugung klang aus dem Tone heraus, und doch war sie es, die ihn aufforderte. Er wollte sich ihr nähern, aber sie wehrte ihn ab. „Wir setzen doch nicht die Komödie von gestern Abend fort? Sie sind mir Ihre Geschichte schuldig.“

Das Trugphantom der untergegangenen Sonne schwebte noch auf dem grünen Rande, um, wie der Schatten dem Körper, schnell dem verschwundenen Gestirn hinab zu folgen. Noch glühte Evelinens Gestalt, — die eigne sah er nicht — als Acerbi begann.

11.

Sie erwarten, daß ich meine Erzählung damit anfange, wer ich bin. Aber eben das weiß ich nicht. Ich sage, ich *weiß es nicht*, wenn man darunter versteht, ich müsse den Namen meiner Eltern angeben können, und deren Eltern, genau mit Taufregister und Pathennamen. Theure Eveline, Sie kennen in Ihrer harmlosen Sicherheit nicht ein Gefühl, das den Lebenshauch meines Daseyns bildet, *die* Ahnung, welche durch siebenfach geschichteten Nebel hindurchblickt nach der Sonne. Die Wenigsten theilen meine Schmerzen, meine Freuden. Die spießbürgerliche Gewißheit saß an ihrer Wiege und lullte die Kinder ein, damit die Aufgewachsenen keinen eigenen Funken in die theure Ordnung der Großväter bringen. An mei-

ner Wiege saß Niemand, aber früh weckte mich eine Stimme aus dem Schlafe. Und ich mußte ihren höhern Ursprung erkennen, denn woher sollte sie schallen? Es gab kein Echo umher. Geboren bin ich in einem stillen abgelegenen Thale. Das Haus von Fachwerk, mit Stroh gedeckt, stand unfern einem Gebirgsbach. Seine murmelnden Fälle waren die ersten Stimmen, die mich anredeten, denn der herbe Mann, den ich später Vater nennen mußte, würdigte mich kaum eines Blicks. Die schöne, blasse, traurige Frau aber, die tief im Winkel saß und nur dann und wann an meine Wiege schlich, sprach niemals. Ich war ihr Kind, sie war meine Mutter. Aber sie wagte es nicht zu gestehen. Vor wem, das weiß ich nicht, denn sie zitterte nicht vor dem strengen alten Mann, und er wußte alles. Sie mußte vor dem hohlen Raum, vor der Einsamkeit erschrecken. Aber wenn sie sich über mich beugte, und einen Kuß auf das Kind hauchte, zuckte ein Freudenstrahl über die tiefe Trauer ihrer Seele. Es war ein Genuß, den sie sich nur selten erlaubte. Die Einsamkeit schärft die Sinne. Früh fühlte ich die Verhältnisse heraus. Es war hier der schmerzliche Anklang von tausend Sehnen, welche die Welt durchziehen. Ich verstand ihn ohne die Welt zu kennen. Kunde von drüben kam bald durch den Zug der Wolken, das Rauschen der fernen Wälder. Die Quelle war längst mein lieber Gespiele. Auch begreife ich es, wie die Naturvölker im Vogelfluge den Willen der Uebersinnlichen lasen. Die Störche konnte ich besser leiden, als die Bauernkinder,

wenn sie mit den dicken Füßen, plumpen Gesichtern in schmutzigen Hemdchen über die Straße entenartig wackelten. Mich eckelte es an, wenn sie mich aufforderten, mit ihnen zu spielen im nassen Sande. Die Rückkehr der Schwalben war mein liebstes Fest, und die ersten Drosseln und Finken im Busche grüßte ich mit Kußhänden und glaubte ihre Antwort zu hören.

Welch ein Unterschied zwischen den beiden Menschen, mit denen mein Leben zusammenhing! Ich habe sie schön genannt, es ist aber nur das Werk der Reflexion. Noch stach sie vor allen umher durch Adel des Wuchses ab, durch blendend feinen Teint, die unverwüstlichen Züge ihres edlen Gesichts. Noch schaukelten sich die Locken um ihre hohe Stirn, noch blickte das Auge frei und groß aus den Höhlen. Aber wohin war jener Lebenshauch gewichen, welcher der Quell der Schönheit ist, die uns überwindet? Ein krankes Blaß lagerte auf dem starren Antlitz. Wie viel getäuschte Hoffnungen, welche trostlose Aussicht hatte diese Furchen gegraben! Meine Mutter konnte nicht mehr weinen. Ich weiß nicht, warum sie es verschmähte, mich zu unterrichten; ich kann es nur ahnen. Sie selbst war es im hohen Grade, aber sie erschrack, wenn eine Aeußerung es verrieth. Ihr Geist mochte einst kühnere Flüge unternommen haben; vielleicht hatten auch darin zu bittere Täuschungen ihren Muth gelähmt. Sie gab den Verstand gefangen, ohne doch zur dumpfen Pietistin herabzusinken. Wenigstens trug sie nicht durch

Worte, ähnlich diesen Leuten, ihre Stimmung zu
Schau.

Wie kam dieses Wesen zu dem Manne, den ic
als Vater fürchten sollte! Um es wirklich zu sei
war er viel zu alt. Puritanischer Stolz auf den we
nigen Verstand, den ihm die Natur gegeben, gesell
sich zu einem rohen Aeussern. Mir schien er nic
einmal zu der leblosen Natur zu passen, die im Th
grünte. Sein dreister Predigerton klang häufig, a
wolle er Gott den Vorwurf machen, daß er die Din
so und nicht so geschaffen. Unerträglich waren d
trockenen Moralvorträge von der Kanzel, und d
herben Predigerton konnte er im Hause und auf d
Straße nicht ablegen. Ich begriff es nicht, waru
der Schuhmacher, der alle Vierteljahre den Hausb
darf brachte und ausbesserte, dem besten Stande a
gehören sollte, denn ich lief täglich etwas von sei
Arbeit ab, und der Müller, der unter dem Me
sack erdrückt kaum Zeit gewann, an etwas ande
als Schlaf und täglich Brod zu denken, konnte i
nicht ehrenwerther vorkommen, als der junge Ei
mann, den einmal die Jagd in unser entlegenes T
geführt. Er sah so frei und lustig in die Welt,
Niemand bei uns.

Ich will Sie nicht ermüden, theure Eveli
mit der Geschichte meiner Erziehung. Ich lernte
Manne zu viel, zu unnöthiges. Was nicht da
abzweckte, irgend wie einmal zu Brod zu werd
kam ihm überflüssig vor. Mit peinlicher Pedant

klebte er an dem Schulplan, den er selbst unter Schweiß und Thränen vor fünfzig Jahren durchgemacht. Daß man kürzere Wege seitdem erfunden, daß der Geist leichter über die Materialien zum Sinn der Wissenschaft dringen könne, lag ausser seinen Begriffen. Doch tröstete mich oft ein zufälliger Lichtblick, denn Alles konnte er mir nicht verschließen, was von der lebendigen Kraft der jüngern Geschlechter zu Tage kam. Ich verglich es mit der Natur um mich, und wie anders wahr athmete der Frühling in den Wundern eines Tieck'schen Märchens als in Kleists Gedichte. Alles konnte ich ihm vergeben, nur die Art nicht, wie er mich früher der Dorfjugend gleichstellen wollte. Ich gehörte nicht zu ihnen, denn keiner unter ihnen hatte eine solche Mutter, wie ich, keiner empfand wie ich die Natur, keiner fühlte wie ich sich erhaben über ihre Kreise. Die Mutter hatte für meine Klagen keinen Trost. Sie sah mich wehmüthig an, und schüttelte den Kopf. Ich glaubte sie zu verstehen, aber sie konnte mich nicht überzeugen. Wenn ich spielen sollte, eilte ich hinauf in die Berge, und mein Lieblingsplatz war unter einem alten Wartthurm. Weil sie der Vater streng verbannte, war die Märchenwelt mir die liebste Gesellschaft. Wie ward es lebendig dort an hellen Sonntagnachmittagen. Ich saß auf der bemoosten Thorschwelle, geschmückte Ritterschaaren sprengten den Burgweg hinauf, die Thore öffneten sich, man stieß mich von der Schwelle, um die Sieger zu bewillkommen. Drinnen sausten nun

die Pauken und Trompeten, ich hörte im lustigen Banket die Tänzer schwirren, und starrte hin immer wartend, daß sie mich einlüden, bis die Dämmrung mich mahnte zum traurigen Rückwege.

Sie sehen, schöne Eveline, daß Scott damals noch nicht existirte, sonst hätte ich wie Georg Brown über dem Thor meinen Familienspruch wieder erkannt. Alle Lieder meiner Amme hätten mir vor dem Ohr gesummt. Und doch umgaukelte es schon da mich zwischen träumerischem Wunsch und seliger Zuversicht. Ein stolzer hoher Ritter, den ich immer am liebsten gesehen, mußte doch einmal den stummen Knaben am Wege bemerken, ich wußte es, er hob mich einst auf seine blanke Arme, drückte mich an seine stählerne Brust und rief aus; „Du bist mein Sohn!“

Und die Ahnung hat mich nie getäuscht, Eveline! — Er hielt einen Augenblick inne. Seine Zuhörerin saß starr wie eine Bildsäule, eingehüllt in den Shawl, aber ihre Augen waren unverwandt auf ihn gerichtet. Er fuhr fort.

Es war auch ein Sonntag. Der Vater war nach einem Filial gefahren. So konnte ich früher als sonst auf mein Bergschloß steigen. Heut mußte lange erwartet ein Rittersmann von einem fernen Abentheuer zurückkehren. Ich räumte Nesseln und Steine aus dem Wege, und hütete mich wohl, auf der Thürschwelle zu sitzen. Es war Frühling. Die Lerchen stiegen wirbelnd in die Luft. Und sonst ringsum war es so still

und heilig. Da schaut ich hinaus ins Land von dem Mauerstück, das ich meinen Thurm nannte. Staub, dichter Staub erhob sich auf der Landstraße. Er kam näher. Ich sah es flimmern von Gold und Silber und Federbüschen. Sie bogen den Weg ein nach dem Pfarrhause. Er kommt, er kommt! jubelten die Lerchen, und ich stürzte querfeldein über Wiese und Aecker nach Hause. Da stand vor der Thür eine prächtige Karosse, mit vier stolzen Rossen, ausgeschmückt mit Decken und Büschen. Die feurigen Thiere stampften wie unwillig auf den Boden vor einer so schlechten Hütte still zu halten. Wie war der hohe Kutscher mit Gold geschmückt, die bunten Kragen verdeckten seinen Leib. Der Wagen war nagelneu, und überall spiegelte sich darin das ganze Thal. So bunt verschlungene Wappenzüge hatte selbst meine Phantasie sich niemals vorgemalt. Sie verzeihen meine noch entzückte Schilderung, theure Comtesse. Es war der erste Eindruck von Pracht auf den Sinn des Kindes, und er blieb so allmächtig und lebendig, daß selbst der neue Glanz der Tuillerien ihn nicht verlöschen können. Zwei große Männer im engen Grün, mit Gold und Silber übersäet, Ritterschwerter an der Seite und einen hohen Federbusch auf dem stolzen Hute standen auf der Schwelle. Ich hätte sie für die Herren der Karosse gehalten, wenn nicht ein anderer, weit einfacher gekleidet, aber mit leichterem Anstande und vornehm aufgeworfenen Lippen ihnen Befehle gegeben hätte.

Da rief mich die alte Marthe, die versteckt hinter einem Busch am Hause stand, heran. Sie scheute sich vor allen den geputzten Herrschaften. „Musje Ernst, gehn Sie um Gotteswillen nicht hinein, da ist ein sehr vornehmer Herr bei der Mutter.“ Ich erwiederte, er stünde ja draußen. Das wäre aber nur der Kammerdiener, sagte sie, drinnen wäre noch ein weit vornehmerer, so vornehm, daß sie sich in der Seele geschämt mit ihren Alltagskleidern. Der Boden unter den Füßen hätte ihr gebrannt, und sie möchte ihren ganzen Sparpfennig dran setzen, wenn er sie gar nicht gesehen hätte. Die alte Magd zitterte über meine Dreistigkeit, ich auch, aber es war ein anderes Gefühl, als ich ins Haus sprang.

Da stand meine Mutter am Ofen, und hatte doch geweint. So groß und stolz hatte ich sie nie gesehen. Ihre Stimme klang mir unbekannt, ich wußte nicht, wo diese vollen, klaren Töne herkamen. Was war dagegen der ganze Strafton des Vaters auf der Kanzel? Im Zimmer ging ein großer Herr auf und ab. Stern und Orden glänzten auf seiner Brust. Er spielte mit einer goldenen Dose und Brillanten funkelten an seinen Fingern. Und doch, das sah ich, fürchtete er sich vor meiner Mutter. Er kam ihr nicht nahe. Er gab sich alle Mühe, lustig zu seyn, aber das merkte ich doch, daß er erschüttert war. Die Mutter war es noch mehr, aber dabei ruhig, so viel es die Entrüstung zuließ. Ich kam nur zu Ende ihres Gespräches, allein die wenigen Reden

ob ich sie damals zwar nur halb verstand, sind mir unvergeßlich geblieben.

„Also taub gegen meine Vorstellungen, Madame?“ sagte er.

„Muß ich meine letzte Bitte zum drittenmale wiederholen?“

Sie hatte ihn gebeten zu gehen, aber er entfernte sich nicht, sondern trat ihr einen Schritt näher: „Felicie, das Glück lächelt nicht immer. Zufällig, rein zufällig finde ich Sie hier. Sie sehen, ich bin doch nicht so ganz verstockt, indem ich nicht erschrecke. Ich bin gerührt, in der That gerührt. Ich will Sie herausreißen aus Ihrem Elend. Meine Hand biete ich Ihnen an. Damit Sie meinen seltsamen Antrag nicht für ein Spiel der Laune halten, sage ich Ihnen: sogar nützen kann mir die alte Verbindung bei den neuen Verhältnissen. Am Strahl der neuen Kaisersonne wärmen sich manche erstarrte Vorurtheile. Sie glaubten mir doch sonst, wenn ich in meinem Interesse sprach.“

„Elender, willst du mich erwürgen?“ rief sie zitternd mit glühenden Augen.

„Keinesweges, Madame,“ entgegnete er mit leichter Verbeugung zurücktretend, als er mich erblickte. Er hob mich auf und fragte: „Ist das unser Kind?“

O theure Eveline, möchte nie der Schmerz so Ihre schöne Seele berühren, als er in dem Momente auf dem Antlitz meiner seligen Mutter heraustrat.



Sie stürzte vor und wollte mich ihm entreißen. Ich glaube, die Wuth hätte ihr die Kraft dazu gegeben. Aber auch des Mannes hohe Augenbraunen runzelten sich, und er wehrte sie ab.

„Wahnsinnige, soll ich Deine Tugend nur für den Erguß toller Leidenschaft halten? Willst du dem Vater verbieten, seinen Sohn aus Herz zu drücken?“

Die arme Mutter fühlte, daß er Recht hatte. Sie wandte sich ab, bis er mich wieder hingesetzt.

„Du willst ihn mir nicht überlassen —“

„Nein, nein, nein,“ schrie sie, und riß mich wieder an sich, beide Arme ausstreckend mich zu vertheidigen.

„Ich bin kein Seelenkäufer,“ sagte er lächelnd, und zog die schwere Börse heraus. Doch kaum, daß meine Mutter es gesehen, als sie heftig rief:

„Stecke ein. Vergiß, wie wir vergessen wollen, diese Stunde. — Komme nie wieder, frage nie nach deinem Sohn. Er wird seliger sterben als Du.“

Der Mann schauderte zusammen. Dann sprach er: „Womit willst Du ihn denn erziehen?“

„Der Pfennig von Dir würde Unglück über sein Haupt bringen!“

Er steckte die Börse ein. „Ganz nach Ihrem Belieben, Madame. Aber einige Bonbons erlauben Sie mir doch dem Kleinen zu schenken?“

Er gab mir einen Kuß und eine Düte Bonbons. Die arme Mutter hatte keine Worte mehr für ihren

Schmerz. Aber doch stand Sie auf und ergriff seine Hand.

„Ernst,“ rief sie ihn feierlich an, „ich habe doch noch eine Bitte. Was glänzt an Deinem Kleide?“

„Flitter,“ entgegnete er. „Die Zeit hat sich geändert, die neue wollte neue Flitter!“

„Gott spare mir das Entsetzlichste! Laß mich nicht das Fürchterlichste von dir hören. — Und jetzt fort, fort, ehe Dein Vater Dich sieht. Es käme früher über Dein Haupt.“

Die leuchtende Erscheinung aus der Feenwelt war verschwunden. — Deutlich und deutlicher wurden seitdem die Dämmerbilder in meiner Seele. Vergeblich arbeitete meine Mutter, den Eindruck des Abends in mir zu vertilgen. Ließ sich der Stern auslöschen, der in die Nacht meiner Jugend geleuchtet? Dem Prediger durfte von dem Vorfall nichts gesagt werden. Doch die Dulderin selbst bemühte sich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Mein Geist war längst herausgetreten aus den bürgerlichen Schranken. Ihren hatte der Abend gebrochen. Die ersten Schneeflocken fielen auf das frisch aufgeworfene Grab meiner unglücklichen Mutter —

Die Hoffnungen, die Täuschungen, die Kämpfe, die nun folgten, erlassen Sie mir, theure Eveline, Ihnen zu schildern. Der Zwiespalt zwischen mir und dem gemüthlosen Manne wurde täglich stärker. Was war er mir jetzt, was das Leben im dürftigen Thale, wohin nur der Zufall meine Wiege gestellt? Nur



vom grünen Hügel meiner Mutter nahm ich Abschied, nur wenige Pfänder ihres Nachlasses mit mir, solche, die zur Entdeckung führen dürften. Sie hatte vor ihrem Tode sorgfältig alle Zeugnisse verbrannt, die über ihre Herkunft Licht gegeben. Bedurfte ich deren? Sie war nur ein Opfer der Verhältnisse geworden. Die höhere Abkunft des Vaters hatte nicht erlaubt, der Unglücklichen ihr Recht widerfahren zu lassen. Die Gesinnungen, die mich ins Leben begleiteten, waren mir Bürgschaft für meine Geburt. Ich focht mit den Erleuchtetern. Nur den Edlern schloß ich mich an. Die Aufgabe meines Lebens war, den Vater, das Stammhaus zu finden, aus dessen Hallen jene Gesinnungen durch die Gemeinheiten des Lebens und der Erziehung zu mir herübergeklungen waren. Es galt das Recht meiner Mutter verfechten. Lange suchte ich vergeblich. Ich bin jetzt auf der Spur. Habe ich ihn gefunden, dann Eveline —

Er senkte sich nieder vor der rasch Aufgestandenen und preßte ihre Hand an seine Lippen. Einen leisen Druck empfand er zurück, dann war sie schnell verschwunden im Dunkel. Aus der Sumpfwiese stiegen die Nebel auf, die Unken sangen ihr dumpfes Lied. Die längst gesunkene Sonne warf keinen Strahl zurück. Es war ihm lieb, als er in seinem Zimmer für sich gedeckt fand. Die Familie versammelte sich nicht mehr, wenn die Kränklichkeit des Grafen ihn von der Abendgesellschaft entfernte. Der Jäger trug die unberührten Speisen fort; nur dem köstlichen Laffitte that der Gas

am einsamen Tische Gerechtigkeit. Bald stürzte er das Kristallglas herunter, bald brachte er es bedächtig an die Lippen, wie einem unsichtbaren Gegenstande zutrinkend. Als die Flasche geleert, riß er das Fenster auf. Die Luft war ihm nicht kühl genug, drei Stunden ließ er sie auf die heiße, jeder Hülle beraubte Brust ausströmen. Erst als der Hahn krähte, warf er sich in das Bett.

12.

Die helle Mittagssonne des Spätsommers strahlte schon bis an die äußersten Enden des Zimmers, als er erwachte. Seine Brust war rauh, die Augen schmerzten, die Glieder waren wie gelähmt. Die schöne Esperance sah wehmüthig auf ihn nieder. Ungewöhnliche Todtenstille herrschte rings um. Auf dem Mahagonitisch am Sopha lag ein versiegeltes Billet. Er sprang auf. Es war Evelinens Hand. Aber es blieb lange als unberührtes Heiligthum dort liegen. Im Fenster starrend auf den leeren Hof ließ er den Kopf von der Sonne brennen, bis ihm die Stelle auffiel, wo sonst der Reisewagen gestanden. Da brach er das Siegel auf und verschlang den Inhalt:

„Werther Herr Baron!

„Sie machten mich gestern mit der Poesie Ihres „Lebens bekannt. — Wer immer in der Poesie leben „könnte! Brauche ich auf die Erfahrung zu verweisen, daß sie uns selten über die Jugend hinausbe-

„gleitet! Waffnen wir unsere Gefühle für Frost
„und Stürme der Wirklichkeit. Bieten wir ihr die
„Hand, ehe sie unfreundlicher ihre lang verkannten
„Rechte auf uns geltend macht. Es wird besser seyn,
„wenn wir uns nicht wiedersehen. Ihre Geschichte
„hat mich tief erschüttert, und seyen Sie versichert,
„daß keine Umstände die Gefühle theilnehmender
„Freundschaft und Achtung schwächen werden, mit
„denen Ihrer und der schönen mit Ihnen verlebten
„Stunden immer gedenken wird

Eveline, Gräfin von Arnheim.“

„Nachschrift. Zeihen Sie mich keines leichtsinni-
„gen, übereilten Schrittes. Ich habe die Angelegen-
„heit ernstlich, reiflich mit meiner Familie besprochen.
„Man empfiehlt sich Ihnen, man begleitet Sie mit
„aufrichtigen Wünschen. Es wird so das Beste seyn.“

„Es wird so das Beste seyn,“ wiederholte er. Dann starrte er eine Weile auf den Brief und lachte auf:

„Nicht einmal gezittert. Ein Schreibmeister kann ihn als Vorschrift brauchen.“

Als der Jäger nach einer Weile eintrat, fand er ihn noch immer unangekleidet auf dem Sopha sitzend, in der Hand einen zerknitterten Brief. Doch schwebte ein Lächeln auf seiner Lippe. Der Jäger sollte das Bedauern seiner Herrschaft melden, die ein dringendes Geschäft schon vor Tages Anbruch zur Reise gezwungen. Der Graf, von einem gichtischen Anfall zurückge-

halten, sey auf seinem Zimmer, und der Bader habe gemeint, ungestörte Ruhe würde ihm sehr wohl thun.

„Vermelden Sie Seiner Gnaden meinen gehorsamsten Respekt, wie meine ganze Sorge sich mit der Wiederherstellung seiner unschätzbaren Gesundheit beschäftige, und wie ich unendlich bedaure, abreisen zu müssen, ohne mich von der Fortdauer seiner Gewogenheit überzeugen zu können. Ich kann doch gleich Pferde bekommen bis zur Station?“

„Wollen Herr Baron nicht erst hier zu Mittag speisen?“

„Auch ich erhielt Nachrichten, die mich zur augenblicklichen Abreise zwingen.“

„Wie Sie befehlen.“

Die Pferde stampften, die Leute gafften von fern. Er glaubte Hohn in ihren Gesichtern zu lesen. Auch stand darunter eine freundlich lächelnde Brünette, der Gräfin Kammermädchen, die eigends zurückgeblieben schien, ihm eine glückliche Reise zu wünschen. Zur alten Büdnerfrau, die nicht begreifen wollte, warum der Herr Baron so spornstreichs abfahre, sagte er, „die Sonne incommodire ihn im Schloß.“

Dießmal wurde dem Postillon ein doppeltes Trinkgeld versprochen, wenn er schnell fahre, und zwei Tage und zwei Nächte wiederholte sich dieses, bis der Posthalter in einer holländischen Stadt einmal den Blick in den Wagen warf und erschreckt zurückfahrend ausrief:

„Herr, in Teufels Namen, Sie können nicht wei-

ter fahren. Sie sehen ja wie der leibhaftige Tod aus, wenn nicht ein Fieber Sie schüttelte."

Acerbi ließ es sich gefallen. Aussteigend, es war das erstemal seit seiner Abreise, fühlte er, daß es mit der Reise aus sey. Es war ihm gleichgültig, wohin man ihn brachte, denn kaum war er in einem Bette, als ihm das Bewußtseyn verging. Wochenlang streckte ihn ein Nervenfieber nieder. Mehrmals klopfte der Tod an sein Bette, der holländische Arzt verließ kopfschüttelnd das Zimmer des fremden Mannes, und die Wirthsleute wogen prüfend die uneröffnete Kassette, ob sie die Kur decken würde.

„Die letzte Krisis ist vorüber," sagte endlich der Doctor zu den Wirthen, „aber es wird noch lange dauern, ehe er sich völlig erholt. Seine Träume quälen ihn noch. Die deutsche Metaphysik und Mystik spukt im Kopfe. Wärs ein Franzos oder Niederländer, er wäre längst gesund."

Der Genesende saß auf seinem Bette; aber er sah wieder verstörter aus, als da ihn der Doctor gestern verließ:

„Neue Nachrichten bekommen, Baron?"

„Ja, Doctor. Im Scharlachkleide mit Tressen und Stern und eine Mütze auf dem Kopf hat er mich heut Morgen geweckt und tanzte Kosack vor meinem Bette, zwei Donnerbüchsen in der Hand."

„Wieder dero Herr Vater?"

„Ja. Sie knallten recht lustig. Und aus den Taschen schüttelte er immer Gold."

„Angenehme Perspektive.“

„Ich werde ihm wohl wieder nachreisen müssen. Er machte solche Grimassen.“

„Sehr klug von Dero Herr Vater. Wohin denn?“

„Nach Griechenland. Sie schießen ja jetzt nirgends anders. Da werd' ich ihn wohl finden.“

„Nein in Pyrmont, Baron.“

„Pyrmont! Nimmermehr — da bringen Sie mich nicht hin. — Doch warum nicht? — Freilich, freilich. Der Faden ist zerrissen. Vor denen keine Rücksichten. Doctor, Sie müssen es ja besser wissen, ob ich ihn treffe. — Bankhalten in Pyrmont, und wenn die schönste Dame die Karten biegt, das soll mich nicht stören. — Heute noch?“

„Kann nichts schaden, Baron. Es ist ein schöner Herbsttag, und die feuchte Luft hier taugt nichts für Sie.“

Wohl eingepackt und mit ärztlichen Anweisungen versehen, machte sich Acerbi auf den Weg. Bei kurzen Touren und der warmen Herbstsonne genas er zusehends und schüttelte die Traumbilder ab. Der Stolz lagerte wieder auf seinen hohen Brauen. Es war ihm angenehm, als er Pyrmont noch besetzt wie in der glänzendsten Jahreszeit fand. Die verlängerte Anwesenheit des Fürsten hatte zu den alten neue Gäste gelockt. Er konnte lächeln, als er auf der Badeliste den Grafen Arnheim fand. „Ich will ihm begegnen,“ rief er sich in die Brust werfend, „und die Zeit

kommt, wo es zweifelhaft wird, wer auf den andern herablächelt."

Unter den Franzosen, die der Zufall herbeigeführt, fand er Bekannte. Er hielt sich zu ihnen. Der leichte Sinn scherzte Gram, Liebe, politische Sorge hinweg.

„Es freut uns Baron," sagte ein junger Diplomat, „Sie so vortheilhaft verändert zu finden. Und mußte Deutschland gerade die heitern Adern wecken, während Sie in Paris mit dem schwerfälligen Geräth ihrer vaterländischen Metaphysik zu Felde zogen."

„Auch läßt ein Gerücht," bemerkte ein Anderer, „Sie tief an der Seelen=Liebe verwundet seyn. Ich sehe aber mit Lust, daß Sie auch das anglomanische Phantom abgeschüttelt haben."

„Einbildung!" rief Acerbi, ein Glas Limonade ausstürzend. „Die Engländer machen es andern, die Deutschen sich selbst weiß. Es läßt sich alles chemisch zersetzen, warum nicht auch die Liebe? Es kommt darauf an, ob mehr sinnliche, vernünftige oder phantastische Theile darin enthalten sind, um den Ausschlag zu geben. Kann man erst berechnen, kann man auch überwinden."

„Bravo, Herr Baron," rief Jemand, der eben den Billardtisch verlassen, um an ihrem Kreise Theil zu nehmen. Es war der Marquis Fabiani. „So haben auch Sie den Phantasmen den Abschied gegeben. Fast besorgte ich, als ich in Arnheim die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, der Prozeß würde nicht so leicht seyn."

Acerbi war die Wendung des Gesprächs nicht angenehm. Er lenkte es auf die Politik. Die jüngern Franzosen führten es mit anmuthiger Leichtigkeit und vielen Worten weiter, ohne eine Meinung zu äußern. Der Marquis lächelte, mit einem Zeitungsblatt spielend, bis der Diplomat sich entfernte.

„Es ist nicht zu läugnen,“ schloß Acerbi, „die Doctrinärs siegen, wiewohl ich nicht begreife, was daraus werden soll.“

„Ich dächte,“ sagte der Marquis, als beide allein im Fenster standen, „Sie machten sich keine Sorgen darüber.“

„Wäre ich überzeugt,“ entgegnete Acerbi, „daß die doctrinäre Gründlichkeit den liberalen Schwindel von sich abschüttelte, daß der neue scheinbar gemäßigte Freiheitssinn, der in England, Frankreich, zum Theil auch in Deutschland nach dem Scepter greift, durchdrungen wäre von der Nothwendigkeit des aristokratischen Elements — Amerikas Staaten möchten sie immerhin dem Demos opfern — so wollte ich ihm selbst die Hand reichen.“

„Mir scheint,“ sagte Fabiani mit seiner gewöhnlichen spöttischen Miene, „eine weit reellere Hand greift überall nach diesem Scepter. Dagegen prallen alle fanatischen und liberalen Stürme ab. Und die öffentliche Meinung selbst machte sich lächerlich, wollte sie sich im Ernst dagegen auch auflehnen. Können Sie sich denn noch täuschen lassen, verehrter Freund, von Redensarten? Ist es möglich, daß Sie den tönenden

Worten der Tribunen glauben? Als ob im Luxemburg, im Westminster nicht alles vorher abgekartet wäre. In England katzbalgen sich die Reichen, die sich zum Spaß Torys und Whigs nennen, um das Vorrecht, in die Schatzkammer zu greifen. Dabei ein lustiger Ernst, damit die Armen aus Lust über die Boxerei ihren Hunger vergessen. In Frankreich gibt es zwei Partheien, eine, die ihr Geld verloren hat, und es wieder gewinnen, die andere, die es gewonnen, und nicht wieder lassen will. Hungrige und Reiche, denen man etwas nehmen will, schreien gewaltig. Dort heißt das Geschrei: „Religion! Königthum, Congregation!“ Hier: „liberale Ideen, Aufklärung, Fortschritt des Jahrhunderts.“ Durch tönt die wahre Losung: „Geld!“

„Auch den Pairs imputiren Sie die niedrigen Motive des Eigennutzes.“

„Die sind vielleicht schon satt. Gelingt es den wüthenden Royalisten, oder den gefeierten Helden der linken Seite ans Ruder zu kommen, was ist das Ziel? Aemter und durch Aemter Geld! Der gutmüthige Deutsche begeistert sich für die Idee. Ueberall Taschenspieler-Kunststücke, um wie der Gimpel vom Gauner verlacht zu werden: denn Thoren die nach dem Monde blicken, sind die klugen Leut erwünscht. Vertrauen Sie mir, ich habe Paris kennen gelernt, und in Paris studirt man die Welt. Nur ein Mann ist dort, denn er hat Seelenstärke genug, zu bekennen, daß ihm alles gleichgültig g

worden bis auf das Geld — Talleyrand. In dem einzigen Manne ist Wahrheit. Ist es nun aber nicht schändlich, mit ganzen Völkern ein Spiel zu treiben, wenn man das Ziel wohlfeiler haben konnte? Ich verglich gern das Treiben in den großen Staatskreisen mit den kleinern an den grünen Tischen des Palais Royal. Dort wie hier eine Sonne, um die alle Gestirne sich drehen, das Gold. Aber man versprützt kein Blut, man führt keine Tausende an die Mordbank, keine Inquisitionen, keine Eide, man spielt nicht mit den heiligsten Ideen. Wer nicht will, tritt zurück. Nur die Namen der alten Könige und Damen figuriren. Man opfert nichts zum Zwecke als eine glatte Karte. Keine Artillerieparks werden durch den Morast getrieben, die Schlacht zu entscheiden. Der kleine Finger eines unschuldigen Kindes thut es. Schwarz oder Roth. — Eine höhere Macht waltet ob, über alle Geschicklichkeit. Halten Sie das für strafbarer, als das blutige Spiel eines Villèle, der um in seinen Renten einige Millionen zu gewinnen, den Krieg mit Spanien führte? Freilich, es hat sich mancher die Kugel durch den Kopf gejagt, es verarmte mancher Familienvater, aber ganze Reiche wurden noch nicht unglücklich, Länder wurden noch nicht abgetreten. In Jahren fielen nicht einmal so viel als am Trocadero in einer Stunde. — Und, junger Freund, auch das Heldenthum hat hier sein freies Feld. Ist der kein Held, dem Tausende auf der Karte stehen, und er zittert

nicht, er zuckt nicht die Lippe, wenn die Kelle des Banquiers sie einstreicht. Wer betrügt, der am hellen Tage ins Spielhaus geht und der Welt sagt, so bin ich, oder der, welcher in köstlichen Sophismen von der Tribune herab eine ganze Nation zu täuschen sucht? — Herr Baron, ich hoffe, wir sehn uns öfter."

„Hüten Sie sich vor ihm," flüsterte der Diplomat Acerbi'n zu, als der Marquis sich entfernt „Er ist schon in Decadence."

„Ist er geborner Franzose?"

„Ich kann es nicht mit Gewißheit sagen. Wenigstens kennt er die politische Welt, und hat einig Rollen gespielt zur Zeit des Directoriums. Auch unter Napoleon, da eclipsirte er jedoch bald. Auf seine Stirn möchte man noch manche Erinnerungen au Dantons Zeit lesen. Neuerdings soll er sich u Rothschilds Gunst beworben haben. Man hat ih aber, als zu antiquirt, nicht mehr brauchen könne Seitdem lebt er auf den Bädern. Man zieht sich ab auch hier von ihm zurück, denn er wurde schon me reremal gesprengt."

13.

Es war ein warmer Herbstmorgen, als Acerbi s auf der großen Promenade unter die Gruppen e ganter Spatziergänger mischte. Er scherzte, lach die Damen, mit denen er gesprochen, gaben ihm d

Namen des Liebenswürdigen. Manches feurige Auge wandte sich nach dem hochgewachsenen Mann um, einen verwandten Blick zu entdecken. Die Krankheit hatte ihn mager gemacht, aber man meinte, der Strahl seines Auges sey nur um so schöner. Mehrmals begegnete ihm der Marquis, er lächelte und Acerbi fühlte, was es bedeute. Als das Gespräch unvermeidlich war, wollte dieser es auf gleichgültige Gegenstände lenken, aber Fabiani schüttelte ungläubig den Kopf:

„Lassen Sie doch das Volk laufen. Mich dünkt, Ihr Auge muß schon so geschärft seyn, um zu wissen, daß Alles nichts hilft. Geben Sie sich noch so viel Mühe, man sieht es uns an. Darin haben die Dümmsten ihren Instinkt. Man ist zuvorkommend gegen Sie; aber wenn ein echter kommt, ist alle Holdseligkeit sogleich verschwunden. Wirklich, lieber Freund, trauen Sie meiner überdreißigjährigen Erfahrung, es ist leere Arbeit ohne Frucht. Man hält sich zu Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß man sich nichts aus ihnen macht, das ist das Beste. Uebrigens läßt man es an sich, und sie zu uns kommen, wenn sie unser bedürfen. Eine gewisse Höhe bewahren, und, wo es geht, Unabhängigkeit, Einsilbigkeit, sich nicht zu verrathen, aber um Himmels willen, werther Freund, keine Familiarität, da sind wir verloren.“

„Sie verzeihen Herr Marquis, dort kommt mein Freund der Vicomte, mit dem ich mich verabredet — “

Sie trennten sich. Fabiani verlor sich mit gemessenen Schritten in entgegengesetzter Richtung. Als Acerbi am Arm des Franzosen um eine Ecke bog, kam ihnen eine Gesellschaft entgegen. Unter Bekannten und Unbekannten die Gräfin und Eveline. Er hätte noch in schneller Biegung einen Seitenweg einschlagen können. — Jetzt war die Begrüßung unvermeidlich.

„Das kann ich Ihnen nicht vergeben, Baron," polterte ihm der alte General, die Hand ausstrekkend, entgegen, „daß Sie auch kein einzigesmal zu mir herübergekommen sind, so lange Sie in dem vertrakten Sumpfnest steckten."

„Können Sie, Graf, diese Schmähung Ihrer Residenz dulden," erwiederte Acerbi sich zum Grafen wendend. „General, ich glaube, die Damen werden blaß über Ihre Sumpfluft," sagte er sehr schnell, und fuhr in diesem Tone fort. „Ich fordere Alle, die Arnheim kennen, auf, dieß Pasquill zu widerlegen. Ja General, ich stehe nicht dafür, wenn sich keine gerechte Zeugen finden, daß ich Sie selbst dafür auf Pistolen fordere. Denn ich zum Beispiel, das müssen die Damen gestehen, befand mich nie so wohl und gesund, als auf unsers Grafen Landsitz, was freilich bei so liebenswürdiger Gesellschaft auch in einer Villa der Pontinischen Sümpfe der Fall gewesen wäre."

Der alte General machte einige „Hohos" und meinte, wenigstens hier sollte der Baron die Herbst-

lust bedenken, und seinen weißen Hut aufsetzen, statt ihn wie ein windiger Franzose beständig zu schwenken. Allein Acerbi ließ ihn und selbst seinen französischen Begleiter kaum zu Worte kommen.

„Bei den Damen,“ sagte er, als einige verbindliche Worte mit dem Grafen gewechselt waren, „habe ich noch besonders mein Unglück zu beklagen, das mir es unmöglich machte, mich Ihnen beim Abschiede zu Füßen zu legen. — Ich hoffe, Sie haben sich in der Residenz eben so amusirt, wie Fama erzählt, daß Sie die Zierde der Hoffesten waren.“

„Ist die Fama Ihre Freundin?“ fragte die Gräfin dazwischen, „ich rathe Ihnen, solidere Bekanntschaften zu machen.“

„Einige sagen zwar, sie sey von Geburt eine Operntänzerin,“ entgegnete Acerbi, „und solche Bekanntschaften wollen uns freilich die Damen nie vergeben, aber ich versichere auf Ehre, ich halte sie für eine ganz ehrbare Person. Sie vertraute mir sogar, es sey ein ganz neuer Cottillon erfunden worden, den wir doch diesen Winter bewundern dürfen?“

„Sie werden den Winter dort mitmachen?“ fragte der General.

„Wenn mich meine Geschäfte nicht nach Paris rufen. Wo könnte man anders in Deutschland leben, besonders, wenn man weiß, welche Göttinnen in diesen Cirkeln schweben werden. Meine Damen, meine Herren, Pyrmont hat doch noch recht lange das Vergnügen Ihrer unschätzbaren Gegenwart? Nur

in dieser Hoffnung kann ich es mir verzeihen, wenn ich nicht länger der Allmacht der Schönheit mit meinem französischen Alliirten diesen Paß versperre."

Man trennte sich. Eveline blickte in einiger Entfernung noch einmal um, fuhr aber schnell wieder zurück, als sie Acerbis weißen Hut sich in ähnlicher Richtung bewegen sah. Sie hörte noch, wie er ein französisches Liedchen trillerte. Aber er blieb nicht lange mit seinem Gefährten zusammen, der ihm mit französischer Artigkeit versicherte, er sey auf gutem Weg ein Franzose zu werden. Als der Diplomat sich einer andern Gruppe angeschlossen, kletterte er mit einigen verwegenen Sätzen in das felsige Dickicht, und rannte wegabwärts, ohne an die leichte Sommerkleidung zu denken, ohne die Wunden zu fühlen welche die spitzen Kieferäste den Glacehandschuhe und dem offenen Gesichte schlugen. Endlich war e ganz in der Wildniß. Wie weit er gelaufen, konn er sich selbst nicht angeben. Eine steinige Klu hemmte seinen Fuß. Da stand an einer Felsenspal eine abgestorbene Kiefer. Oben schaukelten sich d Krähen in einem alten Neste. Er bröckelte Schiefe stücke ab, und schleuderte sie hinauf. Doch genüg es ihm nicht, daß die Thiere kreischend davon floge er wollte das Nest zerstören, und kletterte na Sein Hut fiel ihm vom Kopf, hinunter in die ti Kluft, er lachte; die weißen Handschuhe waren Fetzen geworden, er lachte. Der morsche Stan stöhnte, und je näher er dem schmalen Gipfel ka

um so mehr schwankte der Baum. Jetzt schwebte er über dem Abgrund, und ihm war wohl zu Muthe.

Es war der letzte Sonnenblick des Herbstes gewesen. Aus dem Westen zog es grau herauf. Der Sturm fegte über die Bergrücken; ihm ward immer wohler. Knochen und Federn lagen im Neste, er schleuderte sie fort. Die Raben auf den Wipfeln umher kreischten wie voller Grimm; er lachte ihnen aus vollem Halse zu: „Gemach, es ist noch nicht Zeit, Ihr schwarze Herren und Damen. Unsere Bekanntschaft bleibt nicht aus; jetzt pulsirt es noch zu warm. Ihr und ich, wir thun nichts in diesem großen Pharo. Der Sturm spielt aus, den kann man nicht betrügen.“

Reitend auf einem Ast, klammerte er sich fest um den Wipfel und ließ sich von dem immer heftiger werdenden Sturm schaukeln. Sein Auge glühte, seine Stimme war gelöst, und er sang eine Dithyrambe in den Aufruhr der Natur:

Drohe nur, Brausender!
Deine Stimme betäubt mich nicht,
Dein Hauch erstarret mich nicht,
Denn ich bin hoch geboren.

Am Glasfenster der Hütte
Pickt der zitternde Sperling,
Aber auf den Orkanen
Wiegt der Aar seinen Fittich.

Auf dem grauen Felsriff,
Wo der Gemsenjäger hinabstürzt,



War der Sturm sein Gespiele,
Und der Sonne ins Antlitz
Schaute des Adlers Kind.

Mit der uralten Erde
Werden die Berge stehn,
Frost und Thau wird spielen um ihre Gipfel,
Aber die Adler nisten oben.

Ueber die Wälder Germaniens
Brauset der Sturm aus Westen.
Und die Gebeine der Legionen
Stöhnen unten in den Schluchten.

Ich wiege mich über den Gründen,
Ich höre ihr Klagegeheul,
An die Eichen genagelt
Wimmern die römischen Zungen,
Und Sirenengesänge
Wecken das längst Gestorbene.

Speie noch einmal glühende Lava
Der schwarze Basalt am Lurlei,
Ueber die Dämme der Friesen
Breche stürmend die Nordsee;

Oben auf den Bergen
Sammeln sich die Geister der Ahnen —
Geister sind unsterblich —
Und entgegen in die Wogen des Chaos
Reicht der Vater dem Sohne die Hand. —

Da kam ein fürchterlicher Windstoß, die Kiefer krachte, der Stamm war in der Mitte gebrochen. Doch war die Kraft noch so zäh, daß er trotz der Last sich nur langsam niedersenkte, der Stoß kam

von der Seite des Abgrundes, und Acerbi hatte Besinnung und Glück genug, im Fallen den Ast eines tiefer stehenden Baumes zu fassen. Er war gerettet. Ein plötzlicher Wolkenguß trieb ihn von der Stelle fort. Die Wirthin schüttelte den Kopf, als sie ihren Miether entblößten Hauptes in seltsamem Aufzuge zurückkehren sah. Er schrieb einen Brief, und am andern Morgen lag ein Billet eröffnet vor ihm.

„Wie Ihre Bitte sich mit einem Manne von „Delicatesse verträgt, begreife ich nicht. Mich dünkt, „ein solcher müsse jede Zusammenkunft vermeiden, „statt sie zu suchen.“

E. Gräfin Arnheim.“

„Und sie muß mich hören!“ rief er und zerschnitt den Zettel in tausend kleine Stücke. „Es hat ihr Jemand die Hand geführt.“

Der Namenstag des noch immer anwesenden Fürsten wurde durch ein Diner der ausgezeichnetern Badegäste gefeiert. Die Familie des Grafen, die bis dahin zurückgezogener als früher gelebt, entschloß sich erst zum Beitritt, als Acerbis Name auf der Liste der Abgegangenen stand. Ein junger Mann von wohlgebildeten und ernsten Zügen hatte die Plätze für die Familie belegt. Er flüsterte Evelinen, leise ihre Hand berührend, zu:

„Sie werden, schöne Eveline, den alten Abbé zum Nachbar haben, und erlauben mir von gegenüber den eifersüchtigen Wächter zu spielen, denn der



Mann ist trotz seiner fünf und siebenzig Winter noch immer gefährlich.“

„Liebes Kind, Du scheinst heut besonders verstimmt,“ fragte die Gräfin.

„Ich wünschte dieß langweilige Diner erst vorüber.“

„Süßes Kind, Du gehst einem Stande entgegen, zu dem einige Vorkenntnisse der Langeweile sehr zweckdienlich sind.“

„So rechne ich auf die Gesprächigkeit des Vaters, denn aufmerksam zu bleiben, wenn der Abbé eine Viertelstunde über einen Stecknadelknopf spricht, ist mir heut unmöglich.“

„Das verlangt auch Niemand und der Abbé am allerwenigsten. Du lächelst dann und wann.“

Man drängte sich zu den Plätzen. Während der rauschenden Ouvertüre starrte der junge Mann Evelinen gegenüber sehr unruhig nach ihrer Tischseite. Eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, als er jetzt herüberrief:

„Mein Herr, dieß scheint ein Mißverständniß. Der Platz ist für den Abbé de la Rigaudie belegt.“

Eveline blickte sich um, und ihr Ellenbogen berührte Acerbis.

„Um Vergebung, Herr Graf,“ erwiederte dieser lachend. „Der arme Abbé hat mir seinen Platz cedirt, obgleich ich an seinem Unglück schuld bin. Ich lud den trefflichen Gast heut zu einem Austernfrühstück, und [illegible]llen Sie sich, meine Gnädige, vor, wir wetteten

und er schlug mich mit hundert Austern todt, sich aber leider daneben, denn vor einer Stunde dachte er im Ernst daran, die Calembourgs und Galanterien seiner Jugend zu bereuen. Jetzt geht es indessen schon etwas besser und er sonnt sich an dem Gedanken bis an seinen Tod nicht von der Liebe und dem Witz zu lassen. Aber ich frage die Damen und Herren, wie ist es möglich, daß noch solche Barbarei in Deutschland geduldet wird! Sind das Austern, was man hier auf die Assietten bringt! Nicht einmal der gewöhnliche Kunstgriff ist bekannt, die Thiere drei Tage lang in Salzwasser stehen zu lassen und täglich eine Handvoll Kraftmehl hineinzustreuen. In Liverpool versteht man dieß am besten. Die Thierchen schwellen davon so an, daß man sie wenigstens mit Anstand genießen kann. Aber ich versichere Sie, meine Damen, es ist doch nichts gegen die französische Westküste. Wenn man hinausfährt und sie an Ort und Stelle öffnet, fühlt man erst, was Austern sind.“

Der Badegast, Evelinen gegenüber, schien beruhigt, Eveline selbst konnte es nicht werden. Acerbis Haar und Kleidung war in seltsamer Unordnung. Seine Unterhaltung belebte die Gesellschaft, fast wurde er zu gesprächig für den Rang derselben. Vielfache Zuschauer gafften außerhalb der Fenster auf die Versammlung. Graf Arnheim lorgnirte einen derselben und Acerbi erkannte Kesseln.

„Kennen Sie den guten Jüngling auch,“ sagte der Fremde drüben, der mit einem Johanniterkreuz

geschmückt war und eine grüne Schleife am Halse trug. „Er sucht wieder nach einem Abentheuer, das ihn interessant machen könnte. Die alte Erzählung ist völlig abgenutzt.“

„Wie kann er sich an einen Ort wagen, wo Seine Durchlaucht —“

„Die Sache ist längst vergessen,“ entgegnete der Johanniter. „Sie sind vielleicht nicht ganz vom Zusammenhang unterrichtet. Seine Durchlaucht ist bekanntlich ein großer Gartenliebhaber und sein Park in der That ein Schmuckkästchen, so sauber ist Alles, vieles sogar von hoher Hand eingerichtet. Eines Morgens fand der Fürst einen jungen Menschen auf dem Rasen liegen. Er fuhr ihn heftig an und dieser antwortete etwas trotzig, weil er den Fürsten im schlichten Ueberrock nicht erkannte, nahm aber sogleich Reiß aus, als die Kammerherren zueilten. Aus dieser einfachen Historie, und weil ihn Seine Durchlaucht im hohen Eifer einen albernen Jungen gescholten, hat sich der Faullenzer eine Fabel gebildet, die ihm die Unterstützung von bedeutenden Männern verschaffte. Der übertriebene Eifer einiger Polizei-Officianten kam ihm dabei zu statten. Jetzt kann der arme politisch Verfolgte gar keinen Verfolger mehr auftreiben, und gestern ist ihm sogar das größte Unglück begegnet. Der Fürst erkannte ihn nämlich, und als ein fremder Staatsmann ihm die Geschichte erzählte, amüsirte dieß Seine Durchlaucht dergestalt, daß Sie ihm zwei Louisd'or für die gute Erfindung schicken ließen.“

„Wer nicht aus Gold ist, muß sich vergolden lassen," rief Acerbi und erzählte Anekdoten. Seiner Nachbarin zur Linken flüsterte er eine so lustige Geschichte ins Ohr, daß die Dame ihn bitten mußte, inne zu halten. „Er könne es nicht laut zum Besten geben," erwiederte er achselzuckend, „aber die Geschichte sey von der Art, daß selbst seine stumme Nachbarin zur Rechten ein Lebenszeichen von sich geben werde."

„Sie sind ein Barbar!" rief ihm der alte General von einer entfernten Seite zu. „Zucker in diesen Extraburgunder zu schütten!"

„Es gehört zu meiner Geschichte," lachte Acerbi und beugte sich zu Evelinen. „Arsenik!" schrie er ihr ins Ohr. „Schnellwirkender, verzehrender. Bei Gott, ich trinke! Die Pauken wirbeln! Im Todeskampf umklammer' ich Dich, und sinke mit Dir zu Boden. Willst Du den Scandal oder ein Gehör noch, ein Gespräch ohne Zeugen."

Eveline schoß einen Blick auf den bleiartigen Bodensatz in Acerbis Glase. Dann flüsterte sie ihm schnell ein „Ja" zu, und drückte bekräftigend seine dargebotene Hand unter dem Tische.

„Nun lache ein wenig. Man muß Alles lernen."

„Sehn Sie, auch meine spröde Nachbarin lacht," rief er jubelnd, als Eveline ihr Gesicht im Battisttuche verbarg. „Aber der General hat Recht. Der Burgunder ist dadurch entweiht. Ich will reinen Wein." Er warf das Glas zum nahestehenden Fenster hinaus.



Nach einigen Toasts und Reden wurde die Tafel aufgehoben.

14.

Die Stunde näherte sich. Mit verschränkten Armen, den Hut tief über die Stirn, schritt er in der Allee auf und ab. Der Franzose ging dreimal an ihm vorüber und dreimal erwiederte er seinen Gruß, ohne ihn zu erkennen. Jetzt schlug es Fünf. Wie unerträglich langsam holte der Metallklöpfel aus gegen die Schläge in seiner Brust. Er fand die Thüre offen, das Kammermädchen wies ihn nach dem entfernten Pavillon. Sie zauderte, ob sie die Ducaten, welche er in ihre Hand gleiten ließ, nehmen dürfe. Die Goldstücke fielen zu Boden, ohne umzublicken schritt er auf das Haus zu. Eveline erhob sich vom Sopha, als er eintrat.

„Wo lauschen sie,“ rief Acerbi, die Klinke noch in der Hand haltend? „Werden sie vorstürzen, Vater, Mutter, Verwandte, wenn die Worte ein mächtiger Strom werden, der die Vernunft fortreißt?“

„Sie wissen nichts von Ihrem Hierseyn,“ sagte Eveline ruhig.

„Gar nichts?“

„Was ich verspreche, halte ich ganz. Fürchten Sie Störung, riegeln Sie die Thür zu. Ich bin in Ihrer Gewalt.“

Er wußte vorhin die Rede Wort für Wort aus-

ig, es waren die Gedanken einer Nacht, Be=
rungen, von denen er geglaubt, daß Berge ihre
ter beugen müßten, und wie auf den Elfenge=
der rauschende Strom stille stehn. Alles war
wunden wie Nebel und Schaum vor einer höhern
t, vor Evelinens ruhigem Blick.

Es ist das letzte mal, daß wir uns sehen“ — war
was er jetzt vorbringen konnte.

So erwarte ich von Ihrem bessern Sinn,“ ent=
te die Comtesse.

Die Lüge muß verschwinden. Ich habe Kraft, der
t Wahrheit ins Angesicht zu schauen. Ich bin
entsetzlich ruhig.“ Er faßte stürmisch ihre Hand.
stehen vor einem Gericht, wo kein Advokat zu=
n wird, wo kein Leugnen hilft, der Richter sieht
rz. Sprich: war es baare Lüge?“

Nein, Herr von Acerbi,“ erwiederte sie ruhig.
ühlte mich zu Ihnen hingezogen; auch jetzt läßt
hr Zustand nicht ohne Theilnahme.“

Wer, wer hat denn gewagt! Mit welchen Wor=
er dich berückt? Mein bist Du, mein auf
denn alle Worte sind Lüge, die Vernunft ein
er“ —

türzte ihr zu Füßen, er umschlang ihre Knie.
rte der ganze strenge Ton ihrer klaren Stimme
en Wahnsinnigen zum Aufstehen zu bewegen.
emand hat mich überredet, und wir sind doch
geschieden. Meiner Familie thun Sie großes
Ich allein habe mich von Ihnen getrennt,

und mußte mich von Ihnen trennen. Ich verwei
nicht auf das, was wir erfahren, ich spare Ihn
die Beschämung aufzuzählen, wie Sie uns getäusch
denn Sie täuschen sich selbst täglich. Wir alle mach
es vielleicht nicht besser, so oder so. Halten Sie mi
auch nicht für so vorurtheilsvoll, daß ich die Schra
ken zwischen uns für ganz unüberwindlich glaub
Im Gegentheil, sie wären gefallen, wenn man sich n
von beiden Seiten die Hand gereicht hätte. Aber d
Kraft war lange nicht stark genug. Die Poesie i
ein schönes Jugendspiel, aber die Schönheit ge
Hand in Hand mit der Jugend. Wenn ich ernstli
dachte, was denn übrig bliebe, lieber Freund, so ka
mir das von beiden Seiten nicht so außerordentli
vor, um darum das Ungewöhnliche zu rechtfertige
Nehmen Sie meine aufrichtige Wünsche mit, un
finden Sie wie ich den sichern Weg durch dieses Lebe
das wir nun einmal nehmen müssen, wie es gegebe
ist, denn Sie sind weder ein Napoleon, noch bi
ich, wie Semiramis, eine Tochter der Luft.“

„Nein, Loths Weib!“ rief er an der Thüre, no
einmal auf die weiße hohe Gestalt hinstarrend, di
unbeweglich in der Mitte des dunklen Zimmers stan
Dann rannte er hinaus und lachte, daß die Spe
linge auf den Zweigen aufflatterten. Am Ausgang
der Allee kreuzte ihn eine weibliche Gestalt. Er woll
das Kammermädchen bei Seite schieben, aber es wa
die Gräfin.

„Nun, so eilig fort, Baron? — Glauben Sie i

…t, daß ich Sie bedauere, nur ein wenig Lection
…t ich Ihnen auf den Weg geben. Verloren Sie
Kopf mit dem Hute, und wollen nagen an Ihrem
…ersüßen Schmerz bei einer Promenade im Herbst-
…de, indessen die junge Tugendheldin triumphirt?“

„Wenn Sie die Gnade hatten zu horchen, so wissen
… vermuthlich, daß mit mir sich zu unterhalten der
…re eines so erlauchten Hauses nachtheilig ist.“

„Wenn ich auch die Gnade gehabt, mein Ohr
…as ans Fenster zu legen, so habe ich doch nicht mehr
…ört, als mir sehr wohlbekannte hochtönende Tu-
…dphrasen. Baron, Sie wollen in Paris gelebt ha-
…, und diese Aengstlichkeiten und Rücksichten in ei-
… gewöhnlichen Liebesgeschichte! Sie sind ein Thor,
Thor, lieber Baron. Alles stand günstig für Sie.
…r Graf war Ihnen gut, ich störe keine Intrigue,
…an sie nicht langweilig wird. Es ist des Grafen
…ziges Kind, aber eine Tochter und das Majorat
…edieß verloren, Evelinens Phantasie auf Ihrer
…ite. Wenn etwas geschehen, das nicht mehr zu
…dern ging, hätte sich die Sache von selbst gemacht.
…s Glück lief Ihnen in die Hand; da überkommt
… Mann von Welt, den gewitzigten Intriguant,
… Gewissensscrupel, er deployirt seine Schwächen,
… er gesiegt hat, und Alexander der Große flieht vor
… Tiraden einer zwanzigjährigen Tugendheldin.
…ssern Sie sich, lieber Baron, für künftige Fälle.
…dieu.“

Eine Stunde darauf stand Acerbi am Spieltische.

Die Erleuchtung war trübe, aber das Gold funkelt
Es waren hohe Personen zugegen, auch der Für
aber incognito. Acerbi glaubte manchen stechend
Blick auf sich gerichtet, auch schien ihm ein Ho
auf den Lippen der hohen Person zu schweben. D
Fürst pointirte hoch, er noch höher. Er gewan
jener verlor. Vergebens zupfte ihn der Viconte a
Rockschoß, und flüsterte ihm zu: „Modestie."
„Nein, ich will es ihnen zeigen," entgegnete Acer
fast laut, und setzte jedesmal die doppelte Sum
des Prinzen, bis dieser seinen Hut forderte. Acer
sah sich allein an der Tischecke. Die Andern hatt
sich von ihm zurückgezogen, dem erlauchten Gast ih
Achtung zu bezeigen. Der Marquis hatte gro
Summen vor sich. Acerbi allein hatte bisher g
wonnen.

Da rief er mit lauter Stimme: „Va banque
und die Blicke der ganzen Gesellschaft waren auf i
gerichtet. Der Fürst blieb an der Thüre stehen.
gefühlloser Neugier waren Aller Augen auf die Sp
ler gerichtet, nur in den gefurchten Zügen des M
quis konnte man eine ungewohnte Unruhe bem
ken, als der Pointeur mit einigen Rollen und P
pieren seine Ansprüche belegte. Er suchte Ausflüch
aber seine Sicherheit verschwand vor Acerbis star
Blicken und befehlenden Worten. Er zog mit zitte
der Hand die Karte, und die Bank war gespren

„Kenn' ich Sie wieder?" fragte Jemand d
Spieler.

„Er ist wahnsinnig," erwiederte dieser, „Verrückte haben immer Glück. Wer empfängt Ihre Kasse, Baron?"

Acerbi sah Kesseln im Winkel stehen: „Der junge Mensch da."

Kessel war so von der Allmacht des goldenen Sieges geblendet, daß er ohne Säumen die grüne Decke an den vier Zipfeln zusammengriff, und auf die Schultern lud.

„Es ist mir lieb," flüsterte der Marquis Acerbi'n scheidend zu, „daß Sie gewannen. Das Geld ist nicht verloren."

Zu Hause mußte die Wirthin zwölf Wachskerzen anzünden, denn es werde Alles hell werden, sagte Acerbi. Er erlaubte Kesseln von dem Gelde auf dem Tische so viel zu nehmen, als er Lust habe. Auch verhieß er ihm, er solle ihn als Secretair auf seinen Reisen begleiten. Kessel küßte Abschied nehmend seine Hand, als man ein Billet brachte.

„Was will der Mensch," rief Acerbi, zornig vom Sopha aufspringend! „Hält er mich für seines Gleichen? Setzen Sie sich nieder und schreiben."

Heftig umhergehend dictirte er Kesseln Folgendes:

„Nur Ihrem Unglück verzeihe ich Ihre Anmaßung. Ich habe nichts mit Ihnen zu theilen. Das „Glück entschied. Hätten Sie den Glücklichen um „eine Gabe angesprochen, ich hätte Sie Ihnen ge„währt; aber die Sonne wird bald zwischen uns

„leuchten, strahlen um meine Stirn, und Si
„werden geblendet in Staub sinken.“

„Couvertiren Sie,“ fuhr er fort. „Adresse
An den Bankhalter, genannt Marquis Fabiani. Si
geben es noch heut in seiner Wohnung ab.“

Die Kerzen, wie wohl längst ausgelöscht, brann-
ten noch fort vor Acerbis Augen. Mochte er das
Haupt noch so tief unter das Bett stecken, sie blen-
deten. Er lag wieder im Himmelbett in Arnheim.
Die schöne Esperance über ihm weinte, ihre Thrä-
nen tröpfelten auf seine Stirn. Sie klagte sogar,
und als er sich aufrichtete, hielt sie Fabianis Brief
in der Hand. Er schüttelte den Schlaf ab, machte
Feuer, und überlas das Billet noch einmal.

„Sie haben mich ruinirt, mein junger Freund.
„Mittel, die mir sonst zu Gebote standen, nach
„einer verlornen Schlacht wieder Truppen zu wer-
„ben, sind jetzt verloren. Aber ich kann Ihnen nicht
„zürnen. Im Gegentheil, ich sehe in Ihnen einen
„Mann, der mich ersetzt. Verschmähen Sie nicht
„ein Bündniß mit einem geplünderten Spieler;
„er besitzt noch so viel, daß er die Welt auf sein-
„Weise erobern könnte, hätte er die charte blanche
„Ihrer Jugend. Ihr Glück, Ihre Aussichten, ver-
„bunden mit meiner Erfahrung sind unwidersteh-
„lich. Morgen beehre ich mich, Ihnen persönlich
„meine näheren Anträge zu entwickeln. Doch leiher
„Sie mir gütigst von dem Gewonnenen tausend
„Gulden. Sie ehren mein Vertrauen, wenn ich

„Ihnen gestehe, daß ich ohne diese verloren bin.
„Mit aufrichtiger Zuneigung u. s. w.“

Eine unbegreifliche Angst faßte ihn. Er zählte tausend Gulden ab, und konnte dann etwas schlafen. Aber schon beim ersten Hahnenschrei warf er sich in die Kleider.

15.

Der Morgennebel dampfte über dem Orte. Oben zeigte sich ein zerrissener Himmel, ein naßkalter Wind strich über die todten stillen Alleen. Mit Mühe klopfte er den Wirth heraus. Der Marquis hatte sich seit gestern Nacht im Gartenhause verschlossen, dort werde er ihn vermuthlich noch finden. Die Miene des Mannes sagte deutlich, daß er nicht mehr viel auf den vornehmen Titel des Abentheurers gebe. Acerbi eilte über die bethauten Beete nach dem einsamen Häuschen.

Ein Hund winselte drinnen kläglich. Auf sein Klopfen antwortete Niemand, aber als er die Thüre aufdrückte, sah er Fabiani eingeschlafen auf einem Großvaterstuhl. Er lehnte sich seitwärts über, in einer sehr unbequemen Stellung. Die Perrücke war ihm ins Gesicht gerutscht.

„Marquis Fabiani!“ rief der Eingetretene. Der Schlummernde regte sich nicht.

„Tausend Gulden!“ Er klingelte mit dem Beutel und warf ihn wieder auf den Tisch. Ein Wein-

glas mit einem Theelöffel klirrte von der Erschütte- rung. Drinnen war ein sandiger Bodensatz, eine geöffnete Schachtel daneben enthielt eine Substanz, die er für Arsenik erkannte.

„So früh und doch zu spät!“ rief Acerbi, als er jetzt das krampfhaft um den Stuhlfuß geschlungene Bein bemerkte, und die Hände, die gegen den Bauch gepreßt waren, als Verräther des letzten Schmerzes. Der Hund, der niedergestreckt zu Füßen winselte, mußte schon lange die Hoffnung aufgegeben haben, seinen Herrn zu wecken. Als Acerbi dem Schlummernden die Perrücke abriß, sagte jedem Vernünftigen die Todtenblässe, der starre Blick, die verzerrten starren Lippen, daß es zu spät sey.

Und doch rüttelte ihn Acerbi, doch blickte er mit grimmigen Augen auf den Todten, als wolle er ihm noch ein letztes Geständniß erpressen. Ich bringe Dir ja die tausend Gulden! schienen seine Lippen immerwährend zu sprechen, indessen er in dem Gesichte, auf dem der Todeskampf die erlogene Jugend fürchterlich verlöscht, die Züge, wie sie einst gewesen, heraussuchte. „Ich kenne Dich — ich muß Dich kennen,“ murmelte er, bis sein Blick auf zwei Miniaturbilder fiel, die, in altmodischen Rahmen, den französischen Maler verriethen. Hätte er die Frau verkennen mögen, wenn sie auch noch nicht so ganz verwüstet aussah, als seine Mutter ihm vorschwebte. Aber der Mann, blickten seine Augen nicht eben wie die glänzende Gestalt, welche störend in den Fri

den seiner Hütte getreten? Waren das nicht dieselben höhnisch aufgeworfenen Lippen? Wie kam der Todte zu dem Bilde? Es war sein Eigenthum; die hohe geisterblasse Stirn, regungslos überhängend, war noch immer dieselbe mit der glänzend schönen, schwellend von verwegenen Entwürfen, auf dem Portrait. Selbst die verzerrten Lippen waren jene im Bilde, auf denen anmuthiger Hohn schwebte, dieselben, die einst seine Mutter gefragt: ob er dem Knaben Bonbons schenken dürfe?

Der Wahnsinn ist ein fürchterlicher Zauberer. Auf den Schlag seiner Ruthe erstehen die tollen Gebilde der Phantasie, auf ihren Schlag spalten sich Erdschichten, und das Auge blickt zurück auf Begebenheiten, die für das gesunde Auge längst verschüttet liegen durch den Sturm der Ereignisse. Solche momentane Klarheit überkam den Unglücklichen. Welche Gefühle darauf, darüber hat er weder sich noch andern jemals Rechenschaft ablegen können!

Als man im Hause wach geworden, hörte man aus dem Pavillon einen wilden Lärm. Eine Stimme tobte und schrie, und dazwischen klaffte ein Hund. Der Marquis lag todt auf dem Boden, und Acerbi schritt mit erhitztem Gesichte, zwei Pistolen in den Händen, auf und ab.

„Ich habe nur meinen Vater ermordet, und er will nicht wieder aufwachen,“ rief er beruhigend den Eintretenden entgegen, nnd warf die Mordinstrumente auf das Sopha.

„Es ist ein alter Mann, aber er ist schlau und weiß sich zu verstellen. Sie sind alle Zeugen, daß ich ihm die tausend Gulden gebracht — früher konnte ich nicht, das muß der Wirth beschwören, denn man machte mir nicht die Hausthür auf.“

Man richtete den Körper auf; ein Arzt, der herbeigeeilt, schüttelte den Kopf.

„Alles zu spät. Unseliger Mensch, was vermochte Sie dazu? Was hat er getrunken?“

„Arsenik, baaren kräftigen Arsenik! Sie sind ein Homöopath, Herr Medizinalrath, da läßt sich nur helfen durch Gegengift. Tröpfeln Sie ihm etwas Arsenik ins Ohr, wir Alle wollen uns indessen das Schnupftuch vor die Augen halten.“

Auch eine Gerichtsperson war mit Polizeibeamten angekommen. Acerbi übergab ihnen die Pistolen und ein Federmesser.

„Ich bin Ihr Gefangener.“

„Wer sind Sie mein Herr?“

Acerbi lehnte sich auf einen der Nahestehenden, und erwiederte nach einer Pause:

„Ich bin der Sohn des Königs von Dänemark. Es ist eine politische Intrigue, wenn man seinem Bruder vorwirft, er habe ihm Gift ins Ohr geträufelt. Auch ist seine Gattin ganz unschuldig. Wie kann das ein Weib thun, in deren Adern kein Blut rinnt, unter deren schönem Busen kein Herz schlägt. Frauen haben keine Leidenschaften. Sie sind ursprünglich nur Bildsäulen, die ein geschickter Mecha-

nismus zu verständigen Marionetten umschuf. Nur Söhne können ihre Väter ermorden, das ist billig, hergebracht, nicht blos in der alten Familie der Raben, nein in der ganzen Natur. Grüne Sproßen verdrängen die Dornen. — Edler Sheriff, da liegt mein Vater, mein Königreich, meine Krone, — mein Wappen — selbst hab ich alles zerbrochen — ein Haufen Mist, und jeder Strohhalm eine Reichskleinodie.“ Nach einer Weile setzte er hinzu: „O Sie glauben nicht, wie fürchterlich es war. So steil und lang war der Weg hinauf. Und als ich oben stand — mein ganzes Leben war ich gegangen — da verwandelte sich mein Vater, der mich geführt, in den bösen Geist — das rothe Feuer lachte durch den Harnisch des Dänenkönigs, und ich sah nicht den Abgrund, wo ich hinunterstürzte! Aber wir faßten uns beide zusammen, und nun gebt ihm ein ehrlich Begräbniß, ich erkaufe es mit meinen Hoffnungen, und mich führt ins Gefängniß.“

Er wurde dahin abgeführt, und von dort nach der Residenz. Kaum bedurfte es der Untersuchung, um auszumitteln, daß Acerbi nicht der Mörder des Marquis gewesen. Dagegen verwandelte sie sich in eine über den Gemüthszustand des angeblichen Vatermörders. Ein Dunkel blieb über den Zusammenhang doch in so fern schweben, als Fabiani alle auf seine Familienangelegenheiten bezüglichen Papiere verbrannt hatte, Acerbi aber, wiewohl er vor Gericht nichts von dem verschwieg, was er Evelinen über

seine Geburt mitgetheilt, jedesmal die Aussage damit schloß, daß er der Sohn des Königs von Dänemark sey. Was Acerbi nur vermuthen konnte, daß der angebliche Marquis sein Vater gewesen, lag fast ermittelt in den Akten. Aber man schien der Sache nicht weiter nachforschen zu wollen, wozu auch kein juristischer Grund vorhanden war, und eben so wünschte man, den Unglücklichen zu entfernen. Sein Zustand war kein solcher, der eine beständige Aufsicht erforderte: er hatte sich während der Untersuchung merklich gebessert, und als der Inquirent ihm im letzten Verhör einige Fragen darüber vorlegte, antwortete er lächelnd:

„Ich glaube, meine Herren, daß Ihre Besorgniß unbegründet ist. Für Sie, für die Stadt und die ganze Welt bin ich der Sohn des Spielers. Sie mögen mich auch Avantürier nennen und mir Pässe geben über die Gränze. Ich wäre nicht der einzige Enkel legitimer Ahnen, den man auf deutschen Schnellposten erfrieren läßt. Was ich fühle, kann für Gerichte und Polizei gleichgültig seyn, und wenn ich es selbst laut ausspreche, daß ich der Sohn des alten Hamlet bin, könnte das schaden? Glauben Sie, daß ich damit die phlegmatischen Deutschen zu einer Revolution für die Legitimität aufreize. Meine Lebensaufgabe ist, zu beweisen, daß man Ophelien verläumdet, als man sie zu raschen Blutes anklagte. Ihre Kälte allein hat Hamlet wahnsinnig gemacht, denn sie wollte nicht glauben, was ihm der Geist des Vaters vertraut.

Sie sehen, mein Wahnsinn ist unschuldiger Art, und können mich ruhig hinauslassen. Das Schlimmste ist, daß mich die Leute auslachen.“

Er wurde unter einem lächelnden Händedruck des Directors entlassen. Doch erklärte ihm dieser, man wünsche allerdings von höheren Seiten, daß er die Residenz vermeide, ohne daß dieser Wunsch als ein Verweisungsbefehl gelten solle.

16.

Er erfuhr den Grund nur zu bald. Die bevorste-hende Vermählung der reichen Gräfin Arnheim mit dem Günstling des Prinzen, dem Grafen ***, war ein Stadtgespräch. Man erzählte von dem romanhaften Entstehen dieses Seelenbündnisses auf einem Balle. Doch fügte die scandalöse Chronik hinzu, die Gräfin habe in dem mysteriösen Verehrer den Prinzen selbst zu lieben geglaubt. Jetzt mache man gute Miene zum bösen Spiel und die Comtesse gebe sich für sterblich ver-liebt aus. Acerbí fühlte den Teufel in der Brust, wenn er dabei lächeln konnte. Einige Stutzer saßen zu-sammen und bespöttelten laut Evelinens Charakter. Er trat an ihren Tisch und erklärte ihre Aeußerungen für „infame Lügen.“ — Niemand fragte nach seinem Namen, seiner Wohnung, die Stutzer wichen ihm aus, wo sie ihm begegneten; aber er hörte seitdem in den Kaffeehäusern und Promenaden flüstern: „der Spieler!“ „der Avanturier!“ Man verließ den

Tisch, an dem er sich niedersetzte. Wenn er sich umdrehte, sah er, wie man auf ihn mit Fingern wies.

Von der Schwelle eines Cassinos, dessen Mitglied er bei früherem Aufenthalte geworden, wies ihn der Oberkellner bedauernd zurück. Ein schwerer Händedruck löste ihm die Zunge über das Warum. Es geschehe, weil der Graf *** drinnen sey. Viele Köpfe am Fenster sahen dem Abziehenden nach. Ihr Lächeln, das er noch am andern Ende der Stadt zu hören glaubte, rieselte ihm durch die Glieder. Sie fuhr in glänzender Equipage an ihm vorüber und wandte den Kopf ab. Der alte Wahnsinn erwachte. „Sie sollen mich achten!“ und er siegelte zwei Briefe, einen an die Polizeibehörde, einen an den Grafen ***. In jenem schrieb er: „Binnen drei Tage können mich Ihre Arme nicht mehr erreichen,“ im letztern: „Sind Sie ein Mann von Ehre, bestimmen Sie Ort und Stunde. Es ist Verläumdung, wenn Sie sagen, daß Hamlet zauderte.“ —

Den letztern Brief erhielt er couvertirt zurück. Darunter hatte der Graf geschrieben: „Niemanden, dessen Ehre er gekränkt, versagt Graf *** Genugthuung; gegen Zumuthungen eines Wahnsinnigen kann er nur die Polizei anrufen.“

„Vor ein höheres Ehrengericht denn, Graf***!“ rief Acerbi zähnknirschend. „Wo keine Polizei dazwischen tritt. Wer mich nicht achten will, soll mich fürchten. Nur das rett' ich, was mir gebührt, und dann mit mir vor den ewigen Richter.“

Es gibt Entschlüsse im Zorn gefaßt, die in der Ueberlegung von Jahren aufwuchsen, die aber der Moment wieder niederreißt. Aus dieser Welt zu scheiden, die alle Verbindung mit ihm zurückgewiesen, war der festgewordene Vorsatz des Einsamen. Mit der logischen Schärfe des Wahnsinns hatte er den andern bei sich gerechtfertigt, den Störer seines Glücks mit sich hinüber zu nehmen. Zwei scharf geladene Pistolen in den Rocktaschen spatzierte er bei Einbruch der milden Winternacht die breite Hauptstraße entlang, wo die Palläste der Diplomaten und Großen hinter zwei Lindenreihen sich erhoben. Alle Kerzen in den Häusern schienen fortgenommen, um aus den Fenstern des einen Hauses zu strahlen. Auf der Rampe rauchten Feuerbecken und unaufhörlich rollten die Wagen hinauf und die glänzend bunten Gestalten schlüpften durch die brennende Lampenhalle. Jeder Kutschenschlag war ein Pistolenschuß in sein Herz.

Es war ein lindes Thauwetter, der Boden mit Glatteis belegt. Er setzte sich auf eine nasse Bank und starrte, den Baum umklammernd, hinauf nach den schimmernden Fenstern und musterte die Gruppen, welche sich in halber Einsamkeit in die Fensternischen zurückzogen. In gebrochenen Reden sprach er metalllos für sich:

„Buhlt nur, verliebte Lügner — jetzt lächelt sie Dir zu und im nächsten Cotillon einem Andern — Eiskalte Tugend. — Halte Dich ans Geschlecht der Mütter, die sind aus einer bessern Zeit —

das Blut pulsirte lustiger und man ließ ihm sein Recht — ein wenig Beten nachher wusch den Flecken ab. — Dieß Geschlecht reflectirt schon in der Wiege. Sie liebt Dich, wenn Du ein Prinz bist, aber kannst Du einen Ahnen weniger mit Documenten belegen, weint sie eine Thräne und drückt Dir die Hand und die Verhältnisse sind eine eiserne Mauer. Die Legitimität des Blutes hat aufgehört zu herrschen. Sie glauben nicht mehr diese weichherzigen Philosophinnen, und mein Vater war doch der älteste König der Christenheit?“

Zwei Betrunkene, angezogen vom Selbstgespräch, blieben stehen: „Heda, was ist denn da los, Freund?“

„Nichts von Bedeutung; meine Braut macht nur oben Hochzeit.“

„Und sie hat Dich nicht einmal eingeladen?“

„Das ist eben meine Kränkung.“

„Der arme Schelm!“ sagte der Eine.

„Laß ihn sitzen,“ sagte der Andere. „S'ist ein verrückter Candidat. Ich hab ihn 'mal predigen hören.“ Sie gingen still fort.

Aufgeweichter Schnee fiel von den Aesten. Er fing ihn auf in der Hand; der Schnee zerging und floß in Tropfen hinab.

„Er soll nicht sterben,“ rief er aufspringend, „das Leben ist ihm geschenkt. Setzt in die Welt ein kaltes vernünftiges Geschlecht, aber eine Mitgift von Blut sollt Ihr haben!“

Noch ging er dreimal die Straße auf und ab. „Es

ist ein Recht, es ist Pflicht, es ist Liebe," überredete er sich. „Ein weiches Colibriherz könnt' es sprengen, der Engländerin bräch es das Herz, die Italienerin würde wahnsinnig. Aber die Philosophin, wenn ich niedersinke, zerschmettert in ihren Schooß — vielleicht sprengt es die verzwerchten Pulsadern ihres Herzens, und sie wird aus einer Bildsäule ein Weib."

Er trat in einen nahen Conditorladen. Im Kabinet daneben wartete ein Diener mit einem blutrothen Domino. Ein Wagen rollte darauf vor und führte ihn in das Arnheimische Hotel, wo ein glänzender Maskenball die Vermählung der Tochter feierte. Unbemerkt, unerkannt mischte er sich unter die Masken. Bald hatte sein Auge die gefunden, die er suchte. Von fern — verfolgte er das strahlende Paar und der Beobachter lehnte sich jetzt mit dem einen Arm an den Marmorsims des Kamines, die andere Hand in der Tasche, den Finger am Drücker einer Percussionspistole, die nicht versagen konnte.

„Maske, warum in solcher Trauer?" fragte ihn Jemand.

„Die Engländer haben meines Vaters Hauptstadt verbrannt, mitten im Frieden, und die stolze Flotte versenkt und geraubt. Auf einem Wrak treiben wir nun umher in der See und die Meerjungfern hör' ich ein Todtenlied singen."

„Das ist ein häßlich Lied bei einer Hochzeit," schauerte die Maske zusammen und entfernte sich.

Die schöne Braut, den hohen Wuchs von Atlas

und Spitzen umhüllt, Myrthen und Orangen um das Haar, aus dem Perlen und Diamanten vorblinkten, streifte an ihm vorüber. Sie zitterte unwillkührlich bei der leisen Berührung der Arme.

„Ahnest Du den Verderber?“ murmelte er für sich. „Bald spritzt das Blut freilich auf den Taft und die Spitzen wäscht keine Pariserin rein.“

Das Brautpaar hatte sich aus dem Gewühl in ein äußerstes Kabinet zurückgezogen. Die silberne Mondlampe warf ein mattes Licht auf die dunkelgrünen Teppiche. Der Beglückte saß neben ihr auf der Ottomanne und hielt ihren schlanken Leib umfaßt. Sie barg ihr Gesicht an seiner Brust. Da trat Acerbi an den einzigen Eingang. Krampfhaft griff er nach beiden Pfosten, als gelte es einem Dritten den Eingang zu verwehren. Sie bemerkten ihn nicht und waren gefangen. Während der Wahnsinnige die hellere Fußdecke musterte, als suche er im Voraus die Flecke, wohin sein kochendes Hirn spritzen müsse, fragte der Bräutigam die Königin des Tages:

„Und woher die plötzliche Unruhe, theure Eveline?“

„Ich denke an den Unglücklichen, was er in dieser Stunde beginnt.“

„Thaten wir ihm denn ein Unrecht?“

„Gewiß nicht, aber wir hätten milder, schonender gegen ihn seyn mögen.“

„Noch mehr Rücksichten, theuerstes Wesen, gegen

[d]en Sohn des Spielers; gegen einen, den Du nicht [e]inmal geliebt?“ —

„Und doch Eduard, nein nicht Liebe, aber — ich [w]eiß es nicht zu sagen, — mein halbes Glück gäbe [i]ch, wenn es nicht so wäre.“

Acerbi hatte den Arm sinken lassen. Ein seelenvoller Blick, es war der erste, aus Evelinens feuchten Au[g]en, hatte ihn überwunden.

„Nicht hier,“ rief er ohne zu achten, wo er sich [b]efand, mit lauter Stimme, und die Pistole gleitete [i]n seine Tasche. Beide fuhren auf und erblickten [d]en unerwarteten Lauscher. Seine Stellung war noch [d]rohend. Eveline schrie, der Graf folgte ihm in das Getümmel.

„Wer bist Du?“

„Die Pest — hier.“

„Was suchst Du?“

„Den Tod!“

Eveline faßte den Bräutigam kräftig am Arm [u]nd zog ihn zurück. Der Fremde verschwand ins [n]ächste Zimmer.

„Ein Scherz, ein Scherz eines Freundes, theure Eveline,“ aber die Leichenblässe der schönen Braut [s]agte ihm, daß sie an den Scherz nicht glaube.

Der ungeladene Gast stürmte zur Verwunderung der Diener die Treppe hinunter und auf die Straße. Da warf er noch einen Blick hinauf und rief:

„Meinen Vater haben sie gemordet in der Fülle seiner Sünde, ohne Absolution ist er hingegangen,

aber ich werde sterben, und sie weint mir eine Thräne nach. Wenn die Linden wieder grünen und die Lerchen singen, bin ich vergessen, aber ihr Auge war doch feucht, als sie von meinem Tode hörte."

17.

Alle Vergnügungen des Hofes konnten das junge Ehepaar nicht an die Residenz fesseln. Eveline fühlte eine nie empfundene Sehnsucht nach der winterlichen Einsamkeit ihres väterlichen Schlosses; auch der kränkliche Vater meinte, Arnheims gewohnte Sumpfluft bekomme besser seinem Zustande. Uebrigens war er sichtlich seit den lezten Begebenheiten zusammengesunken und sehr stille geworden. Der junge Graf hatte keinen Willen, verschieden von dem seiner Gattin, und die Gräfin freute sich die Antrittspredigt des alten Blühdorn zu hören.

So standen schon am Tage nach der Hochzeit die bepackten Reisewagen vor dem Hotel, und man hatte die letzten trüben, aber milden Tage des Jahres in stiller Selbstzufriedenheit auf Arnheim verlebt. Der Graf war viel mit alten Papieren und Briefschaften beschäftigt, die er sich aus der Residenz kommen ließ, wobei er auch den alten Blühdorn mitunter zu Rathe zog. Uebrigens lebte dieser viel mit der Gräfin, so daß die Neuvermählten von der Gesellschaft nicht gestört wurden. Und dennoch hatte sich diese im weitern Sinne des Wortes vermehrt, denn Kessel war wieder

nach Arnheim und zwar mit dem Prediger zurückgekehrt, der sehr geneigt schien ihn statt des verlornen Sohnes zu adoptiren, indem der junge Mensch ein gelehriges Temperament zeige, und bei einer wahren Erziehung den Hochmuthsteufel gewiß aus dem Leibe jagen werde.

Die Gräfin saß bei einer weiblichen Arbeit in der tiefen Fensternische, als der Prediger sich zu ihr setzte. Der letzte Tagesschimmer des letzten Jahrestages drang in das dunkle Zimmer.

„Wie hab ich mich heut erbaut, lieber Prediger, an Ihrem kräftigen Vortrage!“

„Schuldigkeit, Frau Gräfin.“

„Ich bemerke schon die Veränderung auf den Gesichtern unserer Gemeine. Solch eine Kost ward ihnen lange nicht geboten.“

„Und mit Gott hoffe ich in den Paar Jahren, die er mir noch schenken wird, so manches Unkraut auszujäten. Aber in der eignen Familie muß man anfangen, das war immer mein Grundsatz. Sonst glauben sie's uns nicht. Da hab ich denn ein tüchtiges Erziehungsstück vor mir. Aber es wird gut gehen.“

„Der junge Kessel.“

„Soll nicht mehr so heißen. Blühdorn vom Augenblick an, wo er sein Unrecht wieder gut gemacht hat.“

„Wie denn, lieber Prediger?“

„Heirathen muß er das Mädchen, das ist conditio sine qua non.“

„Unser Kammermädchen! Sehn Sie mal, bester



Prediger. Eine recht hübsche Partie, und ganz moralisch.“

„Hübsch oder nicht hübsch, Frau Gräfin, er muß. Ordnung und Sitte, das ist das erste.“

„Jenny hatte zwar immer ein gefühlvolles Herz, aber so etwas legt sich mit den Jahren.“

„Hat mir alles beichten müssen, rothgeweinte Augen gab es, kenne jedes Fältchen im Herzen. Aber von dem Lotterleben muß sie fort und an den Feuerheerd, an den Besen. So lange ihr die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, und die Battistfetzen ihrer Herrschaft um den Leib lottern, wird nichts kluges daraus.“

„Ja, ja, lieber Prediger, wenn wir Sie früher gekannt hätten! Ich muß Ihnen gestehen, seit Sie hier sind, schäme ich mich jedesmal, wenn ich einen seidenen Rock anziehe. Nur in dem schlichten, weißen Hauskleide komme ich mir eigentlich vor, wie ich seyn sollte.“

„Sie sind eine deutsche Frau, und, wiewohl eine Gräfin, doch die aufgeklärteste, die ich gesehen habe.“

„Meinen Sie das wirklich so, lieber Herr Prediger,“ sagte die Gräfin, und blickte, die Nadel weglegend, freudig in die Höhe. „Ach ich komme mir oft so verderbt vor, und in welchen Vorurtheilen wir auferzogen sind! Ich habe nur einen Wunsch im Leben.“ —

„Reden Sie! Wenn er vernünftig ist, erhört ihn der Himmel.“

„Wenn ich einmal nach Amerika könnte! Jenes Land, wo alle Vorurtheile aufhören, wo wir Alle gleich sind, wo wir glauben dürfen, was wir wollen, wo jeder nur hinarbeitet auf das Nützliche. Ich darf es Ihnen gestehen, meine Träume führen mich oft dahin. Da lernt man erst, was der menschliche Geist ist, wie kühn er fliegen kann. Ich zimmre mir Dampfschiffe, ich baue Brücken und brenne die Wälder ab, ich grabe Kanäle, und Sie werden über die thörige Frau lächeln, wenn ich Ihnen den Traum der vergangenen Nacht erzähle. Da grub ich einen Kanal und durchstach den großen Niagarafall. Der Vortheil der Schifffahrt erschien mir wie ein Genius mit der Bürgerkrone. Es sind nur Träume; aber es gibt auch nur ein Amerika.“

Der Prediger war bewegt und drückte der Gräfin die Hand. „Ja, es gibt nur ein Amerika. Aber Geduld, Frau Gräfin!“

Ein eiliger Bote des Grafen rief ihn zu diesem ab, und er versicherte jenem gerührt, er habe einen seltenen Schatz zur Gattin. Auch den Grafen fand er gerührt, aber aus sehr verschiedenen Gründen.

Als die Gräfin dem Prediger folgte, überraschte es sie, die Familie im Bibliothekzimmer versammelt zu finden. Auf dem grünbehangenen Tische in der Mitte lagen viele Scripturen; der Jäger hielt ein Gemälde aus dem Ahnensaal gegen das

Licht. Aber am Tische saß in seinem Lehnstuhl, fast zusammengefallen, der Graf, die Hände vor sich gefaltet, und nur die Augen glühten wehmüthig. So blickte er unverwandt auf jenes Bild, welches zum Andenken an den Impostor aus der Familie entworfen worden. Der Prediger Blühdorn ging langsam auf und ab. Eveline weinte am Halse ihres Gatten.

„Mein Gott! welche Scene!“ rief die Eintretende erschreckt.

„Es ist gut, daß Sie kommen, liebe Emilie. Wir wollten Sie nicht vor der Entscheidung rufen. Die traurige Wahrheit ist jetzt ausgemittelt.“

„Daß wir alle Nachkommen eines Betrügers sind. Kann das alte Mährchen Sie so stören? Und wenn es wirklich der Fall, so wäre es besser, die vergessene Sache nicht aufzurühren.“

„Ob wir zu dem Namen berechtigt sind, den wir führen, darüber wird nie ein Richter sprechen, aber meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Die Gerichtsprotocolle, die Aussagen des würdigen Geistlichen, die Handschrift, die Aehnlichkeit, alles stimmt zusammen. Jene Pohlin, die beim Pastor Blühdorn mit ihrem Kinde ein Unterkommen suchte, war unsere von seinem mißrathenen Sohne verführte Cousine, die unglückliche Esperance. Der Marquis Fabiani war Niemand anders, als der

unselige Verführer selbst, und beider Sohn ist Acerbi."

Der Abend verging sehr still. Vergeblich suchte der Frohsinn der Gräfin den in sich versunkenen Grafen aufzuheitern. Seine geistvollen Augen starrten vor sich aus ihren tiefen Höhlungen, als suchten sie in der Dämmerung nach Etwas, das den Andern verborgen war. Dennoch wünschte er nicht, daß man sich vor dem neuen Jahre trenne.

„Wo wollen Sie hin, theurer Vater?" fragte Eveline.

Er flüsterte ihr zu: „Sie noch einmal sehen," und die Tochter faßte theilnehmend den Arm des Vaters und begleitete ihn hinaus. Erst auf dem langen Corridor fiel ihr ein, wohin sie den Vater begleite, und sie schauderte zusammen, als sie über die Schwelle des Zimmers trat, wo im vergangenen Jahr ihr Schicksal sich so ganz anders entscheiden wollte. Der matte Mond leuchtete herein, und Esperance grüßte den Grafen. Es blieb zweifelhaft, ob Vater oder Tochter bewegter waren.

„Meine Tochter versteht mich," sagte der Graf, indem er sie nach einer stummen Pause sanft ans Herz drückte, „wenn ich auch nicht spreche."

Sie antwortete durch einen Seufzer.

„Wir sind ihm alle," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „und sind ihm viel schuldig — ich

wenigstens fühle das — ich fühlte, ohne zu begreifen warum, vom ersten Eintritt ins Schloß an, mich zu ihm gezogen. Ich wäre vielleicht schwach gewesen, gegen die Bitten meines Kindes."

„O Vater, wir gehen auf einem glatten Boden! Die Gränze zwischen Lüge und Wahrheit ist so schwach bezeichnet. Selbst als es mir klar wurde, daß der Unglückliche zu jener hinüberschwankte, konnte ich ihm deshalb noch nicht zürnen. Wir betrügen uns stündlich selbst."

„Ich hoffe, mein Kind, daß Du Dich jetzt nicht betrogen hast."

„Nein gewiß nicht. Ich achte, ich verehre den festen, schönen, edlen Sinn meines Gemahls. Ich wüßte Niemand in der Welt, mit dem ich ruhiger, vertrauungsvoller durchs Leben gehen möchte."

Beide lagen im Fenster, wo Acerbi so oft die stürmische Brust der Nachtluft preisgeboten. Heut war sie unbeschreiblich mild. Kein Lüftchen rauschte durch die entblätterten Wipfel des Parks zu ihrer Linken. Ihre Augen folgten dem Spiel des Mondstrahls auf den Gräben und Bassins. Er dämmerte selbst zwischen den hohen Stämmen der Waldpartieen.

„Ich werde zusammennehmen, was Esperance als Erbtheil unter andern Verhältnissen erhalten hätte, und fürchte keinen Einspruch meiner Tochter, wenn ich nicht den strengen Rechenmeister spiele."

„Wäre es damit gethan. Alles, Alles, wenn es nicht zu spät ist.“

„Eveline, du zitterst, siehst du Geister?“

„Mir ist, als wenn dort unter den Bäumen—“

An der Stelle, wohin Eveline den Blick unverwandt gerichtet hatte, blitzte etwas auf, ein Pistolenschuß knallte darauf durch die Stille der Nacht. Es schlug vom Kirchthurm zwölf Uhr.

Es war, als hätte alle Schloßeinwohner die Bedeutung dieser unerwarteten Ruhestörung durchdrungen. „Es i st zu spät,“ schrie die junge Gräfin, der Graf konnte nicht antworten. In der nächsten Secunde begegnete sich Alles auf der Treppe. Es fiel Niemand ein, dem andern den Wunsch zum neuen Jahr zuzurufen. Stumm stürzte man neben einander fort und fand sich in den nächsten Minuten wieder am Anfange der Allee zusammen.

Unter einer hochstämmigen Linde lag ein Mann zurückgesunken auf die Rasenbank. Der Stahllauf einer Pistole blinkte aus dem Laube, wohin sie gerollt war. Ein Strahl des Mondes fiel durch die Aeste auf das bleiche Gesicht, in dem Niemand, der ihn einmal gesehen, Acerbi verkennen mochte.

„Mein Gott, er blutet nicht,“ rief Eveline zuerst.

„Er bewegt sich noch,“ sagte die Gräfin, und entdeckte doch sogleich mit schärferem Blicke den Blutstrom, welcher seitwärts hinabrieselte.

Acerbi lebte noch, er konnte sogar den Kopf, wie begrüßend, etwas aufrichten, und ein Lächeln schwebte über die Lippen, als er sprach: „Die Kugel ging nicht durch den Kopf. Nein — ans Herz — ans Herz — die Leute, die den Kopf zersprengen, fürchten, daß man ihnen im Tode ins Angesicht blickt.“

„Unglücklicher Vetter,“ rief Eveline, neben ihm knieend, und zählte die Pulsschläge seiner Hand. „Warum mußtest Du uns das thun?“

„Ich habe mich nicht erschossen — ich hielt sie nur an die Brust und spielte mit dem Finger — da trat mein geharnischter Vater aus — dem Busch beim ersten Glockenschlag — seine stählene Hand griff zu — ich habe mich nicht erschossen.“

Aus der Kraft zu sprechen schloß man, daß die Wunde nicht tödtlich sey. Aber als der Prediger sie beim Schein der Windlichter untersuchte, schüttelte er den Kopf. Acerbi verstand ihn.

„Mein Vater schreitet über den Kirchhof und ruft mich. Ich muß für ihn sprechen und Ihr seht alle freundlich aus.“

Der Graf, tiefer als der Alte ergriffen, suchte den Verwundeten aufzurichten. „Warum hast Du nie zu mir gesprochen? Ich wäre Dein Vater gewesen. Grüße deine Mutter —“

„Meine Mutter! Habt Ihr sie gekannt?“ rief der Verwundete.

„Esperance! Sie wird für Dich sprechen.“

„Also daher das Blut?“ Ein Lichtstrahl fiel in seinen Todeskampf.

„Böser Vetter,“ sagte Eveline, seine Hand an ihre Brust drückend. „Es hätte Alles noch so gut hier werden können.“

Er machte jetzt eine Bewegung, als wolle er selbst aufstehn. „Zu ihr, zu ihr!“ hörte man ihn undeutlich flüstern. Er ward auf einer Matratze hinauf und in das Bette getragen, wo Esperance auf den Leidenden herabblickte.

„Ja, es ist meine Mutter!“ rief er, der Kopf sank zurück, und er lächelte ruhiger, als man ihn je im Leben gesehen.

Die Gräfin zog den alten Blühdorn mit sich fort: „Für uns, lieber Prediger, paßt es nicht, hier zu bleiben,“ flüsterte sie ihm zu. „Den erziehen Sie nicht mehr.“ Sie winkte dem Grafen und Evelinen, die an seinem Bette saßen. Evelinens Gatte, der es vermieden hatte, sich dem Verwundeten zu zeigen, schlich sich leise mit ihnen hinaus.

Als der erste Hahn krähte, traten Grafen Arnheim und Eveline leise in den Versammlungssaal. Der junge Graf faßte ihre Hand, und fragte, wie es stände?

„Alles ist versöhnt,“ sagte sie mit einem Blick, dessen reine Heiterkeit die Thräne nicht stören konnte. „Er war kein Selbstmörder.“

„Er ging zu seiner Mutter,“ setzte der Vater

hinzu. „Die bunte Lüge wich vom Sterbenden. Er phantasirte vom grünen Thal, wo er geboren worden und hörte die Lerchen in die blaue Luft wirbeln. Ich sah Niemanden nach solchen Kämpfen so friedlich hinübergehen. Es schien, als wolle er uns Alle segnen.“

Es war ein stilles Neujahrfest auf Arnheim.

Gedichte

von

Jos. Christ. Baron Zedlitz.

I. Schwere Wahl.

Die Frauen hab' ich aufgegeben,
S'ist ein betrügliches Geschlecht;
Zwar läßt sich's süß mit ihnen leben,
Doch lieben muß man keine recht.

Und seit ich's so mit ihnen halte,
Sind sie mir mehr als je geneigt,
Ich weiß gewiß, wär' ich der alte,
Sie hätten bald sich hart gezeigt.

Zwar freilich, wenn ich Eine fände,
Wie sie mein Herz im Traume sieht,
Wenn sie mir so vor Augen stände,
Wie sie dem Geist vorüber zieht;

Ein Herz zu fühlen, was im Herzen
Des unruhvollsten Busens glüht;
Ein Herz, das, selbst vertraut mit Schmerzen,
Weich rühret an ein wund Gemüth;

Ein Geist, der lichte Funken sprühet,
Wenn ihn das Herrliche erregt,
Und der, wo meine Seele glühet,
Im gleichen Fluge sich bewegt;

Und eine Hand, die hold mir schmeichelt,
Wenn mich ein wilder Strom ergreift;
Die lind an meiner Seele streichelt,
Wenn sie oft noch am Abgrund schweift;

Die mich erkennt mit allen Fehlen,
Und doch mein wahrstes Wesen ehrt,
Der nichts ich hätte zu verhehlen,
Und der ich selbst mit Fehlern werth:

Sie könnte Vieles schön entfalten,
Was dämmernd sich im Busen wiegt,
Und Manches wieder neu gestalten,
Was mir nur fern wie Träume liegt!

Die Strenge macht mich wieder streiten
Und selbst für gute Absicht blind,
Doch leicht kann mich die Liebe leiten,
Und sanft berührt, bin ich ein Kind.

Könnt' ich ein solches Wesen finden,
Sie wär mir wie mein Auge werth,
Sie sollt' in jedem Hauch empfinden,
Wie sie mein tiefstes Wesen ehrt!

In jedem Pulse sollt's ihr schlagen,
Wie ganz sie meine Seele liebt,
Und Wonnethränen sollten's sagen! —
Ob's eine solche Frau wohl gibt?

II. Die Dorfkirche.

In einem Dorf am frühen Morgen
Fand ich ein Kirchlein offen stehn,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz hinein zu gehn.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erntezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen,
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da naht ein Weib sich dem Altare,
Den holden Säugling an der Brust;
Geröthet von den Doppelgluten
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brod des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Es kaum berührt mit ihren Lippen,
Sie mit verklärtem Blicke stand!

Und drückte schnell in hoher Wonne
An ihre Brust den Säugling zart,
Reicht' ihm ein Theil der Himmelsspeise,
Die sie ihm liebend aufbewahrt! —

O süße Macht der Mutterliebe,
Du Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt, den Leib des Herren
Selbst nicht allein für sich behält! —

Zieh' junge Frau mit frommem Troste
Und reicher Segen sey dein Theil;
Wie du geglaubt, so sey erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil! —

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dacht' an ein entferntes Grab;
Dort auch ruht, längst bedeckt vom Rasen,
Die treuste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut! —

III. Frühlingslied.

Ich stand, ein dürrer Baum,
Vom Winterfrost entlaubet,
Im eingehegten Raum,
All meines Schmucks beraubet;
Da hat mit lindem Kusse
Mich Liebeslenz berührt,
Und mit dem süßen Gruße
Mir Leben zugeführt!
Und alle Knospen, seht!
Sie sind nun aufgeweht,

Und, überdeckt mit Blüthen,
Steh ich in Maienpracht,
Vom Lichte angelacht,
Und möcht' mit allen Zweigen
Mich hin zur Liebsten neigen!

Die steht, ein andrer Baum,
Entfernt im Gartenraum;
Am Tage ist sie still,
Doch thaut die Nacht, im Düstern,
Hör' ich sie leise flüstern,
Und frage, was sie will?

Da, durch die kühle Ruh',
Haucht sie mir lispelnd zu:
„Fühlst du, wie ich, ein Sehnen,
„Fühlst du der Trennung Harm?
„Fühlst du, wie ich, ein Drängen
„Am Herzen Herz zu hängen,
„Und Arm verstrickt in Arm? —“
Und wie wir kosen, klagen,
Und Eins dem Andern sagen,
Wie wir, so nah uns gern,
Doch immerdar so fern:
Da hebt sich sanft und lind
Ein Lüftchen, und wir lauschen
Entzückt dem süßen Rauschen!
Und Lüftchen eilt geschwind,
Auf seinen Schwingen bringt
Den Staub' es meiner Blumen,
Zu Liebchens Heiligthumen,
Und süßer Schauer dringt
Vom Stamm nach allen Zweigen!

„Mein bist du!“ rauscht es nieder,
„Und ewig ich dein eigen!“

So tönt es hin und wieder;
Und Thrän' auf Thräne hell,
Die wir entzücket weinen,
Wir sehen sie versteinen
Zu duft'gem Harze schnell! —
Die Sterne aber sehen
In wonnesel'ger Nacht
Die zarteste der Ehen
Geheimnißreich vollbracht! —

IV. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil und Zapfenstreich!

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton,
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand!

*

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unterm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

*

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen —
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis.
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis;

Das Wort geht in der Runde
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich“ heißt die Parole,
Die Losung „St. Helena! —“ —

Dieß ist die große Parade
Im elißeischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Der Rezensent.

Novelle

von

A. v. Tromlitz.

In dem lachenden Thale, welches die Saale in der Gegend von Naumburg bildet, liegt ein einsames Landhaus, das mit seinem rothen Ziegeldache freundlich durch die es umgebenden schattigen Akazien blickt. Wie eine anspruchlose Jungfrau in ihrem weißen, schmucklosen Hauskleide, tritt es unfern des Flußufers dem Auge des Wanderers entgegen, und ladet ihn ein, in seinen stillen Mauern von den Mühen des Tages auszuruhen. Ein sorgfältig geordnetes Blumengärtchen, das sich nach der Landstraße hinabzieht, umgibt den geräumigen, mit gelbem Flußsande bestreuten Hof, in welchem mancherlei Federvieh in friedlicher Eintracht neben einandergeht; von dem stolzen Pfau bis zur girrenden Taube findet der Fremde, welcher hier eintritt, jede Gattung dieser traulichen Hausthiere, und das Stillleben, welches sich über die kleine Villa verbreitet, zeigt ihm, daß der Hausherr sich hier ein ruhiges und freundliches Asyl bereitet habe.

Wer eben jetzt eingetreten wäre, hätte ihn an diesem heitern Frühlingsmorgen, sein Pfeifchen rauchend,

unter dem sich über die Hausthüre wölbenden Jasmindache, die frische Morgenluft und den Duft der Apfelblüthe einathmend gefunden. Neben ihm hätte er seine Schwester gesehen, eine Jungfrau, die immer noch mit kühnem Muthe gegen Zeit und Schicksal ankämpfend, im Spätherbste ihres täuschungsreichen Lebens, sich in Phantasie und Wirklichkeit, wenn auch immer vergebens, Rosenkränze zu winden versuchte; sie las emsig in einem Buche, zuweilen jedoch nach einer jugendlichen Gestalt blickend, die vor dem Laubdache, den großen Strohhut auf dem Lockenkopfe, saß, und eine weiße Pfauentaube auf ihrem Schooße hielt, welche aus ihrer Hand die dargereichten Körner pickend, mit Wohlgefallen zu dulden schien, daß die weiße kleine Hand der Jungfrau sie liebkosend streichle. — Wer diese Nymphengestalt in ihrem einfachen weißen Gewande sitzen sah, wer unter dem sich tief herabsenkenden Hute die zarten Umrisse des Kinnes, den lieblichen Mund erblickt hätte, dem mußte der Wunsch entsteigen, das ganze Himmelsantlitz des Mädchens zu schauen, das mit ihrem Täubchen auf dem Schooße, ein Bild zarter Jungfräulichkeit, ruhig und sinnend vor ihm saß.

Und war ihm dieser Wunsch gewährt, hob das Mädchen den gesenkten Lockenkopf, sah er die schönen sanften Züge dieses frommen Gesichtes, sah er die goldnen Locken über die heitre Stirn herabrollen, blickte er nach dem Himmelsstrahl, der aus ihrem Auge leuchten mußte, da sie jetzt das gesenkte Augenlied

hob und von ihrer Taube auffah, so schloß die Wehmuth den Quell der Thränen in ihm auf. — Der Himmel des Mädchens war getrübt, kein Strahl des Lebens leuchtete ihm aus Cölestinens Auge entgegen, die Sterne waren erloschen, Nacht umgab sie — das Mädchen war blind! —

Warum deckt die Nacht mit ihrem düstern Mantel die Erde, und zieht die Strahlen der scheidenden Sonne durch die Dämmerung in das feuchte Wellenbett hernieder, daß sie dort verglühen und verlöschen? Warum birgt der Himmel die bleichen Lichter der Nacht und den Mond mit seinen Silberstrahlen, wenn der einsame Wanderer auf irrer Wallfahrt sehnsuchtsvoll und hoffend nach ihm blickt? — Warum umflorte das Schicksal den Strahl dieses frommen Auges, und nahm dem holden Antlitze den Götterfunken, aus welchem die Seele strömt? — Die schattenden Wolken treibt der Sturm über den nächtlichen Himmel dahin, und Sternenschein und Mondenschimmer breiten wieder ihr magisches Licht über die Erde, die Sonne erwacht, und bricht mit neuem rosigen Strahle durch die Dämmerung hervor, die Welt zu neuem Leben zu wecken. — Nur das Licht des Auges, einmal von Nacht umgeben, leuchtet nicht mehr, einmal erloschen, dringt sein Strahl nicht wieder durch den Schleier, nur aus Grabesnacht bricht er wieder hervor; Cölestinens Morgenroth leuchtete ihr nur jenseits entgegen! — Ach, was das Schicksal dem Menschen nimmt, gibt es ihm im Kreislaufe seiner

kurzen Tage nur selten wieder — ihr ist das Auge für das ganze Leben geschlossen, kein Morgenroth weckt es.

„Vater," sagte die Blinde, da ihr die Taube fortgeflattert war, „der Bote bleibt heute lange, und Du mußt dein Pfeifchen rauchen, ohne die Zeitungen und Journale lesen zu können; auch ist es schon lange, daß wir keine Briefe aus Kurland erhalten haben, ich bin fast für die Eltern besorgt."

„Laß doch das ewige Sorgen um die Entfernten," unterbrach sie die sechzigjährige Jungfrau; „hast Du doch hier Vater und Mutter, die Dich erzogen und gebildet haben, jene gaben Dir nur das Leben."

Bei diesen Worten streckte Cölestine die Hand nach der Stelle, wo sie wußte, daß ihr Pflegevater saß, der die Blinde wohl verstand, und ihre Hand erfassend an sein Herz drückte. „Ich verstehe Dich, Cölestine — laß es gut seyn, liebe Tochter," sagte er sie streichelnd, da er des Mädchens trübes Auge sich feuchten sah. — „Was ich Dir nahm, kann ich Dir nicht ersetzen, nicht das Vaterherz, und wenn das meine auch noch so warm für Dich schlägt — nicht die Mutterbrust." —

„Wer Bildung gibt, gibt mehr als Leben," unterbrach ihn die Schwester mit Heftigkeit.

„Christine," erwiederte der Hausherr gleichfalls aufgeregt. „Von den heiligen Mysterien der Natur, von der Mutterliebe bliebst Du fern. — Uns Beiden versagte das Schicksal des Lebens höchste Wonne;

wir stehen am Ende unserer Laufbahn allein, ich freiwillig ehe- und kinderlos — Du! — doch Cölestinens Händedruck erinnert mich meinen Unmuth nicht in Worte, die Dich verwunden könnten, auszusprechen, und dort sehe ich den Boten den Fußsteg heraufkommen, der uns heute Neuigkeiten in Fülle, und vielleicht auch einen Brief aus der Ferne bringen wird."

Die Schwester, im ganzen Hause die Tante genannt, schien auch über die Erwartung, was der Naumburger Bote mitbrächte, des Bruders Rede vergessen zu haben, ging dem Keuchenden rasch entgegen, nahm ihm mit unweiblicher Heftigkeit die Pakete ab, durchflog mit raschem Blicke die verschiedenen Aufschriften, und gab dann dem Bruder einige Briefe, die an ihn gerichtet waren, nebst den Zeitungen; die Journale behielt sie für sich.

„Kein Brief aus Kurland?" fragte Cölestine.

„Keiner, liebes Kind," erwiederte der Alte, einige flüchtig durchgelesene Briefe auf den Tisch werfend. „Gedulde Dich. — Aber hier," sagte er jetzt, einen der Briefe genau betrachtend, dessen Aufschrift ihm fremd zu seyn schien, „von wem mag dieser seyn? Aus Frankfurt — habe ich doch dort keinen Korrespondenten."

„Oeffne ihn nur Väterchen, dann wirst Du es gleich wissen," sagte Cölestine. „Du machst mich fast neugierig." „Du hast wohl Recht," erwiederte dieser; „der Mensch ist so thöricht, daß er, statt das Siegel



zu öffnen, nachsinnt und grübelt, er möchte gern seiner Forschungsgabe es verdanken, nicht seinen Augen.“ Er brach bei diesen Worten den Brief auf, während die Tante in den Journalen blätterte, Cölestinens geschlossenes Auge sich nach dem Vater wandte, und sie neugierig lauschte, ob er ihr nichts mittheilen würde.

Hätte sie des Alten Antlitz sehen können, sie würde auf seine Mittheilung noch gespannter gewesen seyn, denn sein ganzes Gesicht war bewegt, als er den Brief las, und als er ihn vor sich hinlegte, schaute sein Auge freudig und doch wehmuthsvoll über das Thal hinüber, wo es schien als wolle er sich von dort, aus der Erinnerung, die süßen Bilder zurückführen, welche so lieblich ihre freundlichen Farben auf seinem Antlitze spiegelten.

„Nun Väterchen,“ unterbrach Cölestine die Stille, denn die Tante las noch immer emsig in den Journalen, und kümmerte sich um dieß Alles nicht, „sagst Du mir nicht, von wem der Brief ist, theilst Du mir nichts von seinem Inhalt mit? Du weist Neugierde ist mein Fehler, ich möchte so gern recht vieles hören, da ich nichts zu sehen vermag.“

„Gutes Kind,“ sagte der Vater, fast unmuthig, aus seinen Träumen geweckt zu seyn; „da ist ein Bote aus meiner Jugendzeit zu mir gekommen, der bringt mir Freundes Gruß, und die Erinnerungen an schön durchlebte, wenn auch nur kurze Tage. Ach Cölestine! die Töne, die mir manchmal aus jener entschwundenen

Zeit herüberhallen, sind nur selten eine frohe Begebenheit begrüßende Glockentöne, öfters nur Grabgeläute meiner sparsamen Jugendfreuden, sie erinnern mich, daß ich meines Lebens Ziel verfehlt habe."

„Väterchen, berühre diese Saite nicht," bat Cölestine, „sie tönt traurig; auch in mir hallt sie wehmuthsvoll wieder. — Hast Du nicht eine Tochter, zwar blind, aber ihr inneres Auge blickt voll Dankbarkeit und Liebe nach Dir, schlagen Dir aus der Ferne nicht Herzen voll Liebe entgegen?" — Der Alte seufzte tief. — „Lies mir lieber den Brief vor," fuhr das Mädchen fort, „ich theile ja so gern deinen Trübsinn, laß mich auch Theil an deiner Freude nehmen." — Der Alte ergriff den Brief und las:

„Die Nachricht, welche mir so eben ein Freund gibt, daß der Schriftstellername Wanfried Ihnen gehört, und daß also mein und der Meinigen Lieblingsdichter wahrscheinlich derselbe ist, dem ich vor beinahe zweiunddreißig Jahren zwar nur wenige, aber so köstliche Stunden verdankte, daß deren Erinnerung zu dem Liebsten gehört, was mir aus jener Zeit übrig geblieben ist, veranlaßt mich zu diesem Schreiben. Irre ich mich, so cassiren Sie es, bin ich aber recht berichtet, so erhalte ich vielleicht eine Antwort.

„Ich studirte im Jahre 1793 in Göttingen, und hatte Zutritt im Hause des Kaufmanns Weller, wo ich größtentheils meine Abende zubrachte. Eines Abends traf ich dort einen Studenten aus Leipzig,

einen Kurländer, mit Namen Brückner, der früher in Göttingen studirt, und vor seiner Abreise in das Vaterland die Familie Weller, die auch ihn während seines früheren hiesigen Aufenthaltes freundlich aufgenommen hatte, besuchte. Seine gewinnende Gestalt machte mich auf ihn aufmerksam, sein feuriger Geist, die Poesie, die aus allen seinen Reden hervorblitzte, zogen mich an ihn. Als wir eines Abends aufbrachen, begleitete er mich in meine Wohnung. Ein junger lebendiger Dichter, ohne zu lieben, ist ein Widerspruch. Bald kam die Rede auf eine gewisse Cölestine, die damals in des Dichters Herzen herrschte; das Feuer des Gastes entzündete auch den Wirth. Jener entwarf auf der Stelle ein Gedicht von vier Strophen an seine Herzenskönigin, und ich gab demselben gleichfalls sofor[t] eine Melodie. Das Gedicht war glühend, besonder[s] die beiden letzten Strophen, es entbehrte der Feil[e] wohl, aber der Götterfunken erfüllte es; meine Melodie verlängerte noch weniger das Impromptu[,] sie schloß in der Dominante statt in der Tonic[a,] ohne daß ich es damals merkte. — Darauf tren[n]ten wir uns, und nie habe ich wieder etwas vo[n] ihm erfahren.

„Das ist die ganze Geschichte, die mein altes Blu[t,] da ich dieses niederschreibe, noch so in Wallun[g] bringt wie damals, wo die Rose meines Leben[s] noch nicht zur Hagebutte zusammen geschrumpft wa[r.] Sind Sie nun dieser Brückner, oder bist Du e[s]

denn wir wurden ja damals auch Brüder, so sey mir nach zweiunddreißig Jahren herzlich willkommen. Geistig bist Du mir oft als Wanfried nahe gewesen, aber ich ahnete es ja nicht, daß es nur eine Erneuerung früherer Herzensneigung war. So mag es den Leuten, die schon das Diesseit überstanden haben jenseits zuweilen gehen, aber ob es dort nur bei dem „„Zueinanderhingezogenseyn““ bleiben, oder ob auch ein „„Wiedererkennen““ in aller Form möglich seyn wird, that is the question! Ich zweifle. —

„Doch wo gerathe ich hin! — Bist Du also derjenige? besinnst Du dich alsdann noch Deines Gedichtes? — Jene beiden Strophen habe ich sorgsam mir im Kopfe, oder vielmehr im Herzen erhalten; hier sind sie:

„Wollte selbst Mutter Natur noch einmal Dich Herrliche bilden,
O es entsänk' der Griffel der mächtigen Hand!
Einmal, nur einmal erreicht selbst die alles erschaffende Mutter
Ihrer höchsten Begeisterung himmlisches Ziel.

Aber im klopfenden Herzen des ewig treu dir Geliebten,
Steht es Dein Bild, mit unsterblichen Zügen gemalt,
Steht es — Geliebte, wenn einst der Engel des Todes mir winket,
Trag' ich's hinüber zur Sphäre, aus der es entsprang.“

„Auch meine Weise kann ich noch, obgleich ich sie nie in Noten aufgeschrieben habe, es bedurfte

dessen nicht. Willst Du sie aber haben, so will ich sie getreu, ohne alle Verbesserung aufsetzen. In der Form bin ich seitdem in der Musik weiter gekommen, aber das kalte Leben hat die Flamme der Töne erlöscht, das Herz ist noch nicht Asche, aber die Stürme haben es mit Asche ausgebrannter Freuden bedeckt, seine Glut kann darunter nicht mehr auflodern. Ein Lied wie an Emma, das nachher als das Lieblingslied von dem Munde manches deutschen Mädchens tönte, habe ich seitdem nicht mehr zu komponiren vermocht. Welchem Liede ich noch con amore Töne geben möchte, das wäre das alte Mönchslied:

Cedendum est!
parendum est
claudente sitae scena!
Est jacta sors
me vocat mors,
vel praemium, vel poena!
Valete res,
avete spes,
sic finit cantilena!

Aber auch dieß will nicht so klingen wie es soll.

„Wie wäre es indessen wenn Du Glücklicher, dem noch die Muse winkt, falls Du den Versen nicht ganz den Abschied gegeben hast, mir Etwas aus Deinem Liedervorrathe sendetest, vielleicht entzündete sich da wieder der Funken.

„Von den Domesticis heute nichts, als daß Emma im Grabe schlummert, und mit ihr mein Glück und

meine Hoffnung. Erhalte ich eine freundliche Antwort? — Aber bald, denn mir ist als sollte ich bald die Auflösung jener Quästion an Ort und Stelle erfahren.

Werner.“

Der Alte hatte den Brief schweigend wieder zusammengelegt, und vor seinem Antlitze schien die Erinnerung ein heiteres Bild aufzurollen, als die Blinde leise und fast schüchtern fragte: „War jene Cölestine—“

„Es war Deine Mutter,“ fiel der Alte ihr in Rede.

„Und warum,“ fragte das Mädchen, doch stockte sie plötzlich und wurde durch einen heftigen Ausruf der Tante aufgeschreckt, die eben das Blatt, worin sie gelesen, auf den Tisch warf. „Nein, es ist abscheulich!“ rief diese, „es ist unerhört!“

„Was ist Dir, Tantchen?“ fragte das Mädchen, ängstlich die Arme nach ihr streckend, „mein Gott, was ist Dir begegnet?“

„Wahrscheinlich bist Du wieder auf eine Rezension gestoßen,“ sagte der Alte, und so ernst er auch gestimmt war, konnte er sich kaum eines Lächelns enthalten, als Tante Christianchen mit gewohnter Heftigkeit das Blatt wieder ergriff, und mit ihren großen rollenden Augen es durchflog. — „Ich habe Dich so oft gewarnt, den gefährlichen Weg der Schriftstellerei nicht zu betreten, es ist eine Klippe, an der die meisten Frauen scheitern müssen; Du störst Dir damit die ruhigen Stunden eines thätigen Lebens, trittst aus dem Kreislaufe Deiner Jahre hinaus, drängst Dich

in die Jahre der Jugend zurück, und fühlst so das Verlassenseyn am Ziele Deines Lebens doppelt; überdies gibst Du Dich in die Hände der Rezensenten, einer Raçe Menschen —“

„Vater!“ bat Cölestine.

„Recht so, mein gutes Kind, erinn're mich nur immer wenn ich die rauhe Saite meines Innern greife,“ lenkte der Alte ein, sich zu seiner Schwester freundlich wendend, die durch seine Worte nur noch aufgeregter geworden, ihm jetzt das Blatt zuwarf. „Lies nur selbst, Du herzloser Mensch, und wenn eine Deiner Schriften so hämisch beurtheilt wäre —“

„Würde ich lachen,“ fiel ihr der Bruder in die Rede. „Wer sich der Oeffentlichkeit hingibt, dem muß, wenn auch nicht das Urtheil, wohl aber die Art des Urtheiles ziemlich gleichgültig seyn. Nun, laß doch hören.“ — Die Tante entfernte sich; er las: „Agnes, Roman von Christiane Wohlgemuth.“

„Arme Tante!“ unterbrach ihn Cölestine. „Haben sie Dein Lieblingskind arg mitgenommen, dann dauerst Du mich wirklich.“ Er las weiter:

„Frauen, am wenigsten Jungfrauen, sollten sich die Mühe geben, den Menschen mit seinem Thun und Treiben schildern zu wollen, denn sie kennen ihn nicht. Statt aus der großen Welt ihre Charaktere und Begebenheiten zu nehmen, schöpfen sie aus ihrem eigenen Herzen, und aus diesem engen Borne ziehen sie nur die Bilder hervor, welche sie dort in einer Reihe täuschungsvoller Jahre beherbergten;

mit einem Worte, in ihren Romanen spielen sie die gehabten oder gehofften Begebenheiten ihres Lebens noch einmal, und der kleine Kreis, in dem sie lebten, ist das beschränkte Reich ihrer Phantasieen. Ihr Mühen ist vergebliche Mühe; gelingt es ihnen auch zuweilen, und das doch nur Auserwählten, das weibliche Herz wahr zu schildern, so müssen sie selbst hier den Schleier von den Mysterien zarter Weiblichkeit hinwegziehen, und zur Verrätherin an ihrem eigenen Geschlechte werden. Den Mann aber zu schildern versteht keine, und wehe der, welche so tief in das wilde Treiben des Mannes eingedrungen wäre, um es lebendig und wahr darstellen zu können. Darum sollten doch die ehrwürdigen Jungfrauen, denn dieß sind doch unsere Schriftstellerinnen meist alle, nicht ihre getäuschten Erwartungen, nicht ihre verfehlten Wünsche, nicht ihre ungestillte Sehnsucht uns in Romanen noch einmal vorlegen, und verlangen, daß wir in dem öden Garten ihrer Rosenzeit mit ihnen lustwandeln sollen. Sie sollten lieber wirksam und thätig den Beruf erfüllen, zu dem die Natur sie bestimmte, als einen fremden sich eigen machen zu wollen, der so ganz außer ihrer Sphäre liegt.“

„Das ist doch bitter gesagt, Vater,“ unterbrach ihn Cölestine.

„Bitter, aber wahr,“ meinte der Alte, und fuhr zu lesen fort:

„Vorliegender Roman kann als Beweis des



eben Gesagten dienen. Alle Personen aus den früheren Erzählungen der Verfasserin, finden wir in Agnes, nur unter fremden Namen wieder; immer sind es die nämlichen Marionetten, ist es das nämliche Theater, und sie selbst, die Verfasserin, greift als eine Heroine der Tugend überall wirkend ein. Ein Paar jugendliche weibliche Wesen, von ihrer Hand zu übermenschlicher Vollkommenheit ausgebildet, sentimentale Herrchen, von der Phantasie aus der Polterkammer ihres eigenen Herzens herbeigeholt, sind stets die figurirenden Hauptpersonen, überall findet man sie. Setzt man nun noch einige andere Stereotypen hinzu, läßt diese in den Kreisen des gewöhnlichen Lebens leiden, lieben und im Glanze der Tugend einhergehen, leimt man dieß Alles in schlechter, inkorrekter Sprache zusammen, so hat man einen Roman der Christiane Wohlgemuth, die, wenn sie auch ihre Erfahrungen theuer bezahlen mußte, uns doch nicht zumuthen sollte, unser Geld für so etwas zu verschleudern. Der Verfasserin, im Falle sie noch jung ist, woran ich jedoch zweifle, rathe ich lieber Romane zu spielen als zu schreiben; im Falle sie aber alt ist, ihre gemachten traurigen Erfahrungen beherzigend, lieber zu schweigen."

„Vater!" bat Cölestine, „klingle, daß Anna kommt und mich zur Tante führt, damit ich sie tröste; sie muß durch diese hämische Rezension tief gekränkt seyn."

Der Vater schellte, die alte Wärterin kam, und geleitete Cölestine zur Tante. Der Alte blieb allein zurück. „Wohl hat Cölestine Recht, diese Kritik hämisch zu nennen, die das Geschlecht mehr trifft als den Roman!“ sagte er bitter; „was kann man auch anderes von einem Rezensenten erwarten, da ihr Urtheil immer mehr der Person, als der Sache gilt,“ dann durchflog er flüchtig die vor ihm liegenden Blätter, trat, den Brief des Freundes in der Hand, in das Gärtchen, setzte sich dort unter einen blühenden Apfelbaum, und wie er gestern den süßen Duft der Blumen und Blüthen eingeathmet hatte, so sog er jetzt, alle Rezensionen vergessend, die Erinnerungen seines früheren Jugendlebens ein. „Rosig schien es und lächelnd!“ rief er plötzlich aufspringend, „und doch ist es so düster und freudenleer geworden, und hat nicht gehalten, was es versprach. — Nun, ich will nicht mit dem Schicksale rechten, will die Blüthe aus jener Zeit, die es mir durch Freundes Hand bietet, dankbar annehmen, vielleicht heitert mir ein Wesen aus jenen Tagen der Hoffnung die Nacht in meinem Innern auf, und die kurze Freundschaft der Jugend gleicht der jungen Epheupflanze, die nun in späten Jahren das alte Gemäuer schirmend und innig umfängt!“ — Er eilte auf sein trauliches Stübchen, gedachte noch einmal jener frohen Tage, rief sich noch einmal recht lebhaft das Bild des Freundes zurück, und als dieß nun so ganz vor seinem Blicke stand, ergriff er die Feder, wollte dem Freunde antworten, und vermochte es

nicht. Erst am andern Morgen war sein aufgeregtes Gemüth so weit beruhigt, daß er sich hinsetzen und schreiben konnte:

„Du hast mir ein freundliches Bild aus meiner Jugendzeit wieder zurückgerufen, so scheinbar, und es trat in seiner ganzen Frische vor mich hin. Willkommen Freund aus jenen glücklichen Tagen, wo es nicht der Jahre bedarf, um den Bund der Herzen für das ganze Leben zu schließen, wo das jugendliche offene Gemüth sich so willig dem ersten Eindrucke hingibt, und wenn es sich auch oft bitter getäuscht sah, sich doch immer wieder dem Mitgefühle traulich öffnet! Diese Zeiten sind für uns vorüber, und glücklich, daß die Erinnerung sie uns noch lebendig und glühend zurückzurufen vermag, daß wir noch in der Vergangenheit schwelgen können, wenn uns die Gegenwart auch darben läßt. Aber Gott gedankt! ich darbe nicht ganz; stehe ich auch einsam, rufe ich Dir doch an der Seite meiner Pflegetochter ein so herzliches Willkommen zu, als ich dir damals ein trauriges Lebewohl sagte.

„Als ich Deinen Brief erhielt, ihn las, ergriff mich eine wohlthuende, wenn auch wehmüthige Empfindung. Als sey ich plötzlich durch ein Zauberwort in jene Tage zurückgeführt, stand Alles vor mir, Du, Emma, Cölestine, der alte Walter, und ich unter Euch mit Jugendmuth und Jugendkraft. Den ganzen Tag hat mich dieß Gefühl nicht verlassen, als sey

ich noch ein Jüngling, als blühten Rosen noch um mich, und jene schmeichelnde Begleiterin der Jugend, die Hoffnung, stände mir immer noch leicht geschürzt zur Seite, wie damals, wo ich mit ihr im Phantasiefluge durch das ernste Leben dahin schwebte; so war es mir während des ganzen Tages. Jetzt steht sie mir nur als zagende Freundin zur Seite, und über die Klippen des oft stürmischen Lebens führt mich nicht die kühne Phantasie hinweg; nur an meinem Schreibtische in der Ideenwelt ist sie mir geblieben, ist sie mir Erhalterin und Mutter einer Familie von acht Kindern geworden, von denen ich keines das Meine nennen kann. Aber darum bringe ich auch jetzt ein ernsteres innigeres Opfer für das Brod, welches sie mir gibt, als damals, wo sie mir nur Blumen und Blüthen reichte.

„Zwei und dreißig Jahre sind verflossen, seit wir uns nicht sahen. Wir sind alt geworden an Körper und Geist, die Flamme flattert nur noch auf, wenn von außen ein sanfter Hauch sie bewegt, aber die Glut, welche das Innere zu verzehren drohte, ist erloschen. — Emma deckt das Grab, sie hört nicht mehr den Ton Deiner Lieder. — Möge ihre Nacht sturmlos, ihr Schlaf sanft, ihr Morgenroth freundlich seyn. Cölestine lebt noch, aber fern, fern von mir.

„Und wir sind noch! Drei Tage der Jugend haben über diese dahin geschwundenen Jahre ausge-



reicht, haben mein Herz bei dem Gedanken an Dich mit neuer Jugendkraft belebt, aber auch aus meiner Brust manchen Seufzer gepreßt. Du bist nicht glücklich, du leidest am Gemüth oder Körper dein Brief ruft mir die wehmuthsvolle Weise Deines Liedes an Emma zurück, Deine Schwermut liegt drückend auf jeder Zeile Deines Briefes. — Sprich Dich aus! Der Kummer verlangt Mitgefühl und Worte zu seiner Heilung.

„Wäre es denn nicht möglich, daß wir uns im dr und dreißigsten Jahre der Trennung wieder sehe könnten? Das Thal, worin mein Hüttchen steh ist schön, des Freundes Herz voll Sehnsucht, d Weg so kurz, die Beschwerde so klein, und d Freude des Wiedersehens wäre so groß. — Kom zu mir, und wir wollen nach der ersten innig Umarmung uns von den Furchen der Zeit d Rückblick in die jugendliche Vergangenheit ni trüben lassen, wenn wir auch statt blühender Jün linge ernste, vom Schicksal gebeugte Männer v uns erblicken; denn blieb doch unser Geist, un Herz noch jung, und das ist die schöne Mitgift d Dichtkunst und der Musik, daß sie den inne Menschen jugendlich erhält troß Zeit und Schick

„Ich schicke Dir einige Gedichte von mir. Gr Freude würde es mir machen, wenn Eins oder d Andere Dich anspräche; aber die Melodie v „Wollte Mutter Natur noch einmal dich Herrli bilden“ schicke mir ja, sie soll mir das Flö

einer Nachtigall seyn, das mir durch ihre Gesänge im Winter die Tage des Frühlings zurückruft.

„Nun leb' wohl. — Erfülle des Freundes sehnlichsten Wunsch, und komme bald zu uns.

Brückner.“

„Ob er kommen wird?“ sagte er nun, und siegelte den Brief. — „Ist mir doch seit langer Zeit keine Gestalt aus vergangenen Tagen so lebendig vor meinen Blick getreten, als dieser Freund meiner Jugend. — Keine Gestalt?“ sagte er wehmüthig, „auch Cölestinens Gestalt nicht?“ — Er preßte die Hand auf das Herz, und drückte das Tuch an die Augen. „Bleibt in Eurem verschlossenen Kerker, ihr Boten der Wehmuth,“ sagte er schmerzlich, „als ich Euer bedurfte, erschient ihr nicht auf meinen Ruf, seit ich überwunden, bedarf ich Eurer nicht mehr!“

Seit der Brief abgegangen war, schien der so lange schon verschwundene Geist des Frohsinnes den Alten wieder zu beleben. Er achtete die böse Laune der Tante, die seit jener Rezension ihre Feder hatte ruhen lassen, nicht im mindesten, und alle die kleinen häuslichen Begebenheiten, welche sonst seine Ruhe aus dem Gleichgewichte gebracht hatten, ließ er sorglos an sich vorüber gehen. Es schien, als habe der Brief des Freundes ihn so ganz in die Zeiten früherer Jugend zurückgeführt, und von seinem weichen Herzen die Rinde gelöst, womit Schicksal und feind-



liche Menschen es umgeben hatten. Selbst so manche kleine Eigenheit, und sogar der Geiz, den man dem sonst so wohlthuenden Manne wohl zuweilen bei Kleinigkeiten mit Recht vorwerfen konnte, schien ihn verlassen zu haben. Nur für Cölestinens Leiden und Freuden hatte er noch den nämlichen Sinn, das nämliche Mitgefühl, und schien noch theilnehmender gegen sie zu seyn als sonst. Er schrieb von neuem an einen Bekannten nach Berlin, und bat, ihm doch ja einen berühmten Augenarzt zu schicken, die Augen Cölestinens zu untersuchen; seine Mühe wolle er ihm reichlich lohnen, und troß so manches mißglückten Versuches, der ihm die Hoffnung hätte nehmen sollen, schien sie ihn jeßt wieder zu beleben, so ganz hatte ihn der Zuruf aus jener glücklichen Zeit ermuthigt.

Je fröhlicher aber der Alte wurde, je mißlauniger wurde Tante Christiane. Gewohnt in dem Kreise ihrer Umgebungen, und selbst da wo sie in der größten Abhängigkeit lebte, und mehr geduldet als geliebt wurde, das Scepter führen zu wollen, konnte si es nicht ertragen, daß der Ausbruch ihrer Laune a Allen unbeachtet vorüberging. Sie legte ihrem Brude so manches in den Weg, wagte es selbst auf seinen Schreibtische die pedantische Ordnung zu stören, di er dort eingeführt hatte, gab an Cölestinens G burtstag den Dienenden Wein, ein großer Verst gegen den eingeführten Gebrauch, und eine Sün im Auge des Alten, der die Gottesgaben an dergl chen Menschen für verschleudert hielt, aber dem Kra

ken mit Freuden seinen Keller öffnete, und setzte am Mittage, da sie in der Laube in reger Freude um den kleinen Tisch saßen, und der Kuchen mit den siebzehn Lichtern das Grün der dichten Laube mit sonderbarem Schimmer bestrahlte, ohne Befehl die letzte Flasche Champagner auf, welche, das Geschenk eines Buchhändlers, schon lange im Keller verwahrt wurde. Sie erstaunte nicht wenig, als der Bruder sie freudig öffnete, und, als ob es heute so seyn müßte, den Kork auffliegen ließ. Mit wahrem Genusse schlürfte er auf seines Lieblings Gesundheit den perlenden Wein, und als die Flasche geleert war, befahl er der Schwester, sechs Flaschen aus Leipzig kommen zu lassen, damit er mit diesem köstlichen Trunke den Freund bewillkommen könnte, wenn der, seiner Einladung folgend, den Freund in seiner Einsamkeit aufsuchen würde.

Auch Cölestine nahm Theil an des Vaters innerer Zufriedenheit, und an seinen Hoffnungen, auch sie schien sich auf den Besuch zu freuen, und ohne sich Rechenschaft geben zu können weßhalb, streichelte sie ihre Lieblingstaube in diesen Tagen inniger noch als gewöhnlich, auch konnte sie ihren Unmuth nur schwer unterdrücken, wenn die Tante über den unerwarteten Gast brummte, die es wahrscheinlich blos deßhalb that, weil sie sein Kommen nicht veranstaltet hatte; denn sonst war ihr selten ein Männerbesuch ungelegen, und unter dem Vorwande, Stoff zu ihren Erzählungen zu sammeln, ließ sie es selten unversucht, eine Intrigue mit jedem

Manne einzuleiten, mochte er Morgen- oder Abendroth heißen, die Jahre kümmerten sie wenig. Wie ein Maler die einzelnen Schönheiten der Frauen begierig auffaßt, um sie zu einem Ganzen zu bilden, und zu seinem Ideale formen zu können, so haschte Tante Christianchen nach interessanten Situationen, um sie und sich mit ihnen in ihren Romanen wiedergeben zu können. — Und bei aller dieser Schwäche, bei allen diesen Elementen, die sie dem Kreise der Weiber verhaßt, dem der Männer lästig machte, denn eine arrogante alte Jungfrau ist für Frauen eine jugendliche alte, für Männer eine widrige Erscheinung, war die Tante nicht ohne manche gute Seite. Verstand ward ihr ohne Vernunft, Herzensgüte ohne die Zartheit, die dem Guten erst den Stempel der Güte aufdrückt, und hätte sie das Ziel, oder vielmehr den Zweck ihres Lebens nicht verfehlt, hätte sie in dem Kreise ihrer Kinder wirken, thätig und nützlich in die Welt eingreifen können, so wäre der bittre Tadel, mit dem sie jetzt schonungslos jeden verwundete, vielleicht nur zu einer herzlichen Warnung geworden, und die unangenehme Lebhaftigkeit, mit welcher sie sich noch jetzt in die Zirkel der Jugend drängte, dort die Seele ihrer Spiele zu seyn, wäre dann nur die Munterkeit des Alters gewesen, welche die Jugend so unwiderstehlich anzieht, und einen so freundlichen Kreis jugendlicher Gestalten um die Matrone bildet. So war die Eitelkeit der früheren Tage in den späteren in Stolz ausgeartet, und die

Sucht, Schriftstellerin zu seyn, hatte trotz so mancher traurigen kränkenden Erfahrungen in dieser neuen Laufbahn ihn nur noch vermehrt statt ihn zu beugen. Wie im gewöhnlichen Leben, so auch im schriftstellerischen, hielt sie jede Kränkung nicht für verdient, nur für Mangel an Berücksichtigung ihrer Verdienste, und unzufrieden mit der ganzen Welt, war sie nur zufrieden mit sich und Cölestinen, welche sie mit überschwenglicher, fast zudringlicher Liebe liebte. Sie sah das Mädchen als ihre Schöpfung an, da sie in früherer Zeit wohl manches für ihre Bildung gethan hatte, in der Zeit aber, in welcher die Jungfrau sich entfaltet hatte, würden die überspannten Ideen, welche sie ihr einzuimpfen versuchte, das Mädchen gewiß auf Abwege gebracht haben, wenn nicht die ruhige Besonnenheit des Bruders sie vor diesem Gifte bewahrt hätte; doch war Cölestine nicht ganz davon frei geblieben. Erst in ihrem zwölften Jahre erblindet, hatte sie die Bilder ihres Jugendmorgens mit in die Nacht hinübergenommen, und die Phantasie des jungen Mädchens war zu rege, um sie nicht stets neu und verschönt sich zu schaffen. Was das Ohr ihr zuführte, mußte die Einbildungskraft gestalten, und so kam es, daß das lebendige Mädchen tagelang in sich verschlossen saß, die verschiedenen Gestalten, welche sie in sich aufgefaßt, zu gruppiren, und ihnen Form und Handlung zu geben. Eine Menge Romane, besonders alle aus dem Englischen ins Französische übersetzte der Mis Burney, die, so tugendsam auch ihre Sprache ist,

durch den gedehnten Styl und ihre Langweiligkeit der Einbildungskraft Zeit geben, sich die Figuren auszumalen, hatten Cölestine dem Schauplatze der Welt entrückt, in welcher sie lebte, und es fehlte nicht viel, daß sie selbst die wenigen Menschen, die auf dem einsamen Landhause waren, nicht zu Gebilden dieser Romane umschuf.

Schon seit zwei Jahren hatte der Alte deshalb ein Machtwort gesprochen, und raison et sensibilité, und alle diese englischen Gemälde des häuslichen Lebens waren aus dem Hause, freilich etwas zu spät, verbannt. Da faßte die Tante, nachdem die Romane aus ihrem eigenen Leben hundertmal von ihr erzählt worden waren, den heroischen Entschluß, die Feder zu ergreifen, und die Täuschungen ihres Lebens mit Variationen einem größeren Publikum vorzulegen, und so Cölestine nicht an dieser geistigen Speise darben zu lassen, die sie ihr dann mit Thränen im Auge vorlas. Cölestine, zu gut um nicht Beifall zu zollen, fand doch nicht das Interesse an Christiane Wohlgemuths Dichtungen, wie an denen der englischen Miß. Sey es doch, daß sie überall das Bild der Tante wiederfand, sey es, daß sie sich selbst und oft in langweiligen Situationen erblickte, der Reiz der Neuheit schwand mit jeder neuen Erzählung, und wenn sie ihr Pfauentäubchen streichelte, und sich ihrer stillen Ahnung überließ, trat ihr Leben, ihre Bestimmung weit lebhafter vor sie, und die verborgene Sehnsucht ihrer Brust blickte lebendiger durch ihre Nacht, als wenn

die Tante mit kreischender Stimme aus den Zeiten ihres verlornen Paradießes die herzzerreißenden Schilderungen vorlas, die wohl Langeweile, aber nicht Wehmuth, nicht Thränen in ihr hervorbrachten. Deshalb legte auch der Alte dieser Lektüre kein weiteres Hinderniß in den Weg.

Er selbst — doch wie vermöchte ich ihn zu schildern, da er jetzt, sein Sammtkäppchen zurechtrückend, hastig den Tubus ergriff, um nach dem Seitenwege zu sehen, der von der Straße nach seinen Besitzungen bog, und wo es ihm dünkte einen Wagen anrollen zu sehen. Er hatte sich nicht geirrt; ein Reisewagen, eine seltene Erscheinung in seiner Einsamkeit, nahte langsam über den holprichen Weg; der Gedanke: es ist der Jugendfreund! durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funke. Er sah noch einmal hin, um gewiß zu seyn, daß er sich nicht täusche, eilte dann gegen Gewohnheit die Treppe hinunter, rief im Vorbeirauschen der Schwester zu: „Sorge für die Küche, es kommen Fremde!“ und stürzte so zur Hausthüre hinaus.

Hier aber hielt er plötzlich an, ein bittres Lächeln umzog seinen Mund, er schüttelte ungläubig den Kopf, und ärgerte sich über seine Thorheit. „Solche Freude wird mir nicht,“ sagte er in sich, „überlaß dich nicht der Wonne, altes zerdrücktes Herz, wer weiß, welcher lästige Besuch mich heimsucht.“ — Bei diesen Worten durchschritt er langsam den Hof, öffnete jedoch das Thor, und sah mit gleichmüthiger

Ruhe dem Lohnkutscher zu, der, seine müden Gäule antreibend, die sanfte Höhe herauffuhr.

Als der Wagen näher kam, der Alte deutlich erkennen konnte, was er enthielt, ein kleines Männchen und einen in einen bunten schottischen Mantel gewickelten jungen Mann darin sitzen sah, brummte er vor sich hin: „Dachte ich es doch — Narren sind es, mich zu belästigen, keine Freunde aus der Jugendzeit.“ — Er ging bei diesen Worten durch den Hof zurück, unbekümmert, was die Ankommenden davon denken konnten, trat in seine Jasminlaube, und erwartete hier die ungebetenen Gäste. Jetzt rollte der Wagen durch das Thor, und hielt vor dem Hause, der Alte trat näher. Der Schlag öffnete sich, der junge Mann im schottischen Mantel sprang rasch heraus, und sich wenig um den Hausherrn kümmernd, war er nur beschäftigt, das kleine Männchen herauszuheben, das, als es den Hofrath Brückner, der sein Käppchen gezogen, und sich nur wenig zum Willkommen geneigt hatte, lange und scharf mit glühendem Auge angesehen, ausrief: „Ja, du bist es!“ dann den Erstaunten umarmte, der von der Heftigkeit des Fremden überrascht, einen Schritt zurückgetreten war.

„Brückner!“ rief der Fremde, indem er mit wehmüthigem Blicke nach ihm aufsah, „hat denn die Zeit so ganz die Züge verwischt, daß die Erinnerung auch nicht einen Dir wieder zurückführen kann?“

Der Hofrath heftete nun einen forschenden, jedoch freundlichen Blick auf den Mann, und plötzlich, als sey es Licht vor seinem Auge geworden, rief er aus. „Er ist's! — Du bist's!" — und nun nach zwei und dreißig Jahren der Trennung ruhte Brust an Brust, und die Herzen schlugen so glühend als in jenen Tagen, wo das gegenseitige Geständniß ihrer stillen verborgenen Neigung den Bund der Freundschaft geschlossen, und das warme Jugendleben sich in seiner Sprache so laut ausgesprochen hatte.

Der junge Mann, der indessen seinen schottischen buntscheckigen Mantel abgeworfen, und nicht ohne Theilnahme dem Schauspiele zugesehen hatte, verbeugte sich jetzt schweigend vor Cölestinens Nymphengestalt, die an den Eingang der Laube getreten war, seine Verbeugung aber nicht erwiederte. „Väterchen," fragte sie, „wo bist Du? ich höre Dich nicht." — Bei diesem Ausrufe entriß sich der Hofrath den Armen seines Freundes und wandte sich nach Cölestinen. „Kind!" rief er, „der Freund aus der Jugendzeit ist gekommen, sieh, hier steht er vor Dir!"

„Ich freue mich seiner Ankunft, und wenn ich ihn auch nicht sehen kann, heiße ich ihn doch willkommen," erwiederte das Mädchen, welchem der junge Mann näher getreten war, und ihre Hand ergriffen hatte sie zur Bewillkommnung zu küssen. Er war nicht wenig erstaunt, als er einen sanften Druck der ihrigen fühlte.

„Lieber Herr," sagte sie zu ihm, „es freut mich



unendlich, daß ich Sie hier weiß, es rührt mich, daß sie mir armen Mädchen mit so viel Herzlichkeit entgegen kommen, und mir, als sey ich Ihnen jetzt schon lieb und werth, so innig die Hand drücken."

„Cölestine," unterbrach sie der Vater, „nicht mein Freund, ein junger Mann, sein Begleiter ist es, der Dir die Hand geküßt hat, und sie noch hält."

Hocherröthend zog das Mädchen rasch die Hand aus der seinen und wandte sich, über das Mißverständniß empfindlich, nach dem Hause zu.

„Verlassen Sie uns nicht," bat der Freund, dem die ganze Begebenheit räthselhaft war, „gönnen Sie auch mir die Freude, Sie herzlich zu begrüßen, wie es mein Sohn gethan."

„Das Dein Sohn?" fragte der Hofrath. „Der junge Mann im scheckigen Mantel Dein Sohn?"

„Ja, lieber Brückner, mein einziges Kind," erwiederte jener, „das ich Deiner Güte empfehle, so wie schon der Anblick dieser Jungfrau jede Empfehlung meinem Herzen überflüssig macht."

Indem der Hofrath seinen Freund mit leisen Worten von Cölestinens Blindheit unterrichtete, dieser seinen Sohn durch Zeichen darauf aufmerksam gemacht, und Theodor, der junge Mann, dem Mädchen den Arm bot sie in das Haus zu führen, hatte Tante Christianchen mit barschem Tone der Köchin befohlen; das Essen für ungebetene Gäste einzurichten; wie und auf welche Art aber dieß geschehen solle, überließ sie ihr selbst, denn um die Haushaltung sich zu

bekümmern war unter ihrer Würde. Sie ordnete dagegen in aller Schnelle ihre Toilette, und setzte sich, die Ankunft der Fremden erwartend, in das Wohnzimmer, wo sie überlegte, wie sie die Gäste empfangen müsse, um ihnen gleich im ersten Augenblick zu imponiren. — Sie hatte Zeit, ihre Pläne zu entwerfen, denn es währte bedeutend lange, ehe die Thür sich öffnete, und der Hofrath mit den Fremden und Cölestine eintrat, den Freund nebst seinem Sohne der Schwester vorstellte, die eben nicht auf die verbindlichste Art die Begrüßung des Kriegsraths Werner erwiederte, auf den sie mit stolzem, fast spöttischem Blick herabsah, und dadurch sogleich den freundlichen Alten von sich entfernte, den Sohn aber, dem ihr anmaßendes Betragen nicht entging, fest an sich bannte. Er durchschaute mit einem Blicke die gute Tante, nahte sich ihr mit vieler Demuth, und da er ihr ganz geeignet schien, ihre Edukationsgabe an ihr üben zu können, denn auch sie hatte die Sucht eheloser Damen, die Bildung junger Männer zu übernehmen, so würdigte sie ihn ihrer besonderen Aufmerksamkeit und ihres Schutzes. — Theodors angenehmes Aeußere, die Bescheidenheit, mit welcher der Schalk sich der Tante näherte, schienen ganz dem Stoffe nach geeignet, unter ihrer schaffenden Hand zum Ideale männlicher Vollkommenheit zu werden; nebenbei durchflog sie der Gedanke, daß er vielleicht der Mann sey, der trotz Cölestinens Blindheit ihr Stab und Stütze durch's Leben werden könnte.

So hatte sich in dem kleinen Kreise schnell alles gestaltet, und stand sich freundlich oder feindlich gegenüber. — Zwischen der Tante und dem Kriegsrath war, wenn auch eine stumme, doch eine bestimmte Fehde ausgebrochen, und der Hofrath war mit dem Sohne seines Freundes noch gar nicht im Reinen, denn den schottischen Narrenmantel, wie er ihn zu nennen beliebte, konnte er ihm nicht verzeihen, und das devote Wesen gegen die Tante, durch das er zuweilen Spott durchschimmern sah, gewann dem jungen Manne auch nicht seine Neigung. Aber zu sehr mit dem Freunde beschäftigt, kümmerte es ihn weniger, und er war froh, als er nach dem frugalen Mittagsmahle den Freund auf seine Stube, dieser stillen Zelle, ein= und mit ihm die Tage ihrer ersten Bekanntschaft zurückführen konnte.

Der Kriegsrath, ein kleines hageres Männchen, dem Hygyea nicht ihre erquickende Schaale gereicht hatte, sagte jetzt, als er mit seinem Freunde allein war, und die lange ernste Gestalt des Hofraths vor ihm stand: „Brückner! Wir sind alt geworden, die Zeit hat ihr Recht an uns geübt; erkenne ich auch alle Deine Züge wieder, die mich in jenen Tagen so sehr anzogen, finde ich doch das liebliche Lächeln um Deinen Mund nicht mehr, und er zuckt jetzt, selbst zum Freundesgruße schmerzhaft. Das Schicksal mag in diesen zwei und dreißig Jahren uns Beide unsanft erfaßt, mit nicht immer freundlichem Gruße uns bewillkommnet haben. — Laß uns durch gegenseitige

Mittheilung den Kummer erleichtern, der uns drückt, laß uns wie ein Gemälde die Jahre aufrollen, die zwischen dem Damals und dem Jetzt dahin geschwunden sind, und wie wir in jenen Tagen das verborgene Heiligthum unseres Herzens mit seiner Ahnung, seiner Sehnsucht und seiner Wonne, dem Freunde aus jugendlichem Zutrauen öffneten, so wollen wir auch heute uns auf der Wallfahrt eines mühseligen Lebens begleiten, nicht uns, wie damals, was wir hofften, wonach wir uns sehnten, mittheilen. Nein, wie wir uns täuschten und unsere Sehnsucht ungestillt blieb, unsere Träume ein schmerzliches Erwachen störte, das wollen wir uns mittheilen."

„Dieß wollen wir, und so die Wunden wieder aufreißen!" erwiederte der Hofrath, ergriff die Schelle, klingelte. „Zwei Flaschen Champagner! —" befahl er der hereintretenden Anna.

„Stimmen die zu unserm Vorsatze?" fragte der Kriegsrath. „Was soll dieser schäumende perlende Trank? — Unser Becher ist geleert, und wäre er auch noch bis zum Rande gefüllt, steigen doch die Perlen nicht mehr auf, höchstens noch in unseren Augen."

„Mit nichten," erwiederte der Ernste. „Die Thränen habe ich dem Schicksale abgekauft, sie bleiben mir fern. — Laß uns Freund den Wein des Frohsinnes schlürfen, vielleicht bedürfen wir seiner zur Stärkung; die eine Flasche leeren wir während Du berichtest, die Andere gilt meinem Leben."

„Dann müssen wir eilen die Tropfen in der Er-

sten zu schlürfen," unterbrach ihn der Kleine, während der Hofrath Gläser und Flaschen der Dienerin abnahm, und den Kork der einen lüftete. — „Der Begebenheiten meines Lebens sind so wenige, es floß wie ein freundlicher Bach unter Blumen dahin, daß wir mit der Flasche eilen müssen."

„Das können wir ja!" sagte der Hofrath, und drückte den Daumen an den weichenden Kork, der mit einem tüchtigen Knalle an die Decke fuhr. — „Sieh das Bild jener Zeit," sagte er die Gläser füllend; „immer aufwärts, unbekümmert wohin. Sieh diese Perlen, wie sie sich empordrängen, sieh diesen Schaum, flüchtig und leicht. — Das erste Glas dem Augenblicke, wo wir uns zum Erstenmale sahen! —" Sie stießen an, die Gläser waren geleert, und schnell wieder gefüllt.

„Erinnerst Du Dich noch recht lebhaft jenes Augenblicks?" sagte jetzt Werner. „Du saßest am Klavier neben Emma, Louise die jüngere Schwester stand hinter Dir, der Vater saß auf seinem Lehnstuhle, niemand schien den Eintretenden zu bemerken, bis mich der alte grämliche Hund knurrend begrüßte, Emma aufsprang, und hoch erröthend mich als einen alten Freund des Hauses Dir vorstellte."

„Und Du erröthend, mich mit scheelen mißtrauischen Blicke betrachtetest, bis ich Dir mit Herzlichkeit entgegen kam, und es nur eines Händedrucks bedurfte, uns zu verstehen," fiel ihm Brückner in die Rede. Er reichte ihm auch jetzt die Hand wie damals.

„Nimm Dein Glas, der Wein ist verraucht wie die Kraft des alten Mannes als ich ihn auf meiner Wanderung zum Letztenmale sah, er erkannte mich nicht mehr. Friede ihm und Ruhe!“ — Er stürzte das Glas hinunter, Werner leerte es mit langsamen Zügen, sein Geist schien abwesend.

„Trink, trink, lieber Freund!“ rief jetzt der Hofrath, „schlürfe die trüben Erinnerungen hinunter. — Gedenke nur jenes Augenblicks, jenes Abends wo ich in Deinem engen Stübchen mein Lied dichtete, Du es komponirtest, ich Dir mein Herz mit seinen Hoffnungen erschloß, und auch Du gestandest, was ich schon längst wußte, daß Du Emma liebtest. Werner, hätte uns das Schicksal auch keinen schönen Augenblick im Leben gegeben, wir müßten doch dankbar diesen als einen köstlichen anerkennen.“

„Noch lebt er in mir!“ rief der Kriegsrath, „noch fühle ich ihn. Ihr selbst nur hatte ich es noch nicht gestanden, daß ich liebte, es war das erste Geständniß an Freundes Brust ausgehaucht. — Ach, die Jugend hat der Freuden so viele, das ernste Alter deren so wenig! — Dort liegt ein erträumtes Paradies vor uns, hier ein verlorenes hinter uns, und mit siechem Körper schleichen wir nur nach einem Ziele, dem Grabe; dort hoffen wir das Verlorene wieder zu finden. — Wir hoffen es — ob mit Recht?“

„Kleingläubiger!“ rief der Hofrath, das Glas erhebend. — „Dem Jenseits diesen schäumenden Becher, dem Jenseits, diesem Eden, wohin wir unser



Herz, unsere Seele, unsern Geist hinüber tragen, und, so Gott will, auch unser Gemüth, diesem Eden, wo die Blumen, die hier der Sturm verwehte, schöner erblühend uns lohnen werden.“

„Den Todten diesen Becher!“ rief der Kriegsrath ihn leerend.

„Der Tod hat mir noch nichts entrissen,“ sagte Brückner ernst, „wohl aber das Leben.“

„Glücklicher,“ unterbrach ihn Werner, „dann hat Dich das Schicksal immer noch sanft gebettet.“ — Der Hofrath lächelte bitter. — „Freund,“ sagte er einlenkend, „beginne die Geschichte jener zwei und dreißig Jahre mir mitzutheilen, die Flasche wäre sonst geleert, und wir ständen immer noch in dem freundlichen, wenn auch engen Kreise jener drei Tage.“

„Wenig habe ich Dir zu berichten,“ sagte Werner. „Einfach war der Weg den ich durchschnitt, freundlich und lächelnd, nur am Ende der Wallfahrt überfiel mich die Nacht. — Doch ich will lieber beginnen.

„Noch ein halbes Jahr seitdem Du mich verließest,“ hob er an, „blieb ich in Göttingen, dann zog ich nach einer vaterländischen Universität. Schmerzvoll war die Trennung von Emma, aber die eiserne Nothwendigkeit gebot, ich mußte gehorchen; treu bewahrte ich ihr Bild in meinem Herzen, und nur sie allein, nur sie hat es entflammt. Nach sieben Jahren, sie trat damals in ihr vier und zwanzigstes, hatte ich eine Anstellung, die mir Brod gab, ich zog nach Göttingen, holte sie heim, sie ward mein Weib, und ich habe

achtzehn glückliche Jahre gelebt, in welchen ich alle die Töne wieder vernahm, die in der Zeit der Jugend in meinem Inneren angeschlagen hatten. — Still, einförmig und doch poetisch schwand mein Leben hin, selbst die Kriegsjahre gingen kummerlos vorüber, und der Knabe, das einzige Pfand unserer Liebe, ließ uns die Erdenseligkeit ganz rein und ungetrübt empfinden. — Der Hang zur Schwärmerei, diese so gefährliche Mitgift der Natur, auf welche Du selbst mich bei Emma aufmerksam machtest, störte nicht das heitere Glück unserer Tage, es erhielt die Poesie immer lebendig, und sie verstand sie ganz aus dem thätigen Leben zu verbannen. Nur wenn ich am Flügel saß, ihre melodische Stimme mich begleitete, oder wir, ohne es zu ahnen, daß Dein Geist uns umschwebe, wir in Deinen Schriften lasen, da schwärmte sie mit Dir und Deinen Gebilden, und riß mich aus meinem Aktenleben in die Ideenwelt zurück. — Vor acht Jahren starb sie — zu gut für diese Welt öffnete ihr der Himmel die Pforten, sie ging in ihre Heimath zurück, und ließ mich allein."

„Leere das Glas," unterbrach ihn der Hofrath. —„Auch die Todte soll leben!"

„Sie lebt ewig in meinem Herzen, in meiner Erinnerung," sagte Werner, mechanisch das Glas leerend. — „Mit ihr ging der Friede aus meinem Herzen, und der Frohsinn ward zur stillen Melancholie. Mein Instrument ließ mich seitdem nur die schwermüthigen Weisen hören, und was mich aus der Ver-

gangenheit begrüßte, tönte mir nur wie ein trauri- ges Lebewohl. Der Knabe war das Einzige, was mich an die Welt fesselte, doch auch bei seinem Anblicke trat mir Emma's bleiche Gestalt vor Augen, und ich kann mich auch jetzt noch nicht so recht von Herzen, oder vielmehr ungetrübt seiner freuen, denn wenn ich ihn mit Wohlgefallen anblicke, tritt mir aus seinen Augen, aus jedem seiner Züge das Bild der Mutter hervor, und ihrer gedenkend beschleicht mich die Weh- muth. Die Zeit ist mir nicht zur Trösterin geworden, auf ihrem Flügel hat sie meinen Schmerz nicht ent- führt; er brennt noch heute wie an jenem Tage, wo man sie in die Gruft senkte, nur bei ihr ist Ruhe."

„Die Flasche ist leer," sagte der Hofrath, als Werner schwieg und sein brennendes Auge hinstarrte, „deine Geschichte zu Ende, und nun soll ich beginnen?"

„Dir hat der Tod noch nichts genommen, Du Glücklicher!" fuhr Werner aus seinem dumpfen Schweigen auf, „Du kannst mir mit heiterem Sinne verkünden, was Dir das Leben gab, und was noch Dein ist."

Bei diesen Worten ergriff der Alte die Klingel, schellte, und befahl der Eintretenden Cölestine her- aufzuführen, dann öffnete er gleichmüthig, so wie es schien, die zweite Flasche. „Diese gehört meinem Le- ben," sprach er, als eben Cölestine eintrat, und er die Gläser füllte. „Liebes gutes Kind," wendete er sich zu ihr, „ich soll dem Freunde die Begebenheiten meines Lebens erzählen; ehe ich das vermag, mußte

ich Dein holdes Antlitz sehen, mußtest Du auf das Wohl der Entfernten aus diesem Glase nippen, so den Wein mir heiligen und die Erinnerung mir erheitern." — Er reichte ihr das Glas, sie nippte daraus und sprach leise: „Den fernen Eltern, und auch Dein Wohl, mein edler Vater, mein Wohlthäter!" Bei diesen Worten sank sie an seine Brust, und drückte ihn heftig an sich.

„Nicht so Cölestine," sprach der Alte verweisend, „nicht diese Heftigkeit, ich bedarf Gleichmuth. — Geh', mein Kind," sagte er dann sanft, sie auf die Stirn küssend. „Geh nun wieder hinunter, Du hast mir die Erinnerung in einem sanften Bilde zurückgeführt, hier bedarf ich Deiner nicht mehr." Die alte Dienerin leitete sie hinaus.

Der Alte setzte sich auf seinen Sessel, dem Freunde auf dem Sopha gegenüber, über welchem das Bild eines jungen Mädchens hing. „Dort," sagte er, nach dem Bilde zeigend, „siehst Du Cölestine, jene Cölestine, die damals in dem Herzen Deines Jugendfreundes glühte, als die Rosen unsres Lebens, wie Du mir schriebst, noch nicht zur Hagebutte eingeschrumpft waren, die noch hier ruht." — Er legte die Hand aufs Herz.

Der Kriegsrath blickte mit Theilnahme nach dem Bilde. „Je länger ich das Bild betrachte," sagte er dann, „je mehr Aehnlichkeit finde ich mit Deiner Pflegtochter."

„Es ist ihre Mutter," unterbrach ihn Brückner.



„O, nun gestaltet sich mir Dein Leben, Dein freudeleeres Leben, armer Freund,“ sagte der Kriegsrath mit Theilnahme. „Gewaltsam riß das Schicksal die Geliebte von Deinem Herzen.“

„Du irrst,“ unterbrach ihn der Freund bitter lächelnd. „Setze Dich nur und höre mich an:“

„Ehe ich aus Kurland, meiner Heimath, nach Göttingen auf die Universität zog, hatte ich, der Sohn eines Justizbeamten auf den Gärten des Grafen M., die Tochter des alten Pfarres unseres Ortes lieb gewonnen. Wir waren zusammen aufgewachsen, ich einige Jahre älter, war ihr steter Begleiter gewesen, und in meiner Abgezogenheit, kein weibliches Wesen um mich kennend, verließ der neunzehnjährige Jüngling das vierzehnjährige Mädchen, ihr treue Freundschaft gelobend. — Die Welt mit ihrem neuen Leben schloß meinen Blicken das Heiligthum der Mysterien auf, die Poesie, aus dem Chaos meiner Empfindungen sich emporwindend, trug mich in sein Innerstes, und Cölestine ward das Ideal, das meine rege Phantasie liebend und verlangend, mit den lieblichsten Farben sich schmückte. Wir hatten einen Briefwechsel verabredet, den unsre Eltern wohl nicht hindern mochten, da sie, so wie ich hernach erfuhr, uns für einander bestimmt hatten. Meine Briefe, anfangs im Tone eines liebenden Bruders, mochten wohl an Wärme gewinnen, und die Gluth, welche in meinem Innern zu glimmen begann, sich immer mehr darin aussprechen. Cölestinens Briefe waren einfach, herzlich und frei

von aller Ueberspannung und Leidenschaft. Wenn die meinen von mir und den freundschaftlichen Empfindungen sprachen, berichteten die ihren nur von den Eltern und dem stillen Leben, sprachen ruhig, aber tief den Schmerz über unsre Trennung aus, und zeigten mir unverholen, daß seit meiner Abwesenheit die Tage ihr traurig und eintönig verflössen. Ihr Herz nach dem meinen beurtheilend, zweifelte ich keinen Augenblick, auch sie liebe mich mit gleicher Gluth. So verfloß ein Jahr; ich war in dieser süßen Gewißheit glücklich, und, sonderbar, wagte es in meinen Briefen doch nicht meine Empfindungen deutlich auszusprechen.

„Im zweiten Jahre meiner Entfernung wurden ihre Briefe seltener, und ich glaubte darin, wenn auch nicht Kälte, doch eine gewisse Gleichgültigkeit, oder vielmehr Ruhe zu finden, die mir nicht wohlthat. Ich mochte mich hierüber gegen sie beklagt haben, und erhielt eine Antwort, die mich ganz glücklich machte. Sie drückte die innigste Theilnahme für mich aus, sprach von ewiger unzertrennlicher Freundschaft, und über das Ganze schien ein so warmer Hauch gegossen, daß ich den Brief tausendmal an meine Lippen drückte. So ward unser Briefwechsel fortgesetzt, die reinste aufrichtigste Freundschaft hauchte aus dem ihrigen, wenn in meinen sich die Leidenschaft der Liebe aussprach. Jedoch immer nur das kindliche Bild des vierzehnjährigen Mädchens vor Augen, blieb ich befangen, und scheute mich das offene Geständniß meiner Neigung zu thun, so wie sie mir keinen Schritt entgegen

kam, der mich dazu aufgemuntert hätte. Mein Vater, dem ich mich vertraute, billigte meine Liebe, wie mein Betragen, und versicherte mich, daß das Mädchen schöner erblüht, stets mit inniger Theilnahme meiner gedächte, und wenn meine kränkelnde Mutter an ihrem Lager gefesselt sey, stets zu ihrer und seiner Pflege herbeieile, und mit kindlicher Liebe an ihnen hinge.

„In dieser Zeit, als ich meine Rückreise beginnen, und meinem Glücke entgegen eilen wollte, war es, wo wir uns kennen lernten; es war eine schöne, vielleicht die schönste Zeit meines Lebens.

„Als ich die Thürme meiner ländlichen Heimath in der Ferne sah, der nahe Hügel mir das väterliche Häuschen, das prächtige Schloß des Gutsherrn, die Pfarrwohnung zeigte, klopfte mir das Herz freudig, frohen Muthes schritt ich vorwärts, meiner Heimath, meinem Schicksale entgegen.

„Auf der Flur des Vaterhauses trat mir eine bleiche hohe Gestalt in tiefer Trauer entgegen, ich stutzte. — Die Gestalt blickte mich mit seelenvollem Auge an, ich heftete meinen Blick auf sie. Cölestine! schrie ich auf, Heinrich! rief sie, und die Geliebte ruhte an meiner Brust. — So überraschte uns mein Vater, das Mädchen wand sich aus meinen Armen, Purpur überflog ihre Wangen, ich sah in dieser Gluth die Rosen jungfräulicher Schaam, und nur der Anblick des sehr gealterten Vaters konnte mein Auge von dem Himmelsantlitze Cölestinens abziehen.

„Sey mir willkommen, mein guter Sohn, so be-

grüßte er mich, auch willkommen im Hause der Trauer. Deine Mutter findest Du nicht mehr, sie ist heimgegangen, auch Dein alter Lehrer schlummert auf dem Friedhofe, und Du siehst in Cölestine eine elternlose Waise. Bei diesen Worten ergriff er meine und Cölestinens Hand, legte sie in einander, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schloß er uns mit stummen Schmerz in seine Arme.

„Was ich damals empfand, steht auch heute noch lebendig vor mir. Der Verlust meiner Mutter, der Tod meines alten geliebten Lehrers schmerzten mich tief, und trübten den so froh geträumten Augenblick des Wiedersehens; aber der Gedanke: sie ist dein, sie ruht in deinen Armen, all' dein Ahnen und Sehnen hat sich verwirklicht, gestaltet, trat tröstend neben mich, so daß ich im Vollgenusse meines Glückes selbst die geliebte, mir so theure Mutter vergessen konnte, und das Mädchen mit Inbrunst in meine Arme schloß. Zwar weckte das thränenfeuchte Auge Cölestinens mich bald aus meiner Täuschung, zwar mahnte mich ihr bleiches Antlitz, ihr Trauergewand an heilige zartere Pflichten, und das Entzücken war schnell dahin, der Schmerz verdrängte die Wonne, und ich habe sie nach diesem kurzen Augenblicke nie mehr empfunden.

„Perle, schäumender Wein!“ rief er mit Heftigkeit die Gläser füllend. „Perle, du Trugbild des Glückes — schäumend sprudelst du, und der kommende Augenblick macht dich schaal und dein Feuer ist verraucht. Trink', er schwindet wie das Glück!“ — Er

stürzte den Wein hinunter, ging einigemale auf und ab, während sein Blick sich zuweilen auf das Bild heftete, dann setzte er sich wieder, und fuhr mit anscheinender Ruhe fort:

„Auf meines Vaters Geheiß ging ich am andern Morgen auf das Schloß zu unserm Gutsherrn, der mir immer wohl gewollt hatte; er empfing mich freundlich. Heinrich! sagte er zu mir, ich bin Ihrem Vater Dank schuldig, er dient meinem Hause seit dreißig Jahren mit uneigennütziger Treue; Sie sind mein Pathe, und haben die Unterstützung, die ich Ihnen schon auf der Universität zukommen ließ, gut angewendet, Sie sollen nach den eingezogenen Erkundigungen etwas rechtes gelernt haben, mit Kenntnissen bereichert, und mit reinem Herzen und Wandel in Ihre Heimath zurückgekehrt seyn. — Wenn Sie die nöthige Prüfung bestehen, wenn Ihnen die Gabe der Redekunst ward, daß Sie von der Kanzel aus auf die Herzen Ihrer Anvertrauten wirken können, so freue ich mich, Ihnen die durch den Tod Ihres alten Lehrers und Freundes erledigte Stelle des hiesigen Predigeramtes in der Hoffnung anbieten zu können, daß Sie dann jedwede Pflicht Ihres Vorgängers übernehmen, und treu erfüllen werden. Ich verstand ihn, dankte dem Manne aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, und kehrte überglücklich nach Hause zurück.

„Mein Vater war von der Nachricht, die ich ihm brachte, nicht überrascht, er kannte die gütigen Ab-

sichten des Grafen gegen mich schon längst, noch weniger war es Cölestine, wenigstens nicht freudig, denn Thränen brachen hervor, als ich ihr die Nachricht mittheilte, und sie verließ uns schnell. Ich meinte, das Andenken an ihren Vater, dessen Stelle ich einnehmen sollte, sey der Quell, schwieg, verschloß meine Wünsche noch in meinem Innern, und wollte sie nicht eher laut werden lassen, bis mein Schicksal fest gegründet, und mir das Amt gewiß sey, wo ich dann mit Zuversicht um die Hand des geliebten Mädchens werben könnte.

„Meine Vorbereitungen bannten mich auf das Studierzimmer. — Die kurzen Augenblicke, wo ich Cölestine sah, die seit ihres Vaters Tode unserem Haushalte vorstand, gingen mir mehr in Hoffnung als in Gunst vorüber, denn düstere Schwermuth drückte lastend auf dem Mädchen; wenn ich nur entfernt meine Anstellung berührte, ward ihr Schmerz um den Vater immer lauter, und brach unaufhaltsam hervor. Oft wollte es mir sonderbar dünken, aber mein Vertrauen auf den Menschen war so groß; wie sollte ich an Cölestine zweifeln? — So vergingen diese Tage, ich hoffte von der lindernden Zeit, reisete frohen Muthes zur Prüfung ab, überstand sie glücklich, hielt getrost meine Probepredigt, und kehrte vergnügt vom Schlosse heim, wo mein Wohlthäter mir die Vocation überreicht hatte.

„Ich fand Cölestine mit meinem Vater in der Laube unseres Gartens, er kam mir entgegen, und ich em-

pfing seinen Glückwunsch, er ließ mich mit dem Mädchen allein. — Aengstlich sah sie mich nahen; sie zitterte, als ich ihre Hand erfaßte, hohe Röthe überflog ihre immer noch bleichen Wangen. — Sie ahnete was ich ihr sagen wollte, die jungfräuliche Verlegenheit drückte sich in jeder ihrer Mienen aus, und als ich ihre Hand an mein Herz drückte, als die lang verhaltene Flamme in Worte ausbrach, als ich ihr meine Liebe gestand, um ihre Hand warb, entstürzten statt Antwort Thränen ihren Augen, und sie vermochte nicht zu reden.

„Mir ward ängstlich, so hatte ich mir diesen Augenblick der Weihe nicht gedacht. — „Reden Sie, Cölistine,“ bat ich endlich, bestimmen Sie über mein Schicksal. — Sprechen Sie offen, bin ich Ihnen werth?“

„Sie sind mein edler, mein treuer, mein werther Freund,“ erwiederte sie schnell.

„Und wollen Sie mit diesem treuen Freunde vereint durchs Leben gehen?“ fragte ich nach einer Pause.

„Ja, ich will!“ sagte sie ihre Thränen trocknend, dann trat sie vor mich, und reichte mir ihre Hand. — „Treu mit Ihnen durch's Leben!“ rief sie, sank an meine Brust, und schloß mich fest an sich; so ruhte sie schweigend und hielt mich umfangen. — Ich war der Erde entrückt; doch als sie keines meiner Schmeichelworte erwiederte, ich ihr auf meiner Brust ruhendes Haupt erhob, und ihr Auge geschlossen fand, da erst sah ich, daß die Lebensgeister sie verlassen hatten, daß sie ohnmächtig in meinen Armen ruhte. —“

Er hielt inne, blickte nach Cölestinens Bild, nickte ihm freundlich zu, als ob er sagen wollte, ich zürne Dir nicht, und schien sich in Gedanken mit ihr zu unterhalten.

„Von dem Tage an,“ fuhr er nun fort, „ward sie traulicher gegen mich und heiterer. Sie ordnete mit Fleiß und Thätigkeit alles in meiner neuen Wohnung, wobei die Freigebigkeit des Grafen uns sehr zu statten kam; und als nun alles geordnet war, sie mich mit meinem Vater in das Pfarrhaus begleitete, diese stille Wohnung, die sie mir nun bald zum Paradieße umschaffen sollte, glaubte ich dem Schicksale trotzen zu können, schloß sie in meine Arme und rief: „Ich bin ein glücklicher Mensch! Behalte alle deine weitere Schätze, Schicksal, was ich mein nenne, genügt mir!“

„Zum erstenmale aß ich mein Brod, saß ich an meinem Tische, der Gedanke, sie, die mich in den Jahren der Abwesenheit keinen Augenblick verlassen, sie sitzt neben dir, nur noch wenige Tage und sie verläßt dich nicht mehr — dieser Gedanke beseligte mich, als ich sie unter den Linden mit dem Vater nach Hause gehen sah, mein Auge sie immer verfolgte, hoffend, sie werde sich noch einmal umsehen. — Sie blickte nicht nach mir, mit meinem Vater in ein ernstes Gespräch versunken, war sie meinem Auge entschwunden.

„Fast verstimmt trat ich in meine Wohnung, doch bekümmerte mich dieser kleine Mangel an Aufmerksamkeit nicht so sehr, um mich nicht meinen Freuden

und Träumen zu überlassen, als ich selbst zufrieden in meinem geräumigen Wohnzimmer auf und abschritt. Meine Existenz war gegründet, meine Wünsche erfüllt, auf jenem Stuhle am Fenster war ja Cölestinens Platz, der kleine Tisch ihr Arbeitstisch — überall sah ich sie und die schaffende Hand der Hausfrau. Da störte mich der Eintritt der alten Magd in meinen Träumen; sie reicht mir einen Brief, den ein Knabe gebracht. Sorglos nehme ich den Brief, sinne von wem er wohl seyn könne, öffne ihn. — Doch," sagte er rasch aufstehend, und ihn aus seinem Schreibtische holend, „lies ihn selbst, denn mir vielleicht Satanas schrieb, den mir aber ein Engel des Lichtes zu meinem Heil übergab. — " Werner las:

„Jemand, der Ihr wahres Glück will, warnt Sie, da es noch Zeit ist. Sie lieben Cölestine und glauben wieder geliebt zu werden, Sie täuschen sich. — Sie liebte einen Andern, hing schon seit Jahren mit Sehnsucht an ihm, und nur das Versprechen, welches sie ihrem sterbenden Vater gab, nur die Bitten Ihrer Mutter, verbunden mit Achtung und Freundschaft für Sie, vielleicht auch Berücksichtigung ihrer hülflosen Lage, bestimmten sie, Ihnen ihre Hand ohne das Herz zu geben. Jetzt ist es noch Zeit, nach drei Tagen wäre es zu spät. —"

„Der Brief überraschte, erschütterte mich," fuhr der Hofrath fort, „ich glaubte nun Cölestinens räthselhaftes Betragen erklärt, den Quell ihrer Thränen entdeckt zu haben, aber nach wenigen Augenblicken

stand das Vertrauen wieder in mir. — Nein! rief ich, ein Mißgünstiger soll mein Glück nicht untergraben, und mir das Zutrauen rauben, das ich in die Menschen setze; weg, ihr Zweifel! — Beruhigt legte ich mich um Mitternacht zu Bett, aber der Schlaf floh mich, mein Gemüth konnte sich nicht ganz besänftigen, und in dieser verhängnißvollen Nacht glaubte ich mich doch mit der Möglichkeit vertraut machen zu müssen, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn.

„Am andern Morgen ging ich, den Brief in der Hand, nach meines Vaters Wohnung; Cölestine kam mir entgegen, grüßte mich freundlich, reichte mir ihren Mund zum Kusse, und folgte mir sorglos in die Laube unsres Gärtchens. Hier, nach einer Betheurung meines festen Vertrauens auf ihr Herz, gab ich ihr den Brief. — Sie durchflog ihn, eine hohe Röthe überzog ihre Wangen, und Thränen rollten herab, als sie mir ihn zurückgab. „Daß Du mich verkennen mußt, Heinrich," sagte sie kaum ihrer Stimme mächtig, „das ist es allein, was mich schmerzt. Freiwillig wollte ich Dir das Geständniß thun, doch mein Vater hielt mich ab, nun thut es dieser Brief, und mit Deiner Liebe habe ich vielleicht auch Deine Achtung verloren. Aber höre mich an," bat sie mich, der ich vor Erstaunen kaum zu athmen wagte, „höre mich an, ehe du mich verdammst."

„Ja, ich liebte, liebe vielleicht noch — für Dich empfand ich Freundschaft, schwesterliche Neigung —



da gab ich meinem sterbenden Vater auf seinem Todtbette das Versprechen, Dir meine Hand nicht zu versagen, wenn Du um mich würbest. Seine Neigung zu Dir, die Gewißheit die er hatte, Du würdest ihm in seinem Amte folgen, die Sorge um sein verlassenes Kind bewogen ihn dazu; ich versprach es ihm, versprach ihm meine hoffnungslose Neigung zu bekämpfen, und sie Dir zu verschweigen. — Von dem Augenblicke an, wo ich das Versprechen that, habe ich den festen Vorsatz gefaßt, Herrin meiner Neigung zu werden, habe ihn nicht wiedergesehen, jedes Verhältniß mit ihm gebrochen, den heiligen Willen und die Kraft in mir gefühlt, Dir eine treue liebende Gattin zu werden, Dich glücklich zu machen, und habe auch die Hoffnung gehabt, selbst glücklich zu seyn."

„Und wen liebtest, wen liebst Du?" fragte ich.

„Den Hauslehrer des Freiherrn von F., Karl Woltermann," sprach sie bebend.

„Ich schwieg. — Schön wie eine Himmlische stand das Mädchen meiner Sehnsucht vor mir. — „Vertraue meinem Worte, meinem Herzen," sagte sie nach einem langen Schweigen, „habe Geduld und Nachsicht mit mir, und vermag ich Dich noch glücklich zu machen, so lege Dein Glück vertrauensvoll in meine Hand, bei Gott! ich betrüge Dich nicht."

„Ich warf noch einen Blick auf sie, dann nahm ich den Brief, drückte heftig ihre Hand, und verließ sie. — Nach einer Stunde — doch dieser Stunde, welcher ich die Ruhe meines Lebens danke, die letzten

Tropfen, Freund, und dann zum Schlusse. — „Dir frommes Herz," sprach er das Glas dem Bilde entgegenstreckend, „dir den letzten freundlichen Blick meines brechenden Auges, dir den letzten Seufzer meiner Brust, wie diese Neige des perlenden Weins." Mit freundlichem Lächeln blickte er nach dem Bilde, trank und fuhr dann fort:

„Nach einer Stunde kehrte ich wieder zurück, ich fand Cölestine noch auf der nämlichen Stelle in der Laube sitzen, sie trat mir mit Ruhe entgegen. — „Heinrich!" sprach sie, und der Geist der Wahrheit strahlte mir zuversichtlich aus ihren offenen blauen Augen entgegen, „ich habe reiflich über unser Verhältniß nachgedacht, ich glaube versichern zu können —"

„Cölestine!" unterbrach ich sie freundlich. „Ehe Du mir Dein Herz aufschließest, und mich vielleicht aus einem lieblichen Traume weckst, der mich durchs ganze Leben begleiten soll, höre mich; komme, setze Dich zu mir, und denke, Du säßest an der Seite Deines treusten Freundes." — Ich führte sie in die Laube zurück, sie setzte sich neben mich.

„Du liebst. Das Deinem sterbenden Vater gegebene Wort befahl Dir Deine Liebe zu unterdrücken, Du glaubst es zu können, und täuschest Dich; Dein frommer Sinn würde Dich Deine Pflichten treu erfüllen lassen, aber das Bild des Geliebten jede Freude Deines Lebens stören. Sähest Du ihn dereinst glücklich in den Armen einer Anderen, würdest Du sie um ein Glück beneiden müssen, das Dir an meiner



Brust nicht werden konnte; sähest Du ihn unglücklich, würden Vorwürfe Dir jede Freude verbittern, und Deine Heiterkeit trüben — an meiner Hand blüht Dir kein Glück. — Deßhalb müssen wir uns trennen. Wir würden Beide unglücklich seyn, besser ich bin es allein. — „Das Mädchen senkte ihr Auge nieder, indem ich dieß sprach; wollte sie mir ihre Thränen verbergen oder ihre Freude, ich weiß es nicht, und wagte auch damals nicht danach zu forschen. — „Da der Verlobte zurücktritt,“ fuhr ich fort, „so muß der Freund seine Stelle einnehmen, und treu und redlich für Dich sorgen, das werde ich thun durch mein ganzes Leben, und habe es jetzt schon gethan. Lebe wohl, Cölestine, sagte ich aufstehend, es gehe Dir wohl, ich scheide von Dir ohne Groll!“

„Ich ging zu meinem Vater, und machte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt; er war mit mir zum erstenmale unzufrieden, suchte meinen Vorsatz wankend zu machen, doch Gott gedankt! ich blieb fest, verließ am andern Tag meine Heimath, und ging nach Deutschland.

„In jener Stunde, die über mein Schicksal entschied, war ich zu dem Grafen gegangen, hatte ihn mit allem bekannt gemacht, und auf die Stelle, die seine Güte mir vertraut, zu Gunsten meines Nebenbuhlers resignirt. Es bedurfte manches herzlichen warmen Wortes, bis er meine Bitte erfüllte; der edle Mann meinte, die Pflichten, die ich mit meinem Amte übernommen, wären zu heilig,

um sie einer irdischen Leidenschaft opfern zu dürfen; aber ich ließ nicht nach, und da ihm der Hauslehrer des Barons von einer vortheilhaften Seite bekannt war, gab er endlich nach. Mein Nebenbuhler erhielt Amt und Geliebte.

„Ich reiste nach Leipzig, widmete mich hier ganz den Wissenschaften, und der Himmel lohnte mein Mühen. Ich trat bald in Verbindungen, die so vortheilhaft waren, daß ich auch ohne väterliche Unterstützung meine Existenz gesichert sah. Binnen Kurzem erhielt ich Nachricht, daß Cölestinens Verlobter mein Amt angetreten, sie sein Weib sey, und solltest du es glauben, daß ich mich schon so ganz mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß ich mich über diese Nachricht herzlich freuen konnte, und nicht der leiseste Unmuth, nicht die mindeste Eifersucht in mir rege wurden. Ich glaube, diese Ruhe entstand hauptsächlich daraus, daß Cölestine nie liebend in meinem Arme geruht, und alles, was ich Glücklicher empfunden, nur meiner Phantasie verdankt hatte; es wurde dieser deßhalb auch leicht, die glühende Liebe in schwärmerische Freundschaft überzutragen, und, so wie Cölestine früher das Ziel meines Lebens gewesen, wurde sie jetzt sein einziger Zweck. Für sie lebte, arbeitete, sparte ich, und obgleich die Stelle, die ihr Mann begleitete, einträglich war, fürchtete ich doch, daß Umstände eintreten könnten, wo ihr meine Unterstützung nothwendig wäre. Ich ward sparsam, fast muß ich gestehen geizig, entzog mir



Alles, und es ward mir Wollust, für sie darben zu können; ich legte jeden Groschen zurück, und späterhin hat mich diese Vorsorge nicht gereut, denn eine zahlreiche Familie, Unglücksfälle, und ich glaube auch des Mannes Freude am Wohlleben, zerrütteten bald ihr Hauswesen, und ich hatte Gelegenheit im Stillen zu helfen.

„Mein Vater, der stets für Cölestine eine große Vorliebe gehabt hatte, mochte wohl um so ungerechter gegen ihren Gatten seyn, denn was ich durch ihn erfuhr, war nicht geeignet, mich von ihrem Glücke zu überzeugen, aber immer hielt mich ein gewisser Stolz und die Furcht zurück, eine kaum vernarbte Wunde wieder zu öffnen. — So verstrichen sechs Jahre, als mein Vater starb; auch dieß bestimmte mich nicht, meine Heimath wiederzusehen, seit zwei und dreißig Jahren ist sie mir fremd geblieben.“

„Und du hast Cölestine nicht wieder gesehen?“

„Nein, Werner, ich möchte sie auch nicht sehen. — Meine Phantasie, und dieß Bild, welches der Graf malen ließ, und mir schickte, erhalten sie mir immer schön, und in dem Kolorit, welches sie in jenen glücklichen Tagen der Täuschung schmückte; immer schwebt noch die jugendliche Gestalt vor mir, und die blonden Locken rollen sich mit ihrem goldenen Glanze noch immer über eine glatte heitere Stirn, für mich blühen die Rosen noch auf ihren Wangen, und ein ewiger Frühling breitet seine Blumenschwingen über die Geliebte meiner Jugend.

Soll ich mir das Bild selbst zerstören, soll ich mir die zwei und dreißig Jahre herbeirufen, es zu zerstören, soll ich in mir die Flamme erlöschen, die das alte Herz noch jugendlich hält, und über die Gebilde meiner Phantasie den warmen Ton haucht, der ihnen Gluth und Leben gibt? Nein, Freund, der Phantasie gehörte meine Liebe von ihrem Beginnen an, sie soll ihr bleiben bis an das Grab. Und tritt auch zuweilen die kalte Vernunft in ihre Rechte, zeigt sie mir die Matrone im Kreise ihrer sieben Kinder, die Himmelsgestalt von der Zeit zerstört, das Engelsantlitz von Sorgen getrübt, so trete ich vor dies Bild, und die Phantasie, diese freundliche Bildnerin, führt mir aus jener Rosenzeit Cölestine herbei, wie sie war, jugendlich und schön. — Das Bild bleibt mir, und ich lasse ihm die Wirklichkeit, wie Jahre und Sorgen sie gestaltet hatten."

„Und diese Blinde?" fragte Werner.

„Ist ihr jüngstes Kind. — Als ich mich einsam fühlte, und meine Schwester, die ich zu mir nahm, ihr Edukationstalent an mir üben, und es mit uns nicht so recht gehen wollte, schickte ich sie — es mögen nun wohl acht Jahre seyn — nach Kurland, mir die Kleine zu holen, die ich schon ihres Namens wegen den andern Kindern vorzog. Ein Engel schien mit ihr in mein Haus zu treten, und als sie mir, indem sie aus dem Wagen sprang, mit ihren Händchen einen verwelkten Vergißmeinnichtstrauß entgegen hielt, den mir, wie sie sagte, die Mutter schicke,

war es mir, als wäre ich wieder ein Knabe geworden, und die neunjährige Cölestine reiche mir am Wiesenbache einen Strauß, wie sie so oft gethan. — Ich sah der Mutter Züge wieder, so lächelte ihr Mund, so strahlte ihr Auge — Jetzt! — Drei Jahre war ich ein glücklicher Mann; ich sah Morgens und Abends in den Spiegel ihrer Augen, erblickte das liebliche Bild meiner Jugend in ihnen, da schloß der Himmel auch diese Pforten meines Edens, das Mädchen ward blind! —

„Als die Mutter mir ihr Pfand anvertraute, war es eine liebliche Knospe, sich freudig entfaltend,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, „jetzt — hat der Mehlthau ihren Kelch getroffen, er entfaltet sich nicht dem Sonnenlichte. Seitdem fühle ich, daß ein grausames Schicksal mich verfolgt, und mein Lebensmuth ist dahin.“

„Armer Freund!“ unterbrach ihn Werner.

„Fühlst Du nun, Du Ungenügsamer,“ fuhr der Hofrath heftig fort, „daß der Tod nicht allein die Sense führt über die Saat menschlicher Freuden? daß das Leben grausamer ist, wenn es die Halme einzeln knickt, daß sie langsam verdorren? Sieben Jahre fühltest Du Dich in Hoffnung und Sehnsucht beglückt, achtzehn Jahre genossest Du des Lebens Wonne, da schließt der Tod das Buch Deiner Freuden, legt es in das Grab, dessen Rande Du selbst schon nahe bist, und läßt Dir doch einen Sohn, der mit offenem Blicke in das Leben schauen kann, und mir — Was

ich liebte, gehört nicht mein; was ich begehrte, ward mir nicht; nur durch Entsagen rettete ich die Ruhe des Herzens, und ein heiteres Gemüth erkaufte ich mir nur, indem ich, treu meinem ersten Gefühle, darbte und sammelte, das sauer Erworbene mit ihnen theilend. Da sendet mir der Himmel einen Engel, der mich in das Leben meiner Jugend noch einmal zurückführt, er hält mir einen Spiegel vor, in dem ich die Geliebte wieder erblicken kann; der Engel wird blind, und das blutende Mutterherz klagt mich vielleicht an, daß ich das Anvertraute nicht mit Vaterliebe sorgsam genug bewahrte. — Ach, weißt Du keinen Augenarzt, und sollte ich ein Bettler werden, und selbst blind von Hütte zu Hütte wandern müssen, dem Mitleide eine Rinde Brod abzulocken, ich gäbe ihm gern meine Habe, gibt er ihr nur das Licht der Augen wieder."

„Ich kenne einen jungen Mann," sagte der Kriegsrath, „er soll ein geschickter Augenarzt seyn."

„Trägt er auch einen bunten Mantel wie dein Sohn?" fragte der Alte rasch.

„Und trüge er ihn auch," erwiederte Werner, „und heilte Dein Kind, was kümmerte Dich der Mantel?"

„Wohl wahr," sagte Brückner. — „So laß ihn kommen — wo ist er?"

„Ganz in unserer Nähe, es ist mein Sohn," sagte der Kriegsrath.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf. — „Hast



Du kein Zutrauen," fuhr Werner fort, „beurtheilst Du den Menschen nach seinem Aeußern? Armer Freund, wie sollte es Dir ergehen mit Deinem unmodischen Kleide, und Deinem ernsten fast bittern Zug um den Mund, niemand würde in Dir den gemüthlichen Dichter Wanfried erkennen, der so zarten Gemüthes seiner Liebe ein solches Opfer zu bringen vermochte. Habe Vertrauen zu meinem Sohne er ist ein tüchtiger Arzt, und besonders als Augenarzt hat er etwas geleistet. Laß Dich nicht durch seinen Mantel und sein leichtes Wesen irre machen, sein Kopf ist hell, sein Herz ist gut, er zahlt der Zeit seinen Tribut wie Alle, und ist zuweilen ein Narr. Kehre Dich nicht daran, und nimm das Wort, das ich eben aussprach, nicht streng, in der Sprache der Zeit würde es heißen: er ist ein Elegant.—

Der Alte schüttelte immer mehr und mehr den Kopf, gab keine bestimmte Antwort, und schien erst nach reiflicher Ueberlegung sich entscheiden zu wollen.

Indessen die Freunde aus dem Erinnerungsbecher manchen süßen, aber auch manchen bittern Tropfen geschlürft hatten, war Theodor mit der Tante und Cölestinen beschäftigt gewesen. Aufmerksam, ohne daß irgend eine Aeußerung es der Blinden hätte verrathen können, hatte er die Augen Cölestinens untersucht, und ihm schien aus ihnen noch die Hoffnung zu schimmern. Diese Theilnahme des jungen Mann

für ihren Liebling machten ihn der Tante noch werther, und die Auszeichnung, mit welcher er sie behandelte, die Artigkeiten, welche er ihr zuweilen über ihr Talent sagte, denn die Tante hatte schon in der ersten Stunde ihn mit ihrer schriftstellerischen Laufbahn bekannt gemacht, hatten sie ganz für ihn eingenommen. Die schöne Gestalt des jungen Mannes, der Geist, der sich lebhaft in ihm aussprach, der Gedanke, daß es der Sohn des Jugendfreundes ihres Bruders sey, alles dieß ließ sie glauben, sie habe den Mann für Cölestine gefunden. Daß das Mädchen blind sey, schien ihr kein Hinderniß; im Gegentheile gab dieß der ganzen Sache einen romantischen Ton, und sie glaubte, ein junger Mann würde sich eben so glücklich an der Seite einer blinden Gattin fühlen, als sie sich den umgekehrten Fall denken konnte, einen jungen blinden Mann noch zu beglücken, der dann blos durch ihren Verstand bezaubert, die kleinen Furchen nicht bemerken konnte, welche sie der Macht der Jahre doch einräumen mußte.

Theodor schien ganz in ihren Plan einzugehen, ohne ihn zu kennen, er war von beinahe zudringlicher Theilnahme für Cölestine, welches die Tante seinem Herzen, und nicht seiner Wissenschaft beimaß, war gegen sie von besonderer Aufmerksamkeit, belobte, was sie sagte, bat innig um Mittheilung ihrer Geistesprodukte, welche sie immer noch mit jungfräulicher Bescheidenheit ihm mitzutheilen zögerte, und berauschte oft die gute Tante mit Schmeicheleien, die nie

ihre Wirkung in dem Herzen der Eiteln verfehlten. Aber gerade das, was Tante Christianchen an dem jungen Manne entzückte, entfernte Cölestine immer mehr von ihm. Sie fand in dem Betragen gegen die Tante Spott, und seine Theilnahme für sie war ihr lästig; vielleicht hatte sie sich auch das Bild des jungen Elegant, so wie ihn der Vater ihr geschildert, noch mit zu grellen Farben ausgemalt, kurz sie fühlte sich in Theodors Nähe nicht wohl, und als der Vater ihr sagte, daß der Sohn seines Freundes Augenarzt sey, ihre Augen untersuchen, und, im Fall er noch Hoffnung habe, einen Versuch wagen wolle, schien es ihr unangenehm zu seyn, sich seinen Händen anzuvertrauen.

Die Tante war ausser sich; theils nahm sie wirklich warmen innigen Antheil an Cölestinen, so daß auch der kleinste Hoffnungsstrahl ihr willkommen war, theils ward der schöne romantische Traum, der so viele Intriguen und empfindsame Situationen versprach, durch den Eigensinn und die Launen des Mädchens gestört. — Ein junger Mann, der sich in eine Blinde verliebt, ein Mädchen, welche das Bild des Geliebten aus sich selbst schaffend, deshalb mit doppelter Gluth an ihm hängt, die Heilung der Blinden durch die Hand des Geliebten, das überirdische Glück um bei dem ersten Lichtstrahle, der ihr Auge trifft, in ihm ihr Ideal verschönt wieder zu erblicken, das alles gab so viel Stoff zu einem Romane mit lebenden Figuren, und die Tante freute

sich schon der Rolle, die sie darin übernahm, als daß sie nicht bei ihrer Sucht Ehen zu stiften, wenn sie auch selbst unbekränzt an Hymens Tempel vorübergehen mußte, alles dazu beigetragen hätte, den Roman, den sie selbst mit kühner Hand begonnen, auch zu enden.

Aber je mehr sie Cölestine nach dem sich vorgesteckten Ziele führen wollte, desto widerspenstiger wurde das Mädchen, und die Bemühungen der Tante, welche ihre Pläne zu ertrotzen suchte, entfernten sie immer mehr, und machten ihr den jungen Arzt so zuwider, daß sie endlich ihren Vater bat keinen Versuch durch ihn machen zu lassen.

Theodor, über welchen der Hofrath Erkundigung eingezogen, und von dessen Geschicklichkeit er nur Vortheilhaftes gehört hatte, war wohl selbst an Cölestinens Widerwillen Schuld. Er konnte nicht immer eine gewisse Ironie unterdrücken, und selbst da, wo er wahr und edel fühlte, war Ton und Wort nicht ohne dieses jetzt von den Shakespearromanen so hoch gepriesene Talent; er fühlte wohl, daß er dadurch das Mädchen von sich entfernte, und konnte doch nun nicht mehr den rechten Ton finden, durch den er das einmal Verlorene wieder gewann. Da er nun dem lieblichen Mädchen so gern geholfen hätte, aber wohl wußte, wie sehr der Arzt des Zutrauens bedarf, besonders der Augenarzt, so fiel er auf den sonderbaren Gedanken, sich dem Scheine nach ganz aus dem Spiele zu lassen. Der Vater Cölestinens sollte vorgeben, einen andern Arzt zum nämlichen Zwecke



kommen zu lassen, und er wollte dann unter dessen Namen die Operation leiten, welche er nach näherer Untersuchung für möglich, wenn auch für schwierig hielt. Er machte zu diesem Behufe den Vorschlag, einen in Leipzig wohnenden Jugendfreund kommen zu lassen, der überdieß ihn habe besuchen wollen, und von welchem er hoffte, daß er sich gern, des guten Zweckes wegen, zu dieser Mystifikation hergeben würde.

Nach manchen Debatten, wobei Tante Christianchen immer die Opposition bildete, reiste Theodor ab, den Freund zu einem Besuche auf der Villa zu bewegen.

Nach einigen Tagen kam er mit ihm zurück. — Der Zufall schien zwei ganz verschiedene Wesen in Freundschaft vereinigt zu haben, denn Eduard Berg, so hieß der junge Freund, war ein ernster, so wie es schien in sich verschlossener Mann, von wahrhaft männlicher Gestalt und mit würdevollen Zügen, die man hätte finster nennen können, wenn nicht zwei dunkelblaue Augen unter den langen Wimpern so sanft hervorgestrahlt hätten, als wenn durch düstere Nachtwolken das sanfte Licht zweier Sterne hervorschimmert. Theodor hatte ihn bereitwillig gefunden, die Rolle des Augenarztes zu übernehmen, denn er hielt es für Pflicht, da, wo der Zweck die Mittel heiligt, zu einem frommen Betruge die Hand zu bieten.

Theodor, einige Jahre jünger, lebenslustig und lebensfroh, war an Gestalt und Gemüth ganz das Gegentheil des Freundes. — Blond, lebhaft, alles mit Feuer und Gluth erfassend, den stets beweglichen Blick nie lange auf etwas heftend, schien er das Bild des Frohsinnes zu seyn, wenn jener das des Ernstes war, und doch beschattete ein Zug von Bitterkeit und Ironie den lebensfrohen Ausdruck seines Gesichtes, und entfernte manches Herz von ihm. Sein munteres Wesen erwarb ihm nicht immer Freunde, nur wer wie Eduard sein Herz ganz kannte, den trieb der spöttische Zug nicht aus seiner Nähe; selbst in dem Tone seiner Stimme lag nicht das Zutrauen-Erweckende wie bei jenem.

Cölestinen ward der Fremde als der neu angekommene Arzt vorgestellt, der an Theodors Stelle ihre Augen untersuchen sollte; der Vater hatte sie schon früher sehr ernstlich gebeten, sich hier nicht auch von ihren sonderbaren Ideen und Gefühlen bestimmen zu lassen, und nur die Geschicklichkeit des Arztes, nicht den Ton seiner Stimme und seine Worte zu beachten. Bei der Tante bedurfte es dieser Empfehlung nicht, denn gleich bei seinem ersten Auftreten hatte der junge Mann sich ihr werth gemacht, und sie stellte ihn sogleich über Theodor, dessen wohlgefälliges Aeußere ihr zwar gefiel, dessen muntere heitere Laune aber, und sein ewig neckender Witz, nicht immer ihr leicht erregtes Gemüth sanft ansprach, und es wohl öfters verwundete. Eduard Berg hinge-

gen, dieser ernste schöne Mann, der sich ihr mit so viel Anstand und Ehrfurcht nahte, in ihr die Frau vom Hause zu erkennen, und nach Würden zu achten schien, dessen schwermuthsvoller Blick, wahrscheinlich ohne seinen Willen, so manchen befiederten Pfeil in das poetische Herz der jungfräulichen Muse sandte, dieser konnte seine Wirkung nicht verfehlen, und so wie sie vom ersten Augenblicke Theodor ihrer Protektion gewürdigt, so fühlte sie, Eduard Berg könne noch Höheres, Schöneres verdienen, und ihre Phantasie entführte sie bald in die oft so unerreichbaren Räume menschlicher Sehnsucht.

Ernst und treuherzig hatte der Hofrath den Neuangekommenen empfangen, und ihn um Entschuldigung wegen der hier zu spielenden Rolle gebeten. Ein Blick, den der bekümmerte Vater auf die eben eintretende Tochter warf, ein herzlicher Druck der Hand, der alles bei diesem Spiele Unangenehme vergüten konnte, mehr aber noch der Anblick des blinden Mädchens, das mit sanfter Freundlichkeit eintrat und den Fremden begrüßte, hatten Eduard schon reichlich für jegliche Mühe belohnt, die ihm hier werden konnte.

„Sie haben Sich hierher bemüht meine, Augen zu untersuchen,“ sagte Cölestine, nicht ohne Rührung, sich nach der Stelle wendend, wo sie glaubte, daß er sey. „Ich danke Ihnen; es ist ein Gang der Liebe, der reinsten Menschenliebe,“ setzte sie schnell hinzu, „wenn der Arzt dem Kranken mit dem heißen Wun-

sche ihn zu retten naht. — Und wer des Augenlichtes beraubt auf dieser schönen Erde traurig wandelt, nur langsam Schritt vor Schritt dem Grabe und einer entfernten Morgenröthe entgegengeht, und nicht wie der Fieberkranke von dem kommenden Morgen Rettung oder Auflösung erwarten kann, dem ist der Arzt ein Engel, dessen Hand ihm zur Palme des Friedens, zum Strahl des Lichtes wird. Untersuchen Sie mein Auge, ich unterwerfe mich jedem, denn mit dem Zutrauen ist mir die Hoffnung erschienen."

Eduard schwieg, sein Auge ruhte auf dem umflorten des Mädchens, auf den lieblichen Zügen dieser, der Nacht geweihten Gestalt. —

„Sie sagen mir kein tröstendes Wort," fuhr Cölestine fort; „können Sie mir nichts Freudiges, Hoffnungerweckendes sagen? —"

„Ich untersuchte Ihr Auge," begann Berg sich fassend.

„Und was fanden Sie?" fragte Cölestine schnell, von dem weichen sonoren Tone seiner Stimme bewegt.

„Trügt mich nicht eine innere Stimme," sagte er mit Feuer, „trügt mich nicht das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke ergriff, nicht der Glaube an die Barmherzigkeit des ewigen Gottes, so wird er Ihnen das Licht ihrer Augen wieder geben, und der Himmelsstrahl von neuem in ihnen erglühen."

„Sie sprechen mit vieler Wärme und Bestimmtheit, lieber Herr," unterbrach ihn die Kranke, „Ihre Worte sind tröstend; aber die innere Stimme, welche

die Hoffnung weckt, und das Vertrauen auf Gott haben mich nie verlassen, und dennoch blieb ich blind. — Ihr Trost kam nur aus Ihrem Herzen.“ — Eduard erröthete.

„Soll denn der Arzt nicht auch dem Herzen sein Recht einräumen,“ begann er nun. „Was ist seine Wissenschaft ohne die Hülfe von oben.“

„Also auch Ihrem prüfenden Auge ist die Hoffnung nicht entschwunden?“ fragte sie zutraulich.

„Es sieht das Licht durch die Nacht hervorbrechen, denn könnte dieß Auge geschlossen bleiben? —“

„Dann wäre es besser, die Nacht des Grabes deckte es für immer,“ unterbrach ihn Cölestine, die heute aufgeregter war als je, und jetzt ihre Hand nach dem Fremden streckte, den sie zu suchen schien. „Zürnen Sie nicht über meine Heftigkeit,“ fuhr sie fort, „es sind nur Augenblicke der Aufregung und des Unmuthes, sonst trage ich mein Geschick duldsam und murre nicht; aber mit der Hoffnung kommt die Ungeduld! — Ja, lieber Herr, es ist ein trauriges Loos im Finstern den Weg des Lebens zu wandeln, und nirgends eine heitere Aussicht vor sich zu sehen. Die Tage schwinden dahin, und nicht Sonnen=, nicht Mondenlicht bezeichnen uns ihren Wechsel, und was wir empfinden, gleicht höchstens einem freundlichen Traume, in dem uns ein dunkles Gefühl nicht verläßt. Alle liebliche Gestalten, die uns umgaukeln, sind nur Traumgestalten, Gebilde unserer Phantasie, die, wenn sie uns auch noch so treulich begleiten, wir sie noch so lieb gewon=

nen haben, uns treulos verlassen, wenn die Schwingen der Phantasie ermatten. — Ich war zwölf Jahre alt, als ich blind wurde; nicht plötzlich, nur allmählig sank der Schleier vor meinen Blick, anfangs traten die Gegenstände immer ferner von mir, dann verschmolzen die Farben in einander und vergrauten, später konnte ich die Umrisse nicht mehr festhalten, die Formen schwammen durcheinander, und selbst das Unbewegliche wogte vor meinem Blicke. Es war ein ängstlicher Zustand voll Bangigkeit und Trauer. Da erwachte ich eines Morgens, ich öffnete die Augen, es war noch Nacht, ich schloß sie wieder um fortzuschlummern; aber geschlossen oder geöffnet — es blieb Nacht, und ich sah der Sonne freundliches Licht nicht wieder!"

„Und hatten Sie seitdem keinen Schimmer, nicht die kleinste Spur von Licht?" fragte Eduard, kaum seine Rührung bergend.

„Manchmal ist es mir, als sähe ich in der finsteren Nacht eine graue Wolke vor meinen Augen ziehen, zuweilen, jedoch nur selten, dünkt es mich selbst als sähe ich einen Schimmer, der dem hervorbrechenden Strahle der Morgenröthe gleicht, diesem ersten Boten der Dämmerung, aber mir war er noch kein Bote des Tages, er zog trauernd vorüber, verschwand ohne mich zu begrüßen, und ließ mir nur Thränen statt seines erquickenden Thaues zurück. —" Dieß sagend, senkte sie trauernd ihr Haupt; Alle schwiegen, keiner wagte ihren Schmerz zu stören. — Da erhob sie sich

plötzlich, nickte freundlich jeden begrüßen wollend, und tappte, von der Tante geleitet, nach der Thüre.

„Siehst Du den Halm, den das Leben geknickt hat, siehst Du ihn dem Verwelken entgegen schwanken?“ rief der Hofrath, sich nach dem Freunde wendend. „Das ist bitterer, als Tod!“

„Mit nichten!“ erwiederte jener. „Was auf Erden wandelt, gehört noch uns und der Hoffnung, was da unten liegt, der Verwesung an.“

„Vater,“ unterbrach ihn Theodor, „ich stimme Dir nicht bei; für ein solches freudeloses Leben lieber den Tod. — Was nimmt er als das Gefühl unseres Unglücks, das Gefühl des entbehrten Glückes? Was hilft es mir, daß ich noch dem Leben angehöre, gehöre ich doch nicht den Lebenden an, denen ich eine Last, nur noch ein Reizmittel des Mitleides bin.“

„Theodor!“ fiel ihm Eduard in die Rede. „Dein Herz schwieg, indem Du dieß sprachst. Sollte ein Wesen wie Cölestine, herrlich ausgestattet von der Natur an Geist, Körper und Gemüth, sollte das den Lebenden nicht mehr angehören, weil es blind ist, sollte es nicht der Vaterliebe, dem Vaterherzen angehören, sollte es nicht ein Wesen finden, dem es Liebe einflößen könnte, auch ohne den Stern des Auges, aus welchem freilich der Liebe höchste Gluthen strahlen?“

„Ich glaube kaum,“ meinte Theodor. „In Stunden der Aufregung könnte freilich unsere Phantasie uns so sehr täuschen, daß wir wähnten als Stab einer Blinden selig und glücklich durch diese Welt zu wan-

dern. In den Stunden des ruhigen Nachdenkens aber würde dieser luftige Traum sehr bald verschwinden, und die Liebe, nur in der Phantasie geboren, verginge mit dieser flüchtigen. Mir zum Beispiel ist Cölestine eine höchst interessante Erscheinung; sanftere Weiblichkeit, zartere Formen, einen zarteren Geist, der sich in einer ewig reinen Azursphäre bewegt, ein lieblicheres Bild einer Jungfrau sah ich noch nie, und der Wunsch, der heiße Wunsch, daß der Himmel meine Hand leiten, mir die Operation gelingen lassen möge, stieg noch bei keinem Falle so lebendig in mir auf als hier, denn das Licht der Augen ihr wiederzugeben wäre mir eine hohe Freude; ich stellte das Mädchen in ihrer Vollkommenheit wieder dar, und sie müßte dann alle Herzen bezaubern."

„Armer Mensch," sagte Eduard stolz. „Ist Dir die Sonne nicht mehr die Glühende, alles Erwärmende, weil eine Wolke sie deckt, vergißt Du die Wärme, welche sie aushaucht auch ohne zu strahlen, gedenkst Du nicht des Lichtes, das sie verbreitet, auch wenn sie verhüllt ist? Blick auf die Blinde. — Was das Auge Dir verschweigt, sagt der liebliche Mund, selbst wenn er sich Dir schließt, auf seinen Lippen ruht die Milde, und sein kaum bemerkbares Lächeln drückt die Empfindungen ihres Herzens, selbst die Flammen, die sie verbergen möchte, inniger und zarter aus, als wenn die Blicke manches Auges sprechend verwunden. Mußt Du Ungenügsamer alles vereint wissen, um Dich glücklich zu fühlen?"

Die eintretende Tante unterbrach das Gespräch, und bemächtigte sich nach ihrer Gewohnheit schnell des Wortes, wandte sich hierbei meistens an Eduard, der, obgleich von dem vorigen Gespräche noch aufgeregt, ihr dennoch aufmerksam zuzuhören schien. Den Hofrath und seinen Freund hatte die Scene ernst gestimmt, selbst Theodors Laune war getrübt, und obgleich er alles, was Tante Christianchen sagte, durch Ja und Nein, wenigstens durch eine stumme Verbeugung beantwortete, war auch er in ernstes Nachdenken versunken, so daß Niemand den Fluß der Rede unterbrach. Diese öffnete alle Truhen ihres Geistes, um die längst verborgenen Schätze auszubreiten, und wußte nach und nach das Gespräch auf Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu ziehen, so daß Eduard, ohne zu ahnen, daß die gute Tante selbst in diese Kategorie gehöre, unvermerkt in ihr Gespräch verwickelt wurde.

„Haben Sie die Schweden vor Prag von Karoline Pichler gelesen?“ fragte jetzt die Tante.

„Nein,“ erwiederte Eduard noch zerstreut.

„Nicht!“ fuhr sie verwundert auf, „nicht die Schweden vor Prag gelesen?“

„Nein,“ wiederholte der junge Mann ganz unbefangen. „So sehr ich auch Karoline Pichler schätze, so sehr sie auch als Schriftstellerin eine Ausnahme von vielen ihres Geschlechtes machen soll, ist es bei mir doch Grundsatz, nur wenig Romane, nie aber einen Roman von einer Dame geschrieben, zu lesen.“

Die großen hervorstehenden Augen der Tante wurden bei diesen Worten noch stechender als gewöhnlich, eine flüchtige, jedoch schnell wieder verschwundene Röthe färbte ihre Wangen, und ein mitleidiges Lächeln umzog ihren Mund. — „Sagen Sie selbst,“ fuhr Eduard fort, „wie kann eine Frau Kriegsbegebenheiten schildern, wie sich in das wilde Treiben des Soldatenlebens hineindenken?“

„Da haben Sie freilich Recht,“ unterbrach ihn die Tante beruhigter; denn bis zum Geschichtlichen hatte sich ihr Talent noch nicht verstiegen. „Das ist kein Feld für des Weibes zarten Griffel, dieß mag man der rauhen Hand des Mannes überlassen. Aber wenn wir die geheimen Falten des weiblichen Herzens öffnen, wenn wir das Weib so zart schildern, wie es wirklich ist, es durch die Labyrinthe des Schicksals führen, Begebenheiten aus dem Leben, vielleicht sogar aus dem eigenen Leben darin verweben, so die wirkliche Welt idealisirt wieder darstellen, und die Jugend belehren, verdienen wir dann nicht den Kranz?“

Eduard hatte, während sie sprach, die Tante mit Verwunderung angesehen. — „Sollte auch sie“ dachte er; doch ihr Aeußeres, sich eher dem Gemeinen als dem Idealen nähernd, ließ ihn kaum fürchten gegen die Artigkeit verstoßen zu haben, und die wenige Befangenheit, fast hätte man es bei einer Frau Dreistigkeit nennen können, mit welcher sie sprach, verbannte jede Sorge. Als daher die Tante ihn nochmals um seine Meinung bat, sagte er ganz offen:



„Ich tadle alle weibliche Schriftstellerei, und würde jedes junge Mädchen, wäre sie schön wie ein Engel, talentvoll wie keine, fliehen, träte sie so aus dem schönen herrlichen Wirkungskreise, welchen die Natur für sie bezeichnete, sähe ich sie mit jener, nur aus Eitelkeit entsprungenen Liebe an den Kindern ihres Geistes hängen, wie sie mit jener Liebe aus der Tiefe des mütterlichen Herzens an den Kindern einer glücklichen Ehe hängen sollte. Nur denen könnte ich die neue, unnatürliche Bahn verzeihen, die unverschuldet das schöne Ziel verfehlten, und deßhalb ihrem Berufe nicht folgen konnten, und nun in der Phantasie wenigstens wirken und genießen wollen, was ihnen das Schicksal versagte. Sie könnte ich wohl bedauern, denn es muß schrecklich seyn, den Zweck des ganzen Lebens verfehlt zu haben."

Anfangs hatten die Muskeln in der Tante ewig beweglichem Antlitze krampfhaft gezuckt, bald hatte sich Unmuth, bald jenes stolze Mitleid darauf ausgedrückt, welches so oft auf dem Gesichte sich zeigt, wenn das Herz mit seinen Schwächen sich getroffen fühlt, und den Stolz herbeiruft, die Demüthigung zu maskiren, zuletzt war doch das Herz ergriffen, und ein bitterer Schmerz zog sich um die bebenden Lippen. Eduard, nicht sehr mit der Welt und den Menschen bekannt, entging dieß zwar nicht, doch ahnete er nicht den Quell, und fuhr unbefangen fort: — „Sie fühlen gewiß mit mir, wie beklagenswerth diese Klasse von Frauen ist. Unbefriedigte, von der Phan=

tasie immer genährte Gluth im Herzen, ewig eine Welt vor Augen, die sie im wirklichen Leben nicht wiederfinden, ewig die Täuschung selbst noch zu vermehren, die ihnen so schadenfroh von ihrem Frühlinge bis zum Herbste folgte, stets von Eitelkeit und Ansprüchen gefoltert zu seyn, die nie Befriedigung finden. — Gott bewahre jedes weibliche Herz vor dieser Stellung; er gebe ihnen lieber ein Plätzchen in der Küche als am Schreibtische, ihr ganzes Leben ist verfehlt. — Habe ich vielleicht etwas gesagt, was der Dame wehe thun konnte?“ fragte er jetzt besorglich, als die Tante rasch aufgesprungen war, und mit sichtbarem Unmuthe das Zimmer verlassen hatte.

Theodor brach bei diesen Worten in ein helles Gelächter aus, während der alte Hofrath sich ihm nähernd sagte: „Sie haben freilich eine Saite berührt, die meiner Schwester unangenehm seyn mußte. Sie wußten wahrscheinlich nicht, daß sie selbst Schriftstellerin ist, sonst würden Sie sicher Ihre Worte mehr abgewogen haben.“

„Bei Gott nicht!“ rief Eduard — „wie konnte ich es ahnen!“

„Nehmen Sie sich das zur Lehre, junger Mann,“ sagte der Alte verweisend, „nie, bei dem Eintritte in einen uns fremden Kreis, irgend eine Saite des menschlichen Herzens rauh zu berühren, ehe man die Verhältnisse aller kennt, in deren Mitte man steht; es wird Ihnen schwer werden, es bei meiner Schwester wieder gut zu machen. —“

Es wurde ihm jedoch nicht so schwer, als der Hofrath es fürchtete, denn sein offenes Geständniß, daß er die Schriftstellerin nicht in ihr geahnet, sein wirklich aufrichtiger Schmerz darüber, sein sprechendes Auge und die schwellenden Lippen, die er auf die knöcherne Hand der Tante drückte, mehr aber noch der erste Eindruck, den das vorige Gespräch nicht ganz verwischt hatte, söhnte sie vor der Hand mit ihm aus, und es ward ihm vergeben, obgleich die Tante den Stachel, der sie so tief verwundet hatte, nicht ganz aus ihrem Herzen ziehen konnte.

Es waren schon einige Tage seit Eduards Ankunft vergangen, Theodor hatte die nöthigen Instrumente kommen lassen, und da er überzeugt war, daß Cölestinens Augenübel nur der graue Staar sey, entschloß er sich nach einer kurzen Vorkur, die Operation zu beginnen. Ihm, dem scharfen Beobachter, war es seit dem ersten Tage, wo sein Freund die Villa betreten hatte, nicht entgangen, daß zwei Herzen zärtlich, wenn auch nicht für einander schlugen; denn Eduards großes dunkelblaues Auge sah er unverwandt auf der Blinden ruhen, er glaubte es selbst feucht gesehen zu haben, eine seltene Erscheinung bei diesem ernsten Manne, und Tante Christiane vernachlässigte ihn seitdem ganz, und versuchte, wie eine Spinne di

unbedachte Fliege, den armen Eduard mit ihren Fäden zu umspinnen.

In dem Herzen einer Schriftstellerin übt Amor gemeiniglich sein Recht auf eine höchst tyrannische Weise. Von der talentvollen Frau oft schon selbst erbärmlich gemißhandelt, indem sie den kecken muntern Knaben zu einem empfindsamen bleichen Jüngling metamorphosirte, und ihn durch Entbehren und Entsagen homöopathisch quälte, läßt der Nachsüchtige keine Gelegenheit vorbei, in das stets offene Herz seine jüngsten Pfeile zu senden, oder sich als Mentor in das unbewachte zu schleichen, denn wo könnte eine Schriftstellerin die Gelegenheit versäumen, einen jungen Mann zu bilden, wenn er nämlich liebenswürdig ist. Einmal nun im Besitz eines solchen Herzens, läßt der schalkhafte Gott alle Qualen und Schmerzen aus seinem Köcher, sendet sie als milde Spende der unglücklichen, und die Liebe einer alten poetischen Jungfrau hat der Wehemuth so viel, der Wonne so wenig, wie schon Sappho uns lehrte.

Auch Tante Christiane hatte schon oft aus dem Kelche genippt, und fühlte hier von neuem der Liebe Qualen. Nicht allein, daß sie den unfreundlichen Erguß über ihr Talent ruhig hatte ertragen, und die Hand zur Versöhnung bieten müssen, sie bemerkte auch, und solch geübtes Auge sieht scharf, daß Eduards Blick oft und lange an Cölestinen hing, und sein Gespräch das Mädchen mehr anzuziehen schien, als sie es bis jetzt noch bei irgend einem Manne an ihr



beobachtet. — Sie staunte, wie es möglich sey, in so kurzer Zeit solche gegenseitige Neigung zu erwecken, und wohl mit der Wahlverwandschaft der Herzen unbekannt, da ihre Neigungen bisher unglücklicherweise immer nur einseitig geblieben waren, und ihre eigene schnell aufgeloderte Flamme ganz vergessend, war ihr Cölestine ein Räthsel. — In Allem ziemlich klug, in der Liebe aber nur der Leidenschaft, nie dem Verstande folgend, näherte sie sich jetzt Theodor mehr, erpreßte bald von dem ewig Neckenden das falsche Geständniß, daß er Cölestine liebe, trieb ihn an, seine Bewerbung bei der Nichte fortzusetzen, und ihr Herz zu bestürmen; auch sprach sie deshalb mit ihrem Bruder, der jedoch nicht ganz in ihre Pläne einstimmen wollte, da der bunte schottische Mantel ihm noch zu sehr im Gedächtnisse war, und er überhaupt das Einmischen in dergleichen nicht liebte.

Sie selbst trat nun wie ein feindlicher Schatten zwischen Eduard und Cölestine, suchte den poetischen Sinn des jungen Mannes zu wecken, und spannte alle Kraft des Geistes und Gemüthes an, sich liebenswürdig zu zeigen; ihm jedoch die Kinder ihres Geistes vorzulegen, verbot ihr der Stolz, nicht einmal ihren schriftstellerischen Namen erfuhr er.

Eduard, sein Unrecht fühlend, ergriff jede Gelegenheit, es wieder gut zu machen, hörte aufmerksam zu, wenn die Tante sprach, und unterdrückte seinen Unmuth, wenn sie sich zwischen ihn und das Mädchen drängte, so daß sie trotz der Unruhe, die ihr

mancher Blick des Jünglings, manches herzliche Wort Cölestinens verursachte, mit innigem Wohlgefallen in seiner Nähe war, und ihre Neigung von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde mächtiger wurde.

Auch in Cölestinens Brust hatte sich ein bisher noch unbekanntes Gefühl geschlichen, es war Wohlwollen zu Eduard, Freude an seiner Unterhaltung, Unmuth wenn die Tante mit ihrem heftigen Dazwischenkommen ihr anziehendes Gespräch störte, auch fühlte sie eine Aufregung aller ihrer Empfindungen, wenn der sonore Ton ihrer Stimme erschallte. Sich ihrer Gefühle selbst nicht deutlich bewußt, glaubte sie in Eduard einen ihrer entfernten Brüder wiedergefunden zu haben, der mit Herzlichkeit und inniger Empfindung zu ihr spräche; sie ahnete nicht, wenn sie in der Laube saß, ihre Taube lockte, und die girrende sanft streichelte, daß ein ganz anderes Gefühl in ihr rege wurde, als sonst; sie wußte sich nicht zu erklären, was sie so sonderbar bewege, wenn er zu ihr sprach, oder gar seine Hand sie leitend berührte; sie wußte sich schuldlos, und doch fühlte sie dann das Blut in ihre Wangen steigen, als drücke sie eine Schuld, und selbst als Eduard einmal ihre Hand erfaßte, er sie leise drückte, und sie den Druck unwillkührlich erwiederte, hatte diese Berührung sie wie ein elektrischer Schlag durchzuckt. Es lag etwas auf ihrem Herzen, das sie aussprechen mußte, und doch schwebte es nur so dunkel vor ihr, daß sie die Worte es auszudrücken nicht finden konnte; sie fühlte, daß

sie der Theilnahme bedürfe, und doch verschloß sie ihr Herz seitdem immer mehr und mehr. Der Tante sich anzuvertrauen, wäre ihr unmöglich gewesen, sie hätte nur ihren beißenden Witz gegen sich geweckt, auch sagte ihr ein gewisser Instinkt, daß diese ihre Empfindungen tadeln würde. Nur als ihr allmählich dies Gefühl drückend, sie in Eduards Nähe verlegen wurde, beschloß sie die geheimsten Falten ihres Herzens dem Vater aufzudecken.

Eines Nachmittags, nachdem sie schon lange gelauscht hatte, ob er sein Schläfchen beendet, schlich sie zu ihm. Sie hatte, während sie lauschte, Worte zu ihren Empfindungen gesucht, und glaubte sie endlich auch gefunden zu haben; als sie jedoch eintrat, der ehrwürdige alte Mann, in seinem Lehnstuhle sitzend, sie freundlich willkommen hieß, blieb sie zagend an der Thüre stehen, und Muth und Wort war dahin.

„Was ist Dir Cölestine?“ fragte der Vater, „bleibst mir so fern, als ob eine Schuld Dich drückte.“ — Bei diesen Worten fühlte sie sich plötzlich ergriffen, eilte auf ihn zu, sank an seine Brust und weinte bitterlich. — „Cölestine!“ rief der Alte erschrocken, „fasse Dich; was ist Dir begegnet? sprich!“

„Ach hätte ich Worte, Vater!“ rief sie, „hätte ich Worte, Dir zu sagen, was in mir wogt und brennt. Bald ist es hier, wie die Wellen, wenn der Sturm die Fluthen peitscht, bald wieder wie die Flamme, die hervorbrechen will, und es doch nicht

vermag. — Ach in seiner Nähe ist mir so sonderbar, so wohl, so wehe, ich möchte weinen und doch aufjauchzen vor Freude, ich möchte ihn fliehen, und ihn doch festbannen an meinen Schritt.“

„Wen?“ fragte der Vater.

„Eduard Berg,“ sagte sie nach langem Zögern, und Purpurgluth umzog ihre Wangen, die sie an des Vaters Brust verbarg.

„Armes Kind!“ rief dieser, „arme zerknickte Blume!“

„Arm?“ rief das Mädchen aus, „arm? wie meinst Du das Vater? Ich fühle mich so reich, mein Herz mit Schätzen beladen, die mir aus unbekannten Zonen wurden, ich fühle mich so reich, so reich an überschwenglichem Glücke — daß es mir vor meinem Glücke bangt,“ setzte sie unter tiefem Seufzer hinzu.

„Cölestine,“ sagte der Vater sie streichelnd, und in dem Tone lag die ganze Wehmuth des zerrissenen Herzens. „Arme Unglückliche! in Deiner Brust ist das Schlummernde erwacht Dir zur Qual, die Empfindungen, die Dich beseligen, sind Verkünder trüber Stunden, die tückisch Deiner harren, und Deine Sehnsucht bleibt ungestillt an ihren düsteren Pforten stehen, sie bringen Dir nur welke Kränze, die nie für Dich entblühen werden.“

„Rede deutlicher, Vater,“ unterbrach ihn Cölestine ängstlich, „Ich ahne den Sinn deiner Worte, doch wünschte ich meine Ahnung tröge, darum rede deutlicher, mein guter Vater.“

„Du liebst Eduard!“ sagte der Alte ernst.

„Ja!“ fuhr das Mädchen auf, legte die Hand auf ihr klopfendes Herz, und sagte dann leise: „Ich glaube es selbst, das Herz klopft stürmisch unter meiner Hand, ich fühle meine Wange glühen, die Sehnsucht hat mich erfaßt; und meine Ruhe ist hin.“ Sie senkte traurig ihr Haupt, der Alte legte seine Hände auf sie, und den Blick nach oben gerichtet sprach er:

„Herr, mein Gott! Du hast mir viel genommen und ich habe nicht gemurrt, Du hast die Sterne meines Lebens mit Nacht umzogen, und ich habe es in Demuth ertragen, und dennoch mein Auge nach Dir, mein Herr und Vater, vertrauend gewendet; Du hast mein Herz zerrissen, und ich habe geduldet, und freudig gerufen: Dein Name sey gelobt! — Aber dieß Herz laß nicht der Verzweiflung zum Raube, zerdrücke es nicht in hoffnungsloser Liebe, laß es nicht vergehen in namenlosem Schmerz! — Erhöre nur dieß Gebet, das aus wunder Brust zu Dir aufsteigt, Du hast mir ja in diesem Erdenthale noch keinen Wunsch, noch keine Bitte gewährt, erhöre nur diese!“

Das Mädchen war, während er sprach, auf ihre Kniee gesunken, hatte leise mit gebetet, und als der Vater, immer noch das brennende Auge gen Himmel gerichtet, schwieg, erhob sich die Blinde. „Vater,“ sprach sie, „sorge und bange nicht für mich. Mein inneres Auge sieht schärfer, mein Vertrauen zu Gott ist größer als das Deine. Ich werde nicht untergehen in Schmerz und Gram, und müßte es so

seyn, so habe ich Kraft und Muth, gegen mein Schicksal zu kämpfen. — Ist es die Liebe, Vater, welche Dein blindes Kind ergriffen hat, warum soll sie ihm unheilbringend seyn, führt sie auf ihren Schwingen dem Herzen nicht auch die Wonne zu? — Warum fürchtest Du nur den Schmerz?"

„Armes getäuschtes Mädchen!" sagte der Alte, sie innig an sich schließend. „Kann eine Blinde wohl hoffen, in des Mannes sinnlichem Herzen Gegenliebe zu wecken."

„Warum nicht?" sagte sie unbefangen. „Spricht nicht auch das Herz zum Herzen, ist denn das Auge allein der Bote der Liebe, und nicht auch der Ton der Stimme, das zarte innige Wort, der Druck der Hand? Wer führte sie bei mir ein, und doch hieß ich sie willkommen."

„Cölestine," unterbrach sie der Alte ernst. „Setze Dich zu mir, höre mir aufmerksam zu — besser ich zeige Dir den Abgrund, vor dem Du stehst, als daß Du hineinstürzest, und ich Dich nicht mehr retten kann. — Das Auge ist der Spiegel der Seele, die schönste Zierde des Menschen, aus ihm strömt der Funke, der das Herz entzündet, und, wenn die Flamme erlöschen will, sie von neuem wieder anfacht. Wo das Auge in Nacht ruht, weckt die Liebe nur selten den Funken, höchstens weckt das Mitleid Theilnahme, und Du stehst vor dem Manne, wie die Bettlerin, welcher der Reiche ein Almosen gibt. — Eine Blinde muß auf Liebe verzichten, nur Theil=

nahme kann sie erwecken, des Lebens höchste Wonne nahm ihr Gott mit der Augen Licht.“

„Das wäre schrecklich, Vater!“ fuhr das Mädchen auf, „und doch glaube ich fast selbst, es ist so. Das wäre schrecklich! und so alle meine Träume vergebens, und mein Herz bliebe einsam, meine Sehnsucht ungestillt. — Du hast mich furchtbar geweckt, Vater! — Aber nein! — vielleicht löst seine Hand die Binde vor mein'n Augen, wie seine Worte die Rinde von meinem Herzen lösten, vielleicht erhört Gott der Barmherzige Dein und mein Gebet, vielleicht — liebt er auch die Blinde.“

„Hoffe nicht Kind,“ sagte der Alte verweisend.

„Ach die Hoffnung, Vater!“ rief das Mädchen mit Gluth, „die Hoffnung ist ja des Blinden einziger Stab, verließe sie mich, sänke ich in's Grab, und alles wäre vorbei! — Laßt mich ruhig, vertrauensvoll meinen Weg gehen,“ fuhr sie gelassener fort, „bricht dieses Herz, auch dann ist alles vorüber.“ — Sie küßte seine Hand, und schlich über den wohlbekannten Gang nach ihrem Zimmer zurück. Der Engel des Friedens hatte sie noch nicht verlassen, der Sturm des Lebens hatte ihr Schifflein noch nicht auf wogendem Meere zerschellt, sie lenkte es noch muthig dem nahenden Sturme entgegen, und vertraute Gott.

Der Hausherr war mit seinen Gästen am Abend den Hügel hinab längs dem Saalufer gegangen, und

Tante Christiane hatte auf diesem Spaziergange, während welchem Theodor und sein Vater den alten Brückner aufzuheitern suchten, nicht unterlassen, die Gelegenheit zu benutzen, eine lange Unterredung mit Eduard anzuknüpfen. Sie hatte am Nachmittage Thränen in Cölestinens Augen bemerkt, und daraus geschlossen, daß dieser etwas Unangenehmes begegnet seyn müsse, aber auf ihre diesfallsige Frage keine Antwort erhalten; sie schloß auf einen Zwist, vielleicht auf ein offenherziges Geständniß Eduards, das er dem Mädchen gemacht, und sie damit betrübt hätte, denn ihre Eitelkeit sog aus jeder Aufmerksamkeit, aus jedem verbindlichen Worte des jungen Mannes neue Nahrung. Auch er hatte Cölestine mit thränendem Auge am Fenster stehen sehen, und da sie die übrige Zeit des Tages für ihn unsichtbar geblieben war, so fühlte auch er sich beunruhigt, hoffte von der Tante einige Aufklärung, war deshalb heute gesprächiger und zuvorkommender als je, und unterließ nichts, wodurch er glaubte, ihre Redseligkeit zu reizen, und das Gespräch auf Cölestine zu bringen. Es gelang ihm bald.

„Wie gefällt Ihnen die Blinde?“ fragte die Tante; doch ehe er noch antworten konnte, setzte sie schnell hinzu: „Gewiß so gut, als ein junges unerfahrnes Mädchen, dem jedoch der Stempel einer vortrefflichen musterhaften Erziehung aufgedrückt ist, einem Manne von so gesetztem ernstem Charakter gefallen kann. Sie betrachten sie wie eine halb aufgeblühte Blume, die ohne Duft, erst von der Zeit

Fülle und Geruch erwartet, und gehen unbeachtend an ihr vorüber."

„Mit nichten," unterbrach sie Eduard rasch. — „Sie ist mir —"

„Ein stilles Feldblümchen, das seinen Kelch geschlossen, sehnsuchtsvoll das Haupt der Sonne entgegenhebt," fiel ihm die Tante in die Rede, „nicht wahr? — Aber die reine Lilie," fuhr sie fort, „die mit ihrem ätherischen Dufte Sinn und Herz ergreift, und so prangend neben ihr steht, ihr weihen Sie Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Theilnahme."

„Fräulein," sagte Eduard, da sie jetzt inne hielt, und er, über diese Gleichnisse verlegen, nicht recht wußte, was er sagen sollte. „Mein Mitleid, mein Mitgefühl der still verschlossenen, meine Bewunderung der duftend prangenden Blume."

Der Tante Gesicht verklärte sich bei diesen schmeichelhaften Worten, die sie ganz auf sich bezog, und es hätte der Abendsonne nicht bedurft, um es Eduard glühend zu zeigen. „Ich freue mich," erwiederte sie verbindlich, „daß Ihr Geist das Höhere liebt, und das Materielle Andern überläßt."

„Wie so?" fragte Eduard, sie nicht verstehend.

„Es war ein Augenblick, in dem ich wirklich dachte, sie fänden Cölestine ihrer Beachtung werth, ich fühle, daß ich mich geirrt habe, und daß es jetzt ganz unnütz wäre, Ihnen zu sagen —"

„Was, meine Verehrungswürdige, was könnten Sie mir von Cölestine sagen?" unterbrach sie Eduard.

„Daß sie für den Augenarzt bestimmt ist; die Väter haben dieß unter sich verabredet, und ich meine Einwilligung dazu gegeben, denn bei ihrem Zustande dünkte mich ein Augenarzt der schicklichste Mann für sie.“ — Die Tante bemerkte bei diesen Worten nicht, wie sehr das ihr anvertraute Geheimniß ihren Zuhörer erschreckte, sie war ganz mit den wonnigsten Gefühlen beschäftigt, als Eduard in der Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung ihre Hand ergriff, und sie unwillkührlich an sein Herz drückte. Ein Geständniß schwebte auf seinen Lippen, doch der zärtliche Blick, dem er begegnete, schloß sie schnell, er ließ die noch an seinem Herzen ruhende Hand los, und sagte gedehnt: „Also mit meinem Freunde versprochen? — “

„So gut als versprochen, die Väter wünschen es, der junge Mann hat es mir selbst gestanden, daß er sie liebe. Auch sie liebt ihn, überdieß will ich es so, und was kann sie gegen m e i n e n Willen, m e i n e n Befehl.“

„Also Cölestine — “

„Wird Gott danken, einen Mann zu bekommen. Blind hat ein Mädchen nur wenig Aussichten, die sich oft dem strahlenden Blicke zweier schönen Augen erst in der schönsten vollendetsten Blüthe des Lebens darbieten.“

Sie waren bei diesen Worten an ein am Abhange des Berges gelegenes Häuschen gekommen, das ein Birkenbusch umgab, welcher sich nach einer hervor-



springenden nackten Felsspitze hinaufzog, von wo man das ganze Saalthal in seinem üppigsten Glanze übersehen konnte. Die Freunde und Theodor hatten hier unter dem Schatten der Bäume angehalten, und Eduard, durch die letzten Worte der Tante zu sehr beunruhigt, schien für das, was um ihn vorging, keinen Sinn zu haben; Theodor bemerkte bald seine Zerstreuung. „Freund," sagte er ihm, „willst Du eine herrliche Aussicht genießen, so klimme den Berg hinauf, und hast Du jene Felsspitze erreicht, wird das Thal mit seinem rauschenden Flusse vor Dir liegen. Auch brauchst Du nicht den Weg hieher zurückzugehen, durch jene Schlucht, wo die einzelnen hohen Eichen stehen, führt ein Fußpfad in gerader Richtung nach unserer freundlichen Wohnung."

Eduard, froh, sich der Einsamkeit überlassen zu können, nahm trotz der Einwendungen der Tante den Vorschlag willig an, und wanderte die Höhe hinauf, während die Andern ihren Spaziergang fortsetzten, und die Tante, von Theodor unterhalten, jetzt so zerstreut war, als Eduard vorhin an ihrer Seite.

Auch Cölestine hatte ihr Stübchen verlassen, und saß unter dem großen Apfelbaume im Garten. Sie sann hier über die Rede des Vaters und über ihr dunkles Schicksal nach, hoch hob sich die Brust, und mancher tiefe Seufzer drang aus der enggepreßten hervor. Die Stille der Natur, die Ruhe des kühlen Abends lud das bewegte Gemüth zu ernsten Betrachtungen ein. Alles schien um sie her wie ausge-

storben, in dem Landhause regte sich nichts, der sanfte Abendwind, der sie mit halbverwelkten Blüthen bestreute, rauschte eintönig durch die Zweige des alten Baumes, der Quell, vom Felsen herabrieselnd, schlängelte sich nur leise murmelnd durch das Gestein, und das Summen des schwirrenden Käfers war eher geeignet die Seele des Mädchens in stille Trauer zu wiegen, als sie in ihren Träumen zu stören. Selbst das ferne Flöten einer Nachtigall berührte nur noch mehr die schon ergriffene Saite ihres Innern, und schmerzlich und traurig gingen die Bilder der Zukunft in dieser stillen Einsamkeit an ihr vorüber. Da senkte sich die Sonne hinter die Hügel, sie warf ihre letzten Strahlen herüber auf das erbleichte Gesicht des Mädchens, sie schienen hier lange zu weilen, und freundlich auf die lieblichen Züge der holden Dulderin zu schauen, um deren Antlitz sie einen goldenen Schein wob, so daß man meinen konnte, die traurige bleiche Gestalt sey eine Heilige, welche irgend eines alten deutschen Meisters Hand auf Goldgrund gebildet habe.

Cölestine fühlte die Wärme ihrer Strahlen. „Gehst du schon unter, freundliches Licht!“ rief sie schmerzvoll. „Ach ich sehe dein Scheiden nicht, nicht dein Kommen, sehe dich nicht im goldenen, nicht im rosigen Gewande, für mich ist das Leben eine lange sternenlose Nacht. Wie ein irrer Wanderer schleiche ich durch sie auf dem langen freudelosen Wege hin, und was dem Pilger Freudiges begegnen kann, was dem Müden einen Stab reicht, ihn zu stützen, und den



Arm, ihn zu führen, Liebe und Hoffnung, sie bleiben mir fern, oder nahen nur zur Qual. — Die Zukunft liegt, eine finstere Welt vor mir, Nacht umgibt meine Gegenwart, und aus dem Quell der Erinnerung kann ich so wenig schöpfen, daß seine Tropfen die lechzende Sehnsucht, diese lästige Begleiterin, nicht zu stillen vermögen. Der Blinden Pfad ist düster, mit ihren Augensternen verlöschen die Sterne des Glückes, und ihre einzige Hoffnung bleibt der Tod! — "

Sie schwieg, in Schmerz versunken saß sie mit gesenktem Haupte, eine geknickte, von Abendgluth geröthete Lilie, die kein Morgenthau, nicht die Kühle der Nacht erquicken kann. Selbst die Wehmuth floh die Arme, nur der Schmerz blieb ihr treu. Da hörte sie plötzlich neben sich die Worte: „So allein, Fräulein?"

Cölestine fuhr erschrocken auf. „Wer ist hier?" fragte sie, aber schnell setzte sie hinzu: „Ach Sie sind es gewiß, Herr Berg.

„Störe ich?" — Das Mädchen schwieg, Eduard wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie!" bat Cölestine, aber ihre Bitte war so ängstlich, daß es Eduard auffallen mußte.

„Ich störe gewiß," begann er noch einmal.

„Nein!" erwiederte sie nach kurzem Sinnen. — „Sie stören mich nicht; setzen Sie sich zu mir." — Eduard that es. — „Und nun schildern Sie mir den Untergang der Sonne, den ich mir noch deutlich aus der glücklichen Zeit meines Lebens erinnern kann, und der mir auch damals schon lieber war als der Auf-

gang. — Nicht wahr, dort drüben hinter den Höhen, auf deren Gipfel ein Dorf liegen muß, dort senkt sie ihre Strahlen?“

Eduard hatte bis jetzt noch nicht nach der Abendsonne gesehen, vor ihm ging die Morgenröthe eines neuen Lebens auf, denn sein Blick hing an Cölestinens Himmelsantlitz, und sie mußte ihre Frage noch einmal thun, ehe er sein Ja! erwiederte.

„Sie scheinen keinen Wohlgefallen an dieser Scene zu haben?“ unterbrach das Mädchen die eingetretene Stille.

„Ich sah den Widerschein der Abendröthe auf Ihrem Antlitze,“ erwiederte er schnell, „und da dünkte sie mir schöner als dort, wo sie sich hinter die Hügel senkt.“ — Cölestine erröthete. — „O, des Menschen Antlitz,“ fuhr er fort, „ist das schönste Bild, schöner, lieblicher als die Morgenröthe, als die Abendgluth. Jene strahlt verschönt auf den jugendlichen Wangen, diese aus dem seelenvollen Auge zarter, milder, als wenn sie, ihre Strahlen breitend, noch einmal die bethaute Flur begrüßt, und dann zur Ruhe geht.“ — Dieser Gedanke hatte ihn so ergriffen, daß er die Bewegung nicht bemerkte, in welche seine Worte Cölestine versetzten; ihr ganzes Gesicht drückte Wehmuth aus, und ihre Lippen umzog ein schmerzvolles Lächeln.

„Und ist Ihnen eine sternenlose Nacht auch eine liebliche Erscheinung?“ fragte sie nun Eduard, dem die Deutung seiner Rede erst jetzt klar wurde.



„Ich verstehe Sie, Cölestine," sagte er besonnen, „Sie meinen sich, und irren. — Auf Ihr Antlitz senkte sich nicht die Nacht; es ist die heilige Dämmerung, die, wenn die Sonne untergegangen, sich mit ihrem sanften Flügel über die Erde breitet, sie weckt die ahnenden Gefühle, erhebt uns zu dem Heiligen, und durch ihren Schleier sieht der Mensch in Himmelsräumen das Paradies seiner Sehnsucht offen. Nennen Sie nicht Nacht, sternenlose Nacht, was Sie umgibt, nicht Nacht, was man erblickt; schaut man auf Ihr geschlossenes Auge ein reines heiliges Gemüth blickt hindurch, der Geist strahlt aus dem Geschlossenen mit flammenden Worten. Sie wallen nicht durch Nacht, Sie wallen nur in heiliger Dämmerung."

„Ja, einsam und verlassen," unterbrach ihn Cölestine, doch schnell hielt sie inne, die Worte waren ihrem Herzen entschlüpft.

„Einsam und verlassen," wiederholte Eduard. — „O, wer Ihnen Freund und Führer seyn dürfte! — wer Sie begleiten dürfte durchs Leben, ohne je von Ihnen sich trennen zu müssen! — Sie weinen? wenden Sich von mir? — Sind denn meine Worte für Sie nur verwundende Pfeile?"

Das Mädchen erhob sich, und schien sich entfernen zu wollen. — „Eduard!" sagte sie, sich wieder setzend, „ich kann Sie ohne meine alte Führerin nicht verlassen, rufen Sie mir Anna."

„Und warum wollen Sie sich entfernen?" fragte er verwundert.

„Mitleid,“ sprach sie mit feierlichem Tone, „ist ein edles Gefühl für den, der es empfindet, ein drückendes für den, der es erregt.

„Cölestine!“ rief der junge Mann ihre Hand ergreifend, die sie ihm sanft entzog. „Bei Gott, das Mitleid sprach nicht aus mir. Wer könnte Sie sehen, wer Ihren Werth empfinden, und nicht den Wunsch fühlen —“ Er schwieg, Cölestine bebte, doch duldete sie es jetzt, daß er ihre Hand ergriff. — „Ja,“ fuhr er fort, „warum länger schweigen, warum des Herzens heißesten Wunsch nicht frei, offen und redlich aussprechen, warum Ihnen länger verbergen, daß ich Sie liebe! — Sie schweigen, kein beruhigendes Wort höre ich von Ihren Lippen, nur ein schmerzliches Lächeln sehe ich statt Antwort? — Hat denn die tückische Phantasie ein düsteres Bild von mir entworfen, daß meine Worte nur schmerzlich zu Ihrem Herzen dringen?“

„Eduard,“ sagte die Blinde mit einer Festigkeit, die ihn überraschte. „Ich möchte nie gern als eine Bettlerin vor Ihnen stehen, der Ihr edles Herz ein Almosen reichte, ich möchte nie gern dem Mitleiden und der Pflicht verdanken, was ich von der Liebe verlange. Sie sind Augenarzt, kamen zu meiner Heilung hierher, versuchen Sie es, ob Gottes Barmherzigkeit noch über mich waltet. Danke ich Ihnen das Licht meiner Augen, dann!“ — sie reichte ihm die Hand. „Aber nicht die Dankbarkeit bietet Ihnen meine Hand, auch mein Herz bietet sie Ihnen,“ setzte sie leise hinzu.

Er drückte die dargereichte stürmisch an seine Lippen, er schlang seinen Arm um das Mädchen, und preßte sie innig an seine Brust.

„Lassen Sie mich,“ bat die Blinde, „es klopft und wallt zu stürmisch in mir, lassen Sie mich, noch hat der Himmel nicht über mich entschieden!“

„Und gelänge die Operation nicht?“ fragte er, sie aus seinen Armen lassend.

„Dann trennen wir uns,“ sprach sie gefaßt.

„Trennen!“ fuhr Eduard auf.

„Ja, mein theurer Freund,“ sagte das Mädchen mit Engelsmilde, „dann muß es geschieden seyn. Hören Sie mich an, was ich Ihnen sage, ist bei Gott Wahrheit, und aus der Tiefe meines Herzens gesprochen. Noch am heutigen Morgen glaubte ich, das Herz bedürfe nicht des Auges zum Herzen zu sprechen, auch aus dem umflorten könne der Liebe Zauber dringen, ich hoffte —“ sie stockte — „ich hoffe noch heute, ein edler Mann könne auch ein blindes Mädchen lieben. Aber ein ernstes warnendes Wort des Vaters rief meine Vernunft zurück. — Ein edler Mann kann für ein blindes Mädchen Liebe empfinden, so sagte er mir den Augenblick, sein edles Herz kann ihn täuschen; aber es ist nur ein Traum — ihm folgt ein schnelles, ein furchtbares Erwachen. Die Liebe hebt ihre flatternden Schwingen, und das umflorte Auge der Blinden kann sie mit keinem Zauberblicke zurückhalten. Deßhalb Eduard, beten Sie, daß Gott Ihre Hand leitet, die Sehende ruht liebend in Ihren

Armen, der Blinden wird der redliche Freund zur Stütze den Stab nicht versagen."

„Cölestine!" rief Eduard.

„Keine Uebereilung, mein theurer Freund; fest steht, was ich beschlossen. Ich müßte Sie nicht lieben, könnte ich Sie unglücklich machen. Ach, Eduard, blind zu seyn ist ein qualvolles Leben, und Sie verdienen, daß die Gattin es Ihnen zum freundlichen schafft."

„Nein, Cölestine!" rief der junge Mann, seiner nicht mehr mächtig. „So wahr der Abendstern mir aufgeht und mit ihm die Hoffnung, so wahr ich Theil habe an Gottes Barmherzigkeit, auch die Blinde lasse ich nicht! — Ich verlasse Sie nicht und bin Ihr Stab; Liebe, wahre heilige Liebe spricht dieß. Dein Herz, Dein frommes heiliges Gemüth, nicht die Gluth Deiner Augen hat mich ergriffen, und ich fühle, daß ich auch in Deiner Nacht meinen Himmel offen sehe. — Sprich das freundliche Ja, sprich es aus, blindes, liebliches Mädchen, sey die Meine, auch wenn ewige Nacht Dich umgibt!" Er umschlang sie, preßte sie an sich, seine Lippen berührten die ihrigen. — „Sprich es aus das Wort," rief er jetzt, „das mich glücklich, selig macht!"

„Ich kann, ich darf es nicht, ich habe Sie zu lieb, Eduard, um Sie elend zu machen," sprach sie, sich aus seinem Arme windend, und als er den Blick verzweiflungsvoll gen Himmel hob, stand die Tante vor ihnen.

Am andern Morgen, als Eduard von den Bergen herunterstieg, wohin ihn die Unruhe getrieben, und sich auf einen Felsblock am Quell niedergesetzt hatte, trat gleich einer Fee der Frau von Beaumont die Tante vor ihn. Sie war in ein reizendes Negligee gekleidet, und was aus der Frühlingszeit noch übrig geblieben war, sorgsam hervorgehoben. Die gestrige Ueberraschung, die sie gehabt und gemacht, war zwar ohne alle weitere Erklärung geblieben, da Eduard Cölestine sogleich den Arm geboten, und sie in das Haus zurückgeführt hatte; ihr war jedoch, wie wohl allen dabei Betheiligten, eine schlaflose Nacht geworden, so daß sie schon am frühen Morgen am Fenster stand, als Eduard den Berg hinaufstieg. Dieß war für sie genug, eiligst ihre Toilette zu machen, und zwar weniger eitel auf ihr Aeußeres als auf ihren Verstand, verschmähte sie doch auch diese Waffe nicht immer. Sie ging mit dem festen Vorsatze hinaus, heute, es koste was es wolle, eine Erklärung herbeizuführen, und eilte mit diesem Vorsatze in einer Art verzweiflungsvoller Stimmung dem vom Entzücken Trunkenen nach. Bald sah sie ihn am Quell sitzen, da wo der murmelnde ein kleines Becken bildet, und muthig steuerte sie auf ihn los. Aber je näher sie kam desto mehr verlor sich der Muth, und der feste Vorsat[z] ward immer schwankender.

Jeder Jungfrau, selbst einer sechszigjährigen, ste[ht] ein schützender Engel zur Seite, und ehe noch Eduar[d] sie gewahrt, zeigte ihr der Himmlische ihr Bild i[n]

dem Spiegel des Beckens, und senkte damit einige kühlende Tropfen Zartheit in ihr aufgeregtes Gemüth, so daß, als Eduard aufblickte, ihr statt des festen Vorsatzes nur noch der heiße Wunsch geblieben war, ihm offen gestehen zu können, daß auch ihr Herz noch für Liebe empfänglich sey. Eduard aber, der dieß zu ahnen schien, trat ihr ehrfurchtsvoll entgegen, vermied jedes Gespräch, das ihr nur im mindesten Gelegenheit gegeben hätte, das gefürchtete Thema zu berühren, und eilte, so viel es sich thun ließ, der Villa zu. In Verzweiflung folgte ihm die Tante, bei jedem Schritte faßte sie einen kühnen Entschluß, den sie aber beim folgenden wieder aufgab, und ehe sie auch nur ein Haarbreit vorgerückt war, standen sie schon auf dem Hofe, wo sie Theodor fanden. — Arme Tante, der glückliche Augenblick war verloren, er kehrte nicht wieder.

Als sie auf ihrem Zimmer allein waren, entdeckte Theodor dem Freunde bald sein Geheimniß, das diesem längst keines mehr gewesen war. Eduard theilte ihm die Unterredung mit Cölestinen, und ihren beharrlichen Entschluß mit, wobei jener gegen seine Gewohnheit ernst blieb, und endlich lebhaft ausrief: „Bei Gott, ein edles Mädchen, und wahrlich Deiner werth! — Laß uns bald zur Operation schreiten, und möge dann Theilnahme und Freundschaft meine Hand leiten.“

„Und hast Du Hoffnung?“ fragte Eduard besorgt. „Sey offen gegen mich, verheimliche mir nichts.“

„Hoffnung habe ich, sie ist jedoch nur gering,“ erwiederte Theodor. „Aber tröste Dich, auch blind

wird das Mädchen Dein, denn stände ihr Vorsatz auch fest wie die vaterländische Eiche, der Sturm der Liebe entwurzelte ihn, und beugt ihn vor seinen festen Willen."

Nun theilte Eduard dem Freunde auch seinen Unmuth über die lästige Zudringlichkeit der Tante mit, die ihn überall verfolge, und sich immer feindlich zwischen ihn und das Mädchen dränge. „Dafür laß mich sorgen," beruhigte ihn Theodor lächelnd, „ich kenne einen Spruch, diesen bösen Geist zu verbannen, und will ihn Dich gern lehren, deshalb quäle Dich nicht." Es wurde nun unter Beiden ein Bund gegen die arme Tante geschlossen.

Auch Cölestine stand am frühen Morgen neben dem Lehnstuhle ihres Pflegevaters, und die brennenden Wangen nebst den abgebrochenen Worten, die sie stammelte, zeigten dem Alten bald, daß sie etwas auf dem Herzen habe, was sie ihm mitzutheilen wünsche, und es gelang seiner freundlichen Gutmüthigkeit bald, ihr die Begebenheit des vergangenen Abends zu entlocken. Er konnte ihren Entschluß nicht tadeln; aber obgleich er glaubte, daß nur Schwärmerei und Mitleid den ersten Funken der Liebe in Eduards Brust angefacht habe, und da er wohl wußte, daß diese selten dem Menschen treu durchs Leben zur Seite bleiben, konnte er doch ihren Vorsatz nicht ganz billigen. Zu der Operation hatte er wenig Vertrauen, und hoffte daher auch nichts; doch liebte und schätzte er Eduard, und der Gedanke, daß dieser edle ehren-

werthe Mann der Stab seyn könne, an welchen seine Cölestine sich stützend durch das Leben gehen würde, war ihm so beruhigend, und er hatte sich seit gestern diesen Gedanken so freundlich ausgeschmückt, daß er fast auf das Mädchen zürnen konnte, wie sie mit so fester Beharrlichkeit ihrem Glücke ein so ungewisses Ziel gesteckt habe. Doch schwieg er hierüber, und wie Theodor, hoffte er auf der Liebe Macht.

Cölestine bat nun den Vater, den zur Operation bestimmten Tag bald zu bestimmen, gern wollte sie sich derselben unterwerfen, gern die Schmerzen ertragen, denn der Gedanke, durch den Geliebten, wie sie wähnte, geheilt zu werden, war zu süß, die Sehnsucht nach dem Lichte des Auges zu heiß, das Bild ihrer Phantasie, das sie dann verwirklicht zu sehen hoffen konnte, zu schön, um nicht begierig den Tag zu erwarten, den ihr mit jeder entschwindenden Stunde die Hoffnung immer mehr und mehr als heilbringend schilderte. Nach einiger Verabredung mit Theodor wurde der morgende dazu bestimmt.

Gern hatte der Vater seine Einwilligung dazu gegeben, denn auch ihn trieb es, die Entscheidung herbeizuführen; aber schon am Nachmittage schien es ihn zu gereuen, und hätte Cölestine die Bestimmung nicht schon gewußt, hätte er ihr die Ursache, weshalb er die Operation verschoben wünschte, nicht verschweigen müssen, gern wäre er seinem Worte ungetreu ge-

worden. So trat er heute nach gehaltener Mittagsruhe verstimmter als je in das Wohnzimmer, wo er den Kriegsrath, Theodor, Eduard und die Tante in einem lebhaften Gespräche begriffen fand; Cölestine war nicht zugegen. Er setzte sich, ohne das Gespräch zu beachten, auf seinen gewöhnlichen Platz am Fenster, und gedachte vergangener Zeit. Aber so wenig er Theil an dem Gespräche der Uebrigen nahm, so wenig schienen sich diese durch seine Gegenwart in ihrer Unterredung, die sehr eifrig zu seyn schien, stören zu lassen.

„Ja,“ fuhr Eduard fort, der eben das Wort führte, während die Tante auf ihrem Sessel unruhig zu werden begann, „die Thorheiten Anderer zu belachen, ist ein zu angenehmes Geschäft, als daß ich nicht bald auf den Gedanken hätte verfallen sollen, statt den Rezensenten Stoff zu geben, ihre Galle zu leeren und ihren Beutel zu füllen, lieber selbst ein Rezensent zu werden, und mir auf solche Weise manchen Spaß zu bereiten.“ Bei diesen Worten horchte der Hofrath auf, und schien von diesem Augenblicke an Theil an dem Gespräche zu nehmen.

„Ich ward Mitarbeiter einer kritischen Zeitschrift,“ fuhr Eduard fort, „und übernahm den belletristischen Theil, der mir Gelegenheit genug gab, mein Zwergfell zu erschüttern, und, indem ich ganze Seiten abschrieb und mein Urtheil ganz meiner Laune überließ, mir auf Unkosten Anderer ein ganz hübsches Sümmchen jährlich zu verdienen; denn ich

muß offenherzig gestehen, die Buchhändler bezahlen den Stachel der Biene besser, als ihren Honig. So habe ich erst kürzlich eine Rezension des Romans Agnes von Christiane Wohlgemuth einrücken lassen—"

„Das ist zu arg!" rief bei diesen Worten die Tante aufspringend aus. „Doch," sagte sie schnell, den Schein des Gleichmuthes annehmend, „fahren Sie nur fort, lassen Sie Sich durch keine Rücksicht stören. — Es gehört jetzt zum Tone der jungen Welt, allen Anstand bei Seite zu setzen, und das Alter zu höhnen. Das liegt aber an der sauberen Erziehung," fuhr sie mit einem scharfen Seitenblick auf den Kriegsrath fort, „wo die Alten so schwach sind, und der Jugend erlauben, den gehörigen Respect aus den Augen zu setzen. — Fahren Sie nur fort, mein werther Herr Rezensent, und damit Ihnen ihre Unwissenheit nicht wieder zur faden Entschuldigung bleibe, will ich Ihnen selbst sagen, daß Christiane Wohlgemuth, die unglückliche Schriftstellerin, hier in meiner Person vor Ihnen steht, und sich Ihrem Witze zu Gnaden empfiehlt." Bei diesen Worten lachte sie hell auf, und stürmte zur Thüre hinaus.

Die vier Männer hatten bei dieser Scene auf ganz verschiedene Weise ihr Erstaunen ausgedrückt. Eduard war wie versteinert, die Tante schien ihn überrascht, fast niedergeschmettert zu haben. Theodor, auf welchen sein Vater unmuthig blickte, konnte sich kaum des Lachens enthalten, während des Hofraths strenger, fast zorniger Blick sich auf Eduard heftete.

„Wußten Sie, daß meine Schwester unter dem Namen Christiane Wohlgemuth schreibt?“ fragte er jetzt den Staunenden, der noch immer den Blick nach der Thüre gewandt hatte.

„Wahrlich nein!“ antwortete Eduard.

„Das freut mich Ihretwegen,“ sagte er trocken, nahm seine Pfeife, stand auf und verließ das Zimmer.

„Gewiß wieder ein Geniestreich von Dir!“ rief der Kriegsrath, sich zu seinem Sohne wendend, der jetzt in volles Lachen ausbrach.

„Ein Brechmittel, Vater!“ rief dieser, noch immer lachend, „ein Brechmittel für das liebesieche Herz einer alten Jungfrau; wohl bekomm es ihr!“

Der Vater schüttelte unzufrieden den Kopf. „Sey doch nirgends ein unberufener Arzt,“ sagte er verweisend, „am wenigsten im Hause meines Freundes.“ — Er ließ die Jünglinge allein.

„Theodor,“ sagte nun Eduard, „Du hast mich zu einer Handlung verlockt, deren ich mich fast schäme. Hätte ich ahnen können, daß Christiane Wohlgemuth und Tante Christiane eine Person wären, nie hätte ich dieses Mittel ergriffen; es kann unangenehme Folgen für mich haben.“

„Verschleudre einen zärtlichen Blick an sie, Freund, und alles ist wieder gut gemacht,“ erwiederte Theodor immer noch scherzend.

„Auch die Unart für die freundliche Aufnahme, auch das unfeine Benehmen gegen Cölestinens Pflegemutter?“ unterbrach ihn Eduard. — „Ich glaubte,

ihr Widerwille gegen alle Rezensenten sollte sie, wie Du mich zu überreden suchtest, von mir entfernen; daß Du aber mich verleitest, diesen Namen zu nennen, war nicht freundschaftlich, und ich gestehe offen, daß ich Dir deshalb ernstlich zürne."

„Zürne so viel Du willst!" rief Theodor, „gelangst Du nur durch mich an das Ziel Deiner Wünsche, gelingt mir nur die Operation, so ist Agnes Berg vergessen, wie Rezension und Rezensent, alles ist wieder ins Gleiche gebracht, und alle Herzen sind versöhnt; denn der Spaß gibt der ehrenwerthen Christiane Wohlgemuth wieder Stoff zu einer Erzählung, in welcher ihre Phantasie sich recht lebhaft mit Dir beschäftigen kann."

Aber der ernste Eduard war nicht so leicht zu beruhigen, und er hatte Recht; denn hätte er das Gespräch belauscht, das die älteren Freunde so eben bei verschlossenen Thüren führten, er hätte die Sache noch ernster genommen.

Der Kriegsrath war nämlich seinem Freunde gefolgt, und hatte ihn in tiefem Nachdenken auf seinem Studierzimmer gefunden. Es schien, als ob alles, was der Freund sagte, ihn nicht aufheitern, nicht aus seiner drückenden Schwermuth wecken könne; denn starr sah er vor sich hin, und blieb trotz allen Bemühungen Werners theilnahmlos.

„Hat Dich denn der unüberlegte, wohl nicht gar



feine Scherz der jungen Leute so tief verwundet, daß Du auf Deines Freundes Worte nicht mehr zu achten scheinst,“ sagte endlich der Kriegsrath fast ungeduldig werdend. „Deiner Schwester wird es eine gute Lehre seyn, die sie am Ende von dem Schreibtische zu Deiner Haushaltung zurückführen wird; laß ihr den Kampfplatz allein; mir dünkt, sie weiß besser ein Streitroß als den Pegasus zu tummeln, und mit so einem Paare junger Herrchen anzubinden, ist ihr Kinderspiel. Aergere Dich nicht über die Thorheit der Jugend, es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe.“ —

„Freund,“ erwiederte der Hofrath, und sein Gesicht drückte mehr Schmerz als Unmuth aus. „Was Du von der leichten Seite betrachtest, lastet schwer auf mir; ich sehe in der Begebenheit, über die Du lachen könntest, die ernste Nemesis, und überdieß vereint sich in heute oder morgen so manches, was wohl ein zerrissenes Gemüth wie das meine niederbeugen kann. Heute, es sind nun zwei und dreißig Jahre, grade um die nämliche Stunde, zog ich, von Cölestinens Mutter und meinem Vater begleitet, in die Pfarrwohnung ein, und am andern Morgen verließ ich sie wieder, verließ ich Geliebte und Vaterland. — Traurig gestimmt, von banger Ahnung gequält, da auf den morgenden Tag die Operation bestimmt ward, die das Mädchen nicht verschieben will, erwache ich aus meiner Mittagsruhe, welche ängstliche Träume abgekürzt hatten, gehe ins Wohnzimmer, mich in

Eurer Gesellschaft aufzuheitern, und da trifft mich der empfindlichste Schlag."

„Ich verstehe Dich nicht," unterbrach ihn Werner.

„Ich glaube es Dir wohl," fuhr der Hofrath fort, „aber wenn ich Dich auf einen Zeitraum meines Lebens zurückführe, wirst Du mich gewiß verstehen. Höre: — Nach mehreren in Deutschland verlebten Jahren, wo ernste Wissenschaften mir nur kärgliches Brod verschafft hatten, kam ich auf den Einfall zu versuchen, ob ich meine Umstände nicht durch einen andern Erwerbzweig verbessern könnte, und schrieb unter fremdem Namen, jedoch nicht unter dem, welchen ich jetzt führe, einen Roman, wobei Lafontaine mein Vorbild war. Der Versuch mißglückte, überall blickte die Bitterkeit vor, die mein Gemüth verstimmte, und der Ton meines Innern wollte nicht zu Lafontaines Sentimentalität passen. Späterhin wendete ich mich zu dem Mysticismus, der damals unsre besten Köpfe verrückte — auch er gelang mir nicht; ich konnte mir diesen Unsinn nicht ganz zu eigen machen, und die Rezensenten fielen schonungslos, wohl auch mit Recht über mich her. Dies empörte mich, einige beißende Ausdrücke reizten mich, ich forschte nach den Verfassern dieser hämischen Rezension, erfuhr ihre Namen, und beschloß, Rache zu üben; selbst Schriftsteller, gaben sie mir hierzu bald Gelegenheit. Ich fiel mit wahrer Rachgier über ihre Werke her, und fand schon nach dem ersten Versuche, daß nichts leichter sey, als die Kritik, be-



sonders wenn der Witz die Stelle des gründlichen Urtheiles ersetzen kann. Meine Rezensionen machten Aufsehen, der Verleger des kritischen Blattes nahm mich so zu sagen in seine Dienste, und was mir die eigene Produktion nicht verschafft hatte, Geld, gaben mir die Produkte Anderer auf eine viel leichtere Weise.

„Wie freute ich mich als ich zu Cölestinens Taufe ein beträchtliches Pathengeschenk in meine Heimath schicken konnte, wie segnete ich den Einfall, meine Feder in die bittre Galle der Kritik getaucht zu haben, und nur meinen Zweck vor Augen, glaubte ich etwas Gutes zu vollführen, zumal da sich allmählig noch die Eitelkeit zugesellte, die mich glauben ließ, ich sey berufen, der deutschen Literatur Schwung und Bildung zu geben. Anfangs tadelte ich nach bester Ueberzeugung mit Schonung, freute mich des Herrlichen, das ich fand, und pries es mit aufrichtigem Herzen; aber da der Verleger des Blattes mir mehr scharfen Witz als Gründlichkeit empfahl, und behauptete, das Publikum wolle selbst durch die Kritik nicht belehrt, nur belustigt seyn, als ich nach und nach Geschmack fand, der ernsten Sache die lächerliche Seite abzugewinnen, und ich nun wie die Bienen nach Honig emsig nach Fehlern und Schwächen suchte, und etwas Gediegenes für meine Feder gar keinen Werth mehr hatte, da gelang es mir, mein Urtheil mit Witz zu würzen, und das, was belehren sollte, zur Belustigung herabzuziehen. Ich wurde ein Rezensent von Profession, im ganzen Sinne des Wortes, anmaß-

send, grob, einer Schule angehörend, deren Meister mir schmeichelte, damit ich ihm statt Posaune diente, und im Vollgenusse geträumter Größe dünkte ich mich viel erhabener, als die kleinen Geister, die unter Mühe und Noth ihre schweren Geburten meiner Geißel übergeben mußten. Zwar empfand mein stolzer Dünkel zuweilen auch eine kleine Demüthigung, wenn ich mich hier und da nach dem Namen meiner Kollegen, der Mitarbeiter des kritischen Blattes, erkundigte. Da fand ich denn, daß ich mit der lieben lernenden Jugend zugleich an den Wagen der Kritik und der Belehrung gespannt war, daß hier ein überreifer Knabe, dort ein eingebildeter Primaner, selbst die Aspiranten des Ladentisches meine ehrenwerthen Kollegen waren; aber auch hierüber trösteten mich die blanken Louisd'ors des Verlegers und ich sah stolz auf diese eingebildeten Pygmänen von eins bis tausend herab, wie Schillers Pegasus auf seinen trägen Nebengespann. — Ich rezensirte immer fort, erhielt eine gewisse Fertigkeit im Durchblättern der Bücher, wie ein praktischer Jurist im Durchblättern der Akten, lernte die Sache recht methodisch betreiben, ließ ganze Seiten abschreiben, ich selbst schrieb höchstens eine beißende Zeile darunter; so füllte ich meinen Seckel, darbte an Geistes- wie an Lebensgenuß, opferte dem leicht verdienten Gelde meinen Jugendtraum, und sah den Abgrund nicht, an welchem ich stand.

„Da ereignete sich eine ganz einfache Begebenheit,

die jedoch auf mich und meinen Geist nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte vor einigen Jahren einen jungen talentvollen Mann kennen gelernt, der im Begriffe war die Universität zu verlassen, und durch Reisen nach Italien und Frankreich seinen Geist noch mehr auszubilden. Die Vielseitigkeit des jungen Mannes hatte mich angezogen, sein heller Blick, sein offenes, wenn auch zuweilen heftiges, aber doch zartes Gemüth, mir Zutrauen zu ihm gegeben, und er war vielleicht der einzige junge Mann, mit dem ich in nähere freundschaftliche Berührung trat. Er liebte die Wissenschaften, las viel, und schien mir selbst Anlage, wenn auch nicht zum Dichter, doch zum Schriftsteller zu haben. So trennten wir uns; er schrieb mir zuweilen, und sein, wenn auch etwas zu blumenreicher Styl, und seine lebhafte Phantasie, besonders bei Schilderungen von Naturscenen, ließen mich hoffen, in ihm dereinst einen guten vaterländischen Schriftsteller zu sehen. Der Rezensent konnte es aber demungeachtet nicht unterlassen dem Freunde seinen Tadel über so manches mitzutheilen, und der junge Freund, dem wahrscheinlich der Tadel mißfiel, schwieg seit dieser Zeit, der Briefwechsel ward unterbrochen, und das freundschaftliche Verhältniß lösete sich auf.

„Drei Jahre vergingen, ich hörte nichts von ihm. — Da fand ich unter den mir zur Rezension zugesandten Büchern seinen Namen; ich ergriff das Buch mit Hast, es war die Beschreibung eines Theiles sei

ner Reise. Zum erstenmale seit langer Zeit las ich ein Buch, durchblätterte es nicht — die alte Freundschaft erwachte, ich fand es interessant, lobenswerth, und aus meiner Feder floß, eine seltene Erscheinung, ein gerechtes lobendes Urtheil. Bald erschien Mehreres von dem nämlichen Verfasser, dessen Aufenthalt mir unbekannt blieb; fast in allen Fächern versuchte sich mein junger Freund, oft mit ziemlichem Glücke, öfters noch mißglückte der Versuch, und ich überwand mich, seine Schriften bei Seite zu legen, sie nicht zu kritisiren, und es andern zu überlassen, ihren Witz an ihnen zu üben. Dieß begab sich in der Zeit meines höchsten kritischen Glanzes. Da fand ich nun in dem nämlichen Blatte, von welchem ich Mitarbeiter war, einige mir unbekannte Nummern mit solchem absprechenden Urtheile auftreten, daß mein Styl, den ich bis jetzt für das non plus ultra kritischer Arroganz gehalten hatte, neben diesen für bescheiden gelten konnte. Ich erkundigte mich nach dem Verfasser, und erfuhr mit Erstaunen, daß es mein junger Freund war, der sich jetzt nur wenige Meilen von hier aufhielt. — Ich freue mich, ihn als meinen würdigen Kollegen auf dieser ehrenvollen Bahn begrüßen zu können, nehme meinen Wanderstab, scheue die Reise nicht, eile nach seinem Wohnorte, und meine Phantasie schmückt sich den blühenden Jüngling zum gereiften Manne aus.

„Ich trete in seine Wohnung; ein kleines hageres Männchen, eine Art jugendlicher Greis empfängt



mich, kaum daß ich ihn wieder erkenne, so bleich, abgezehrt, ohne Lebensmuth finde ich ihn, nur aus seinen Augen blitzt noch zuweilen ein unstetes Feuer. Er empfängt mich höflich, mit viel freundschaftlichen Worten, doch ohne Herzlichkeit, stellt mich seiner Gattin vor, leitet dann sogleich das Gespräch auf das kritische Blatt, frägt mich nach dem Honorar, das der Verleger mir gibt. — Ich beantworte ihm seine Frage, beantworte ihm mehrere, die alle einer solchen engherzigen, eigennützigen Quelle entsprangen, bemerke mit Erstaunen die heftige unfeine Weise, mit welcher der sonst so Gemüthliche sich gegen die Gattin beträgt, sehe, wie in jedem Worte, in jedem Blicke Eigennutz, Bitterkeit und Menschenhaß sich ausspricht, und erfahre zu meiner Verwunderung von ihm, daß er schon seit zwei Jahren das Geschäft eines Rezensenten betreibt, es con amore betreibt, und sein einziger Lebensgenuß jetzt noch ist, sich als den Richter fremder Talente zu denken. Mit Wehmuth scheide ich von ihm, und das traurige Bild dieses, schon in seinem Frühlinge physisch und moralisch dahin sterbenden Mannes begleitet mich überall. Noch einmal gehe ich zu ihm, ich finde ihn noch aufgeregter, leidender, bitterer, seine Galle über Alles, selbst über das Heiligste ergießend, ich lese in den Augen seiner Gattin, daß nur trübe Stunden ihr Loos sind, und scheide mit einem unheimlichen Gefühle von dem Manne, auf dessen Geist, auf dessen Lebensmuth ich einst so vertrauungsvoll baute.

„Ich eile zu seinem Arzte, einem geschickten Manne,

aber einem noch besseren Menschenkenner, ich forsche nach dem Grunde des Uebels meines jugendlichen Freundes, und er sagt mir lächelnd: Vielleicht vermögen Sie es leichter zu heben als ich; hindern Sie ihn Kritiken zu schreiben, führen Sie ihn in die lebensfrohe Welt zurück, nehmen Sie ihm die Schaale mit Gift, aus der er für Andere die Tropfen nimmt, für sich aber den Gifthauch, der ihn langsam, aber sicher tödten wird. Das Gemüth geht in dieser menschenfeindlichen Beschäftigung unter, die nur den Splitter des Nächsten sucht ihn zu richten, das Herz verschrumpft, und die Lust wehe zu thun treibt die Galle ins Blut, der freie, thätige lebensfrohe Mensch wird zum Anatom, für den nur dann der schönste Körper noch Werth hat, wenn er Gebrechen an ihm auffinden kann. Das Lebensmark verdorrt bei dieser unglücklichen Beschäftigung, und wer Anlage zur Hypochondrie hat, wird endlich Misanthrop, und wähnt, alle Welt sey ihm feind, weil er alle Welt feindlich behandelt. Reizbare Naturen sollten dieß Geschäft gar nicht treiben, nur die phlegmatischen, wohlgenährten, denen der Witz keine Aufregung und Gallenausleerung verursacht, denen im Leben der Geist alles, das Herz nichts ist; nur denen hat die Natur den Beruf zum Rezensenten gegeben, die Andern gehen moralisch unter, wenn auch ihr Physisches es aushalten sollte.

„Ich hatte dieser Rede ruhig zugehört, schlich nach Hause, nahm meinen Wanderstab, und dachte nicht mehr an meinen ehemaligen Freund und sein verleb=



tes Aussehen; ich dachte nur an mich, griff in meine Brust, prüfte mein Herz, und es überlief mich kalt, als ich einen ernsten Blick in mein Inneres that. Ich sah, daß sich nach und nach eine Rinde über das Herz gezogen hatte, das sonst offen und frei dem Mitgefühle schlug; kalt war ich an den Leiden des Unglücklichen vorbeigegangen, und hatte die Thränen nicht getrocknet, die ich zu bemerken vermochte. Hatte ich doch vielleicht selbst so manche aus wunden Augen gepreßt, wenn meine hämische Kritik, mein beißender Witz dem werthvollen Werke eines Familienvaters geschadet, und ich ihm vielleicht das Brod entzogen hatte, auf welches seine Kinder hofften. Ruhig, gleichgültig war ich jetzt dem partheyischen ungerechten Richter vorübergegangen, da ich ihn sonst verachtet, verabscheut hatte, war ich doch selbst ein partheyischer Richter, dem das Recht und die Wissenschaft nichts, der Egoismus, die Spottsucht aber alles galt; und als ich nun an meinen Schreibtisch trat, war es mir, als ob mein guter Engel mir wieder warnend zur Seite stehe; ich setzte mich mit thränenden Augen hin, bat Gott um Vergebung, und habe seitdem keine Rezensionen mehr geschrieben.

„Muthig ergriff ich nun die Feder, versuchte auf ehrenvoller Bahn mein Brod zu erwerben, und meine ehemaligen Kollegen nicht scheuend, habe ich selbst zu schaffen begonnen, und Gott hat meine Arbeit gesegnet.

„Und nun," fuhr er ruhiger, aber ernst fort, „nun siehst Du wohl, warum mich Bergs Erklärung,

er sey der Rezensent jenes unglücklichen Romanes so niedergebeugt hat; das Mädchen liebt ihn, ich hoffte, und nun ist meine Hoffnung dahin, denn ehe ein Rezensent mit seinen vergifteten Fingern und seinem kalten neidischen Gemüthe, ehe ein solcher Herzloser das arme Geschöpf unglücklich machen, ihr reines Gemüth, ihr fühlendes Herz verspotten, zerdrücken soll, eher mag sie blind bleiben, und in hoffnungsloser Liebe vergehen!“

„Mann!“ rief der Kriegsrath, „welch ein Dämon hat Dich ergriffen. Dieser fixen Idee wegen willst Du Dein Kind unglücklich machen? — O, nicht alle Rezensenten sind bös! — Sieh meinen Theodor, die beste Seele, das weichste Gemüth von der Welt, auch er schreibt Rezensionen.“

„Habe es ihm doch auf den ersten Augenblick angesehen,“ rief der Hofrath aus. — „Sein Witz, womit er Alt und Jung belästigt und das Heiligste nicht verschont, ist eine ächte Rezensententugend; schon sein Narrenmantel hätte es mir zeigen sollen.“

„Und wenn er nun troß Rezensentenwitz, troß seinem Mantel, Deinem Kinde das Licht der Augen wieder gibt?“

„Dann werde ich dem Augenarzte danken, ihn lieben — den Rezensenten hassen.“

„Und Eduard?“

„Schweig' von ihm, und hilf mir lieber meines armen Kindes Herz auf das Schrecklichste vorbereiten, denn Werner, sieh, ich schwöre es noch einmal bei

Gott und meinem gebrochenen Herzen, ein Rezensent, solch ein Giftpilz, erhält die Hand meiner Cölestine nimmer!“

Nicht des Freundes Worte, nicht seine Bitten konnten den Störrischen zu einem andern bewegen, und als Cölestine in diesem Augenblicke eintrat, drückte er sie zwar innig an sein Herz, aber wiederholte noch einmal seinen Schwur. Das Mädchen, von dem Vorgefallenen nichts wissend, verstand ihn nicht.

Aber wohl verstand sie die innere Stimme ihres Herzens, wohl fühlte sie sich beglückt, als sie am Abende wieder unter dem Apfelbaume saß und Eduard erwartete. Die Tante hatte es über sich gewonnen ihr nichts von dem Vorfalle zu sagen, sie glaubte, es sey Zeit genug, wenn morgen die Operation vorüber wäre, und aus Liebe zu Cölestinen unterdrückte sie ihr Rachegefühl; denn nimmermehr konnte sie dem Rezensenten vergeben, nimmermehr es glauben, daß Eduard nicht gewußt habe, sie und Christiane Wohlgemuth sey eine und die nämliche Person.

Mit so viel muthigem Vertrauen Cölestine auch den morgenden Tag erwartete, war sie demungeachtet in einer sehr aufgeregten Stimmung. Was so viele Aerzte als unthunlich, sogar als gefährlich betrachtet hatten, sollte die Hand ihres Geliebten vollbringen, sie zagte und hoffte, denn nie hatte die Sehnsucht sie

so ergriffen, als jetzt, wo das Licht der Augen ihr den Geliebten zeigen sollte, der jetzt nur, noch ein Nebelbild, vor ihrer Phantasie schwebte; denn nur der sanfte Ton seiner Stimme, der zarte Sinn seiner Rede, das tiefe Gemüth, welches sich in jedem seiner Worte aussprach, waren zu ihrem Herzen gedrungen, und nun hoffte sie, sollte die männlich schöne Gestalt des Mannes, der ihr alles war, dessen liebevolle Hand sie geheilt, vor sie treten, und, wäre es möglich, die Gluth ihres Herzens noch mehr entzünden. Daß ihre geschäftige Phantasie sich täuschen könne, ahnete sie nicht, sein Bild stand so bestimmt, so deutlich vor ihr, daß sie es gar nicht für möglich hielt, daß es in der Wirklichkeit anders seyn könne.

Jetzt hörte sie Jemand nahen, sie lauschte, glaubte seine Tritte zu vernehmen, und hatte sich nicht getäuscht; er war es, der sich mit freundlichem Gruße an ihre Seite setzte. Nicht ahnend, welch ein Hinderniß er selbst seinem Glücke in den Weg gestellt, überließ er sich vertrauungsvoll der Hoffnung, und der morgende Tag erschien ihm nur als ein Tag des Heils. Auch Cölestine überließ sich ihren Gefühlen, und schloß dem Geliebten unbefangen ihr Herz auf; sorglos blickten sie in die Zukunft, und Eduard schien sogar die Worte des geliebten Mädchens vergessen zu haben: daß sie nur sehend ihm die Hand reichen, die Seine werden könne.

„Also morgen,“ sagte sie, „morgen ist der entscheidende Tag, ich sehe ihm mit Ruhe und Vertrauen

entgegen. Ich hörte zwar oft, daß fremde Aerzte meinen Vater baten, wenn sie mit ihm über mein Uebel sprachen, mir, im Falle er je eine Operation vornehmen ließe, den Tag zu verschweigen, damit ich nicht unruhig würde, und mein Blut zu sehr in Wallung käme — aber es fließt ruhig durch meine Adern, und klopft auch mein Herz, so klopft es aus Freude, nicht aus Furcht; denn es ist ja die Hand meines Eduards, die mein Auge berührt, und sie kann nur beglückend für mich seyn.“

„Cölestine,“ sagte der junge Mann, „es ist schön sich der Hoffnung zu überlassen, sich ihr überlassen zu können, aber des Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand; darum, wenn die Bemühungen des Arztes vergebens wären, würden Sie deshalb mir mein Glück entziehen? — Würde die Blinde weniger liebend gegen mich seyn, als die Sehende?“

„Sie müßte!“ erwiederte das Mädchen. „Eduard, täuschen Sie sich nicht; eine Blinde zu leiten ist ein trauriges Loos, sie durch das ganze Leben zu leiten ein furchtbares. — Ewig bleibt der Spiegel ihrer Seele umflort, und wenn ein anderes Mädchen mit feurig sehnsuchtsvollem Auge auf Sie blickt, starrt bewußtlos Ihre Gattin vor sich hin, und Ihr Auge spricht nicht lebendiger, wenn es das Ihre trifft, als wenn es auf die todte Steinmasse der Rudelsburg schaute. Blickt Ihr Auge in die Ferne, sieht es die Natur in der herrlichsten Pracht, folgt es der scheidenden Sonne zum fernen Bett, oder wenn ihre rosigen Strahlen

der Natur freundlich den Morgengruß senden, entzückt Sie die dunkle Nacht mit ihrem aus Myriaden Sternen gewölbten Dome, und Ihr Herz strömt über, Ihr Gefühl spricht sich in Worten aus, und sucht ein theilnehmendes Herz, dessen Mitgefühl die Wonne des Anblicks erhöht; dann sitzt die Gattin still trauernd neben ihnen, todt ist ihr Auge, unbewußt aller Schönheiten, die Sie entzücken. — Ach, Eduard, ich könnte nicht glücklich seyn, Sie nicht glücklich machen, ich breitete meine Nacht über Ihr Leben; und hielte auch das Mitleid Sie an meiner Seite fest, so griffe ich doch hemmend in das Rad Ihres Glückes, und das will ich nicht. — Nimmt Gott den Schleier nicht von mir, segne ich doch die Stunde, die Sie hierher führte, danke ihm für die kurze Wonne, für die getäuschte Hoffnung, und daß er mir an Ihnen einen Freund gab, der mir bleiben wird, wenn der Vater einst heimgegangen ist. — Nicht wahr Eduard, auch dann bleiben Sie mein Freund?"

„Sie verkennen mich, Cölestine!" rief er heftig aus. „Sie trauen mir nicht Kraft, nicht Festigkeit, nicht Ueberlegung genug zu einem Schritte zu, den ich wohl bedacht, nach strenger Prüfung erst begann. Ihr Gemüth, Ihre Sanftmuth, Ihr Herz ist es, was mich anzog, und der zarte Zug jungfräulicher Sitte, der um Ihre Lippen spielt, das ist es, was mich von dem ersten Augenblicke an so fest an Sie fettete, ich vermißte nicht die Gluth Ihrer Augen, nicht das Feuer, das aus ihnen strömen sollte. —"

„Sie täuschen Sich, Eduard. — Ich kenne zwar die Welt nur wenig, aber selbst das Beispiel mir nahverwandter guter Menschen zeigt mir, daß der erste Rausch glücklicher Liebe leicht vorübergeht; nur die unglückliche Liebe soll fest halten in Treue. — Aber lassen Sie uns davon schweigen und Gott vertrauen.“

Sie wollte eben aufstehen um ins Haus zurückzugehen, als ihr Vater mit einem Briefe in der Hand zu ihr trat. Sein Auge blickte heute nicht wohlwollend wie sonst auf Eduard, er wandte sich unmuthig zu ihm. „Ich bitte,“ sagte er, „uns einen Augenblick allein zu lassen, ich wünschte mein Kind allein zu sprechen. —“ Eduard entfernte sich. — „Cölestine,“ sagte nun der Alte mit bewegter Stimme. „Die Stunde naht, die über Dich entscheiden soll; hast Du auch Muth, festen Muth Dich der Operation zu unterwerfen?“

„Ja, Vater,“ erwiederte das Mädchen.

„Fürchtest Du nicht die Schmerzen?“ fragte er weiter.

„Sie sollen ja nur unbedeutend seyn,“ antwortete sie; „und wären sie auch fürchterlich, doch würde ich sie standhaft ertragen, denn an meinem Augenlichte hängt das ganze Glück meines Lebens.“

„Du warst doch sonst so ergeben in Dein Schicksal, Cölestine,“ begann nun der Vater, „ertrugst Dein Leiden mit freundlicher Geduld; warum jetzt auf einmal diese ungemeine Sehnsucht nach einem Dir entrissenen Gute, woher jetzt dieser Muth, der Dir sonst gebrach?“

„Vater,“ erwiederte sie, „sonst galt es nur meiner Augen Licht, jetzt meines ganzen Lebens Glück. — Die Sehende ruht in seinen Armen, an seiner Brust, der Blinden ist er verloren.“

„Sagte ich Dir es nicht!“ rief der Vater hohnlachend. „Die Blinde kann nie Ansprüche an Liebe machen, und eines Rezensenten Herz —“

„Wessen, mein Vater?“ fragte Cölestine.

„Sprich nur weiter,“ erwiederte der Alte. „Also die Sehende ist seiner werth, die Blinde achtet er nicht.“

„Ihr seyd ungerecht gegen den edlen Mann,“ unterbrach ihn schnell das Mädchen. — „Auch die Blinde liebt er, und will sie heimführen als sein Weib, aber sie will ihn nicht unglücklich machen, und Eurer warnenden Worte gedenkend, werde ich nie sein Weib, so lange mir Gott das Licht meiner Augen nicht wiedergibt.“

Der Vater stand rasch auf, steckte den Brief, den er noch in der Hand hielt, wieder ein, schien über etwas nachzudenken, dann sprach er leise vor sich hin die abgebrochenen Worte: „Fast unmöglich — und doch — Gott mag entscheiden. —“ Er führte Cölestine zurück in das Haus.

Es war ein schöner Morgen, strahlend und heiter blickte die Frühlingssonne über die Berge hervor, und weckte die Bewohner des Landhauses zu einem ernsten



Tage. Kein erwachtes Auge fand sie, das nicht andachtsvoll zum Himmel aufgeblickt hätte, kein Herz, das nicht mit ängstlichem, aber feierlichem Gefühle, den kommenden entscheidenden Stunden entgegengeschlagen hätte. In jedem Gemüthe wogte Furcht und Hoffnung, und ernst und still versammelte sich heute die Familie in der Laube vor dem Hause zum Frühstücke; Alle waren jetzt beisammen, nur Cölestine fehlte. — Die Tante, unruhiger und bewegter als irgend Jemand, wollte hinaufstürmen, aber die alte Anna hielt sie zurück. — „Sie betet," raunte sie ihr leise zu, „stört sie nicht!" aber dennoch schlich die Tante hinauf, und sah durch die nur halb angelehnte Thür. Hier erblickte sie das Mädchen auf die Knie gesunken, leise betend; unwillkührlich faltete auch sie ihre Hände, und auch ihre Gedanken wurden zum stummen Gebet. — Das Gebet dauerte lange, denn Cölestine war in heiliger Andacht versunken; endlich erhob sie sich, faßte nach der Schelle, und die Tante trat hastig ein. — „Wie ist Dir, Cölestine?" fragte sie ihren Liebling, und schloß sie heftig in ihre Arme. „Wie ist Dir, mein Kind?"

„Wohl," erwiederte Cölestine, „recht wohl. Das Gebet hat mich gestärkt, Gott hat es erhört."

„Bist Du dessen so gewiß?" fragte die Tante.

„Ja, das bin ich," sagte das Mädchen mit fester Zuversicht. — „Mit meinem Gebete hat sich ein festes Vertrauen in mein Herz gesenkt, das mich an meinem Glücke nicht mehr zweifeln läßt. Muthig gehe ich der

Stunde entgegen. Führe mich nur hinunter, Tante, daß sie mir bald schlagen kann, mein Auge wie mein Herz sehnt sich nach ihr."

Die Tante reichte ihr kopfschüttelnd den Arm. „Würde auch Dein Auge geheilt," dachte sie still vor sich, „wird es doch schwerlich die Wunde deines Herzens.

Als sie nun zu den Uebrigen in die Laube traten, winkte der Bruder der Tante, und ging mit ihr den Fußpfad nach dem Flusse hinab. „Du weißt," sagte er als sie an der dahin rauschenden Saale standen, „Du weißt, wie wenig ich sonst meine Handlungsweise nach dem Rathe Anderer richte, und wie gern ich meinen eignen Weg allein gehe; aber heute muß ich eine Ausnahme von meiner Regel machen, um Dich in einer sehr ernsten Sache um Rath zu fragen. Cölestine liebt den jungen Berg, er liebt das Mädchen, und selbst wenn die Operation nicht gelingen sollte, verlangt er sie zum Weibe. Ich habe etwas gegen den jungen Mann —"

„Ich sehr viel," unterbrach ihn die Tante höhnisch.

„Aber dennoch habe ich lange mit mir gekämpft, ob das, was mir an ihm zuwider ist, wohl das Opfer fordern kann, welches Cölestine bringen soll, ob ich überhaupt Recht thue, nach meinen einseitigen Ansichten das Glück des Mädchens zu bestimmen."

„Sie kann nie die Seinige werden!" rief die Tante mit Heftigkeit.

„Christiane," sagte der Bruder ernst. „Am heu-

tigen Tage, in dieser feierlichen Stunde, sollte wohl die Leidenschaft in unserer Brust schweigen, und unser Herz der Versöhnung sich öffnen. — Aber zur Sache, denn ich weiß doch, daß am Ende ihr Glück Dir mehr gilt, als Deine gekränkte Eitelkeit. Gestern Abend erhalte ich von meinem alten Freunde, dem Doktor aus Weissenfels, der sich schon mehreremal über Cölestinens Augenübel ausgesprochen, und es immer für unheilbar erklärt hat, Antwort auf den Brief, den ich ihm gestern früh durch einen Boten schickte. Höre sie an:

„Auf Deine Anfrage kann ich Dir vollkommene Auskunft geben,“ so las er. — „Der Augenarzt ist brav, wird aber das Unmögliche nicht möglich machen können. Der Rezensent aber ist ein eingebildeter Narr, welcher, wie alle Leute dieser Art, die als Richter des guten Geschmacks auftreten wollen, überklug ist, und hinter Witz den Mangel gründlicher Kenntnisse versteckt. — Suche Beide zu trennen, dem Augenarzt gib Deine Cölestine, nur muß er das Handwerk eines Rezensenten abschwören; mache dieß zur unabänderlichen Bedingung.“

„Siehst Du,“ unterbrach ihn die Tante. „Theodor ist der rechte Mann für Cölestine, habe ich es nicht immer gesagt.“

„Und Eduard der rechte für Dich,“ unterbrach sie der Bruder.

Die Tante Christiane that, als ob sie es nicht ge-

hört habe. „Laß sie nur erst durch ihn das Licht der Augen wieder erhalten haben, wird sie aus Dankbarkeit und Vernunft sich gewiß zu ihm neigen, und der finstere Herr Rezensent wird mit leerem Seckel abziehen.“

„Wenn Du ihm nicht Dein Herz als milde Gabe auf den Weg reichst,“ fiel ihr der Bruder in die Rede. „Doch höre das Postscript:

„Bald hätte ich vergessen, Dir zu melden, daß es verlautet, der Augenarzt sey in Leipzig mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen versprochen, doch weiß ich hierüber nichts bestimmtes.“

„Das wäre fatal!“ rief die Tante. Der Rezensent aber — “

„Beruhige Dich, der Rezensent erhält sie nimmermehr, so lange er das Handwerk treibt,“ unterbrach sie der Bruder. „Aber still jetzt,“ sagte er leise, „dort kömmt er gradeweges auf uns zu.“ — Die Tante eilte fort, und wollte eben an Eduard vorbeirauschen, als dieser ihre Hand erfaßte, und sie mit höflichen Bitten zurück zu dem Bruder führte, der ihnen entgegen kam.

„Ihnen, edler Vater Cölestinens, und Ihnen, edle Pflegemutter dieses lieblichen Kindes,“ sagte er mit Rührung, „nahe ich mich in einer verhängnißvollen Stunde, wo das Schicksal noch nicht über das holde Mädchen entschieden hat. — Es mag über sie bestimmen wie es will, ihr Auge mag mir liebend entgegen strahlen, oder mir geschlossen bleiben, wenn



nur ihr lieblicher Mund der Liebe Geständniß mir zulächelt; so bitte ich denn für beide Fälle um Cölestinens Hand. — Sie liebt mich, das hat sie mir gestanden, ich bin ein rechtlicher Mann, im Stande eine Frau zu ernähren, selbst eine Blinde, die mancher Sorgfalt und Hülfe bedarf; geben Sie mir Ihren Segen!"

„Sie wählen einen sonderbaren Zeitpunkt, um die Hand meiner Tochter zu werben," erwiederte der Alte, nur mit Mühe den Zorn seiner Schwester zurückhaltend.

„Ich wählte diesen Augenblick," erwiederte Eduard, „ich gestehe es, aus der kleinen Eitelkeit, Ihnen, wenn Cölestinens Augen geheilt würden, die Ueberzeugung gegeben zu haben, daß mir auch die Blinde genügt hätte."

„Meine Antwort zu einer andern Stunde," erwiederte der Vater kurz, die Tante schwieg, und keines von den Dreien sprach auf dem ganzen Wege zur Jasminlaube ein Wort.

„Haben Sie jetzt alles bereit?" fragte Cölestine Eduard; der sich schweigend an ihre Seite gesetzt hatte; Theodor winkte ihm es zu bejahen. — „So komm, Vater," bat sie, ihre Rechte nach dem Alten streckend, „komm, führe Du Dein Kind hinauf, leite Du Deine Blinde auch auf diesem Wege, wie Du sie liebend durch das Leben geführt hast. — Komm, lieber Vater, und ehe er beginnt, gib mir Deinen Segen, er muß mich zu allem begleiten, was mir gelingen soll. — Zögern Sie nicht länger, Eduard,

fuhr sie fort, da Niemand sie unterbrach, „ich bin gefaßt, vielleicht bin ich es in der kommenden Stunde weniger, darum schnell, mit Gott!“ Sie stand auf, streckte den Arm nach dem Vater aus, und als sie seine Hand fühlte, beugte sie Knie und Haupt. Der Alte legte die zitternde Hand auf ihre Stirn. „Segne Dich Gott, mein geliebtes Kind!“ rief er mit Rührung, mehr vermochte er nicht zu sagen. Da erhob sich die Blinde. „Nun kommt!“ rief sie, und als hätte der Engel der Ruhe sie mit seinem Palmenfittig angeweht, schwebte ein heiteres Lächeln um ihren Mund.

„Mein Freund läßt Sie bitten,“ sagte nun Theodor zu den Umstehenden, „ihn mit Cölestine und mir allein zu lassen, es ist nothwendig, daß nichts die Operation störe.“ — Sie entfernten sich, Theodor folgte ihnen in das Nebenzimmer, Eduard hatte ihn unter dem Vorwande, für ihn noch etwas zu holen, hinausgeschickt. — „Werther Freund meines Vaters,“ sagte er, sich in Eile zu dem Hofrathe wendend, „ehe ich beginne, muß ich gestehen, daß ich mit geringer Hoffnung zu der Operation schreite, deshalb werde ich auch die weniger gefährliche des Niederdrucks der Staarlinse anwenden; mißglückt sie, so ist nichts verloren, und vielleicht kann es in der Zukunft noch einer glücklicheren Hand als der meinigen gelingen. — Hoffen Sie nichts, und seyn Sie auf jeden Fall gefaßt, doch vertrauen Sie mir

auch, daß ich durch Ungeschicklichkeit nichts verderben werde.“

Der Hofrath reichte ihm die Hand, und drückte sie ihm zum erstenmale herzlich. „Gehen Sie mit Gott,“ sagte er, und als Theodor wieder zu der Kranken gegangen war, wandte sich Werner mit zuversichtlichem Tone zu seinem zagenden Freund.

„Hoffe nur, Freund,“ sagte er, „er hat schon manchem Auge das Himmelslicht wieder gegeben, und ich möchte fast wetten — “

„Mich verfolgt das Unglück,“ unterbrach ihn der Hofrath, „was meinem Herzen nahe steht, ist einem finstern Geschicke geweiht.“

Nach diesen von dem angstvollsten Schmerze erpreßten Worten, blieb alles lautlos; selbst die Dienstboten, welche voll ängstlicher Sorge heraufgekommen, theilnehmend und erwartungsvoll neben ihren guten Herrn getreten waren, standen traurig und niedergeschlagen neben ihm, der die Hände gefaltet, leise betete. Auch der Kriegsrath, so sehr er dagegen kämpfte, konnte sich eines peinigenden Gefühls nicht erwehren, und drückte sorgenvoll dem Freunde die Hand; nur die Tante ging voll Unruhe auf und ab, wollte die Herzhafte spielen, und die Angst um ihre geliebte Cölestine hätte ihr fast die Brust gesprengt. Es herrschte eine angstvolle Stille, die nur von der Heftigkeit der Tante zuweilen unterbrochen wurde.

Indessen hatte Theodor in dem Zimmer alle Vorkehrungen getroffen, die Rouleaux heruntergelassen,

und nur an dem einen Fenster, an welchem die Operation vor sich gehen sollte, blieb es hell. Eduard führte Cölestine zu dem bereitstehenden Stuhle, und als er sie bat sich zu setzen, sagte sie ihm leise: „Mir klopft doch das Herz stärker, als ich glaubte, aber dennoch bin ich gefaßt. — Beginnen Sie nur!“

Theodor fühlte ihren Puls, er fand ihn ruhiger als er gefürchtet hatte, und nickte Eduard freundlich zu, so daß dieser mit Vertrauen ausrief: „Nun wohlan mit Gott, er führe die Hand! — Aber nun auch keine Frage, nicht das leiseste Wort mehr,“ bat er Cölestine, und trat dann hinter ihren Stuhl, hob mit seiner rechten Hand das Kinn der Blinden sanft in die Höhe, legte die andre auf ihre Stirn, und zog das obere Augenlied des linken Auges herauf. Theodor faßte mit sicherer Hand die goldene Nadel, wartete vorsichtig bis das unstete Auge des Mädchens sich beruhigt hatte, drückte die Staarlinse nieder, ließ dann die Nadel noch einige Augenblicke ruhen, und bald war es vollbracht. Schnell legte er eine Compresse auf das Auge und verband es.

„Mir war es eben,“ rief jetzt Cölestine, „als wenn ein sanfter Schimmer an mir vorübergezogen sey, als ob ich Ihre Gestalt gesehen hätte, Eduard, aber erkennen konnte ich Sie nicht. Es war schnell geschehen, und ich danke Ihnen von Herzen, Ihre Hand ist sanft und leicht, ich habe nur wenig Schmerzen empfunden. — Haben Sie noch Hoffnung?“ fragte sie dann.

„Mehr als je,“ erwiederte Eduard, der vor sie getreten war.

„Und auch Ihnen, Herr Werner, muß ich für Ihre Theilnahme danken,“ fuhr das Mädchen fort. „Ich that Ihnen Unrecht, als ich Sie keines Mitgefühles fähig glaubte, Ihre Hand zitterte auf meiner Stirn, und ich konnte das laute Klopfen Ihres Herzens vernehmen, als mein Kopf an ihm ruhte.“

„Ich bitte zu schweigen,“ bat Eduard. „Jedes Wort bringt Ihr Blut mehr in Wallung, und wir müssen sogleich zur zweiten Operation schreiten; bebt auch da meines Freundes Hand, und fühlen Sie das Klopfen seines Herzens, so denken Sie nicht, die Furcht, die Freude nur macht ihn beben.“

Auch die Operation des andern Auges ging glücklich von Statten. Die Augen wurden verbunden, und Eduard beschwor nun die Geliebte sich aller Gemüthsbewegung zu enthalten, ruhig auf ihrem Sessel sitzen zu bleiben, den Kopf nicht zu senken, und wo möglich theilnahmlos bei allem zu seyn.

„Ich will Ihnen folgen wie ein gehorsam Kind,“ erwiederte sie freundlich, „will schweigen und nichts hören, ja selbst meiner Phantasie die Flügel binden, wenn ich es anders vermag.

„Thun Sie das,“ erwiederte Eduard, und der sanfte Druck seiner Hand mahnte sie auch jetzt schon die Bitte zu erfüllen.

Indessen war Theodor mit freudeglühendem Blicke in das Zimmer zu den ängstlich Harrenden getreten.

„Es ist vorüber!“ rief er ihnen zu, „kann ich auch noch nicht bestimmte Gewißheit bringen, daß es mir gelungen ist, bringe ich doch die freudigste Hoffnung. Treten Sie ein, aber zügeln Sie Ihre Gefühle, jede starke Gemüthsbewegung würde unheilbringend für die Kranke seyn.“

Sie traten ein. Da saß die liebliche Gestalt die doppelte Binde vor den Augen, durch welche die Hoffnung ihr entgegenstrahlen sollte. Sie empfing die Eintretenden mit freundlichem Lächeln, und streckte ihre Rechte nach ihnen, welche der Vater an sein Herz drückte, und die Tante mit Küssen bedeckte. „Nicht also,“ erinnerte Eduard, „nicht diese stürmische Freude, Cölestine bedarf Ruhe, denn noch sind wir nicht am Ziele.“

„Vater!“ rief Cölestine, „es ist geglückt! Ich habe ihn gesehen, seine Gestalt trat mir entgegen, zwar nur trübe, und die Formen schmolzen in einander; es war ein recht freundlicher tröstender Anblick. So muß es dem verirrten Wanderer seyn, wenn finstere Nacht seine Schritte hemmend ihn umgibt, er hoffnungslos aufblickt nach den Millionen Sternen, von denen keiner ihm leuchtet, und er nun hinter den dunkeln Wolken den falben Schimmer des Hesperus erblickt; er leuchtet ihm nicht, erhellt ihm nicht seinen Pfad, aber führt ihm doch die tröstende Hoffnung in die verödete Brust zurück.“

„Du konntest sehen!“ fuhr die Tante freudig auf.

„Nicht sehen konnte ich, liebe Tante,“ erwiederte

Cölestine, „aber heller ward es vor meinen Augen als sonst. — Jetzt ist es wieder Nacht und die Binde drückt mich."

„Reden Sie nicht weiter, Cölestine," bat Eduard, während Theodor die Binde lüftete, „Ihr Blut kommt in Wallung, und die Augen könnten erhitzt werden; wenn Sie Sich Ihren Phantasien überließen, würde es Ihnen schädlich seyn. Hören Sie lieber unserem gleichgültigen Gespräche zu."

„Unserem gleichgültigen Gespräche!" fiel ihm die Tante in die Rede. — „Wer hier gleichgültig seyn, jetzt von gleichgültigen Dingen sprechen könnte, der müßte ein Rezensentenherz haben!"

„Mäßigen Sie Sich, Verehrte," raunte ihr der Kriegsrath Werner zu, „bedenken Sie, dergleichen Worte müssen das arme Mädchen aufregen." — Die Tante antwortete mit einem spöttischen, verachtenden Blicke, aber schwieg.

Mehrere Tage waren nicht ohne Besorgnisse vergangen; Theodor glaubte die Binde abnehmen, und das Auge untersuchen zu müssen, denn wie er gefürchtet, war Entzündung eingetreten. Es lag in der Stimmung Cölestinens, daß sie nicht ohne Gemüthsbewegung bleiben konnte, denn jedes Wort, jeder Ton Eduards regte sie auf. Selbst die heftige, oft

vernunftlose Liebe der Tante, selbst des Vaters sanfte Freude, die er nicht immer zu unterdrücken vermochte, bewegte ihr Gemüth, und Theodor sah mit Unmuth, daß alle seine Bitten, alle seine Ermahnungen bei der allgemeinen Leidenschaftlichkeit unbeachtet blieben. Eduard allein gewann es über sich, nur so selten als möglich in ihrer Nähe zu seyn, und dann auch seiner Empfindungen Herr zu bleiben.

Am Abende des dritten Tages, als die Familie noch unten beisammen saß, und die Kranke schon eingeschlummert war, gestand Theodor ohne Umschweife, daß er morgen schon den Verband abnehmen, und das Auge untersuchen müsse, da ihm die Entzündung bedenklich scheine. Er bat den Vater, sich auf das Unangenehmste gefaßt zu machen. — Zugleich bemerkte er, daß wahrscheinlich Cölestine bei der Abnahme der Binde würde sehen können, und da sie glaubte, Eduard sey der Arzt, so würde sie —

„Das kümmre Sie nicht," fiel ihm die Tante in die Rede. „Cölestine kann nur bei diesem Tausche gewinnen."

„Meine Verehrte," erwiederte Theodor gegen seine Gewohnheit sehr ernst. „Ob sie gewinnen könnte, mag und kann ich nicht entscheiden; nur fragt es sich, ob man schon wagen darf, die Kranke mit der Mystifikation bekannt zu machen!"

„Nein!" sagte der Kriegsrath schnell, „sie muß im Irrthum bleiben, es würde sie unangenehm berühren."



„Wird sie aber der Ton meiner Stimme nicht enttäuschen?“ meinte Theodor.

„Du mußt, so lange ihr Auge ohne Binde ist, schweigen,“ sagte der Vater. — Eduard sagte zu allem diesem nichts, ihm schien es wehe zu thun, daß die Geliebte von neuem getäuscht werden sollte; vielleicht fühlte sich auch seine Eitelkeit gekränkt.

Am andern Tage als Theodor mit Cölestine allein in dem Zimmer war, in welchem ein Dämmerlicht nur wenig die Gegenstände erkennen ließ, nahm er den Verband ab. — Freudig jauchzte das Mädchen auf, sie konnte trotz dem Schmerze, den sie noch im Auge fühlte, sehen, konnte ihren Retter erkennen; aber bald verstummte die Freude, und ehe noch Theodor das Nöthige gegen die Entzündung aufgelegt hatte, war sie still geworden, und ehe noch die Binde die Augen wieder deckte, schien ihre Freude dahin.

Stürmisch drang die Tante mit Fragen in sie, ob sie schon den Arzt habe erkennen können, sie antwortete bejahend, aber ein stiller Ernst umzog ihren Mund, und seit dem Augenblicke, wo die Binde von ihr genommen gewesen, war sie still und in sich gekehrt; selbst Eduards herzliche Worte erwiederte sie zwar freundlich, aber er vermißte doch in dem Tone ihrer Rede die Wärme, welche ihn sonst so entzückte. Auch die Versicherung, daß, wenn die Entzündung gehoben sey, sie ganz wieder hergestellt werde, hörte sie ruhig an, und ihr schien das wiedergeschenkte Licht der

Augen seit diesem Augenblicke den Werth verloren zu haben.

Diese Verstimmung theilte sich allen mit, am meisten litt Eduard dabei, und die Tante, die es nun nicht im mindesten mehr verbarg, daß ihr Wohlwollen gegen ihn sich in Haß verwandelt habe, suchte alles Mögliche hervor, ihn von Cölestine entfernt zu halten, und unter dem Vorwande, daß seine Nähe, der Ton seiner Stimme sie zu sehr aufrege, vermochte sie den Vater, ihn zu ersuchen, so viel es schicklich sey, sich von ihr entfernt zu halten.

Theodor mußte jetzt öfters den Verband abnehmen, und mehrere Tage vergingen, ehe er die Entzündung heben, und bis er endlich die Versicherung geben konnte, die Operation sey gelungen, die Gefahr vorüber.

Diese Worte berührten dann aber auch Alle wie ein elektrischer Schlag. — Eduard, alles um sich vergessend, ergriff stürmisch Cölestinens Hand. „So steht nichts mehr meinem Glück entgegen!“ rief er aus, „so sind Sie die Meine!“

„So weit sind wir noch nicht,“ unterbrach ihn die Tante. „Sie scheinen sehr voreilig zu sey, Herr Berg, und jetzt, wo die Kranke noch aller Schonung bedarf, finde ich die Berührung dieser Saite sehr unfein. — Ueberdieß,“ fuhr sie fort, „scheint Cölestine eben nicht Ihre Wonne zu theilen, denn sie sitzt schweigend und theilnamlos neben Ihnen.“

„Glauben Sie das nicht,“ unterbrach Cölestine



die Tante, „mein Herz wird ewig dankbar meinem Retter entgegenschlagen.“

„Nur dem Arzte schlägt Ihr Herz entgegen?“ fragte Eduard, dem die Worte des Mädchens wehe gethan hatten.

„Ruhe, Ruhe!“ bat Theodor. „Morgen Abend nimmst Du die Binde ab, und Amor wird unumwölkten Blickes hell sehen können, heller, deutlicher als vorher. Heute schweig, Rezensent, und Sie, meine Verehrte,“ sagte er, sich zu der Tante wendend, „haben wohl die Güte, Ihre Pfeile noch so lange im Köcher ruhen zu lassen, als Cölestine die Binde trägt.“

Die Tante wollte antworten, um das letzte Wort zu haben, der Bruder aber gebot gleichfalls Ruhe.

Der Hofrath hatte nicht ohne Besorgniß die Veränderung bemerkt, die seit einiger Zeit in Cölestinens Gemüthe vorgegangen war, alle Gluth schien in ihr verloschen, still, theilnahmlos blieb sie bei allem, ließ selbst die Witzeleien der Tante unbemerkt, wenn diese Eduard bei jedem Worte, das er sagte, mit bittern Bemerkungen in die Rede fiel, ja er glaubte eine gewisse Aengstlichkeit zu bemerken, wenn Eduard ihr traulich nahte, ihm schien es, als sey die Gluth der so schnell erwachten Liebe im Verlöschen, und — sich selbst ein Räthsel — that es ihm um des Jünglings willen wehe, obgleich es mit seinen Wünschen

übereinkam, daß sie ihr Herz dem Rezensenten entziehen möge. Aber doch um das Mädchen besorgt, hatte er einige Stunden vorher, ehe die Binde abgenommen werden sollte, mit ihr gesprochen, hatte mit dem unwiderstehlichen Tone seines tief erregten Gemüthes sie zur offenen Mittheilung ihres Kummers zu bewegen gesucht, aber vergebens. — „Laß mich nur ruhig meinen Weg gehen, lieber Vater,“ sagte sie, „ich selbst bin mir ein Räthsel, und wenn ich erst werde klar sehen können, dann wird es auch vielleicht in meinem Innern Licht werden.“

Als jedoch die feierliche Dämmerstunde nahte, wo die Binde von ihren Augen fallen, und ihr Schicksal entschieden werden sollte, als schon alle Bewohner des Landhauses versammelt waren, und jedem in freudiger, doch angstvoller Erwartung das Herz klopfte, Theodor sich eben anschickte, die Binde zu lüften, erhob sich Cölestine plötzlich. — „Eduard,“ bat sie, „ehe Sie die Binde lüften, reichen Sie mir Ihren Arm, und führen Sie mich unter den Apfelbaum im Garten. Du aber, mein guter Vater, wirst Deinem Kinde verzeihen, daß es in dieser feierlichen Stunde noch einem andern Gedanken Raum gibt, als dem, Gott für seine Genesung zu danken. Kommen Sie, Eduard,“ sagte sie dann, und verließ mit ihm das Zimmer.

Schweigend gingen sie durch den Garten bis unter den Baum, dort setzte sie sich, und bat Eduard,

der in einer ängstlichen Spannung war, neben ihr Platz zu nehmen.

„Lieber Eduard," begann sie endlich nach langem ängstlichem Schweigen, „wir sitzen hier in der nämlichen Stunde, auf der nämlichen Stelle, wo Sie mir an jenem Abende Ihre Liebe gestanden, wo Sie der Blinden das Gelübde treuer Liebe thaten, was Sie nun der Sehenden zu halten entschlossen sind. Sie haben mich durch mancherlei Bande an sich gefesselt, dem Arzte bin ich Dank, dem uneigennützigen Geliebten Liebe, treue Liebe durch das ganze Leben schuldig, beide Pflichten werde ich redlich erfüllen. Sollte ich aber, wenn die Binde gelößt ist, nicht ganz Ihren Erwartungen entsprechen, sollte ich weniger lebhaft mein Glück empfinden, als Sie glaubten, als Sie wohl erwarten konnten, sollte ich nicht ganz Ihre Hoffnungen erfüllen, so haben Sie Nachsicht mit mir. Ich trete aus der Phantasienwelt in die wirkliche zurück, und wer weiß, ob ich mich in ihr so schnell einheimisch finden kann. —"

„Fürchten Sie, daß meine Persönlichkeit Ihnen mißfallen könnte?" unterbrach sie Eduard.

„Das nicht," erwiederte Cölestine erröthend, „aber — ich wiederhole nochmals meine Bitte, seyn Sie nachsichtig, gegen mich, und nun, da mir der Druck Ihrer Hand die Erfüllung zusagt, zurück zu meinem guten Vater, der ängstlich harren wird, daß Ihre Hand die Binde von meinem Auge löse, und ist es geschehen, dann wie Gott will!" — Sie erhob sich, faßte seine Hand, und ging in das Haus zurück,

Eduard, dem der Sinn ihrer Rede räthselhaft geblieben war, ging schweigend und sinnend an ihrer Seite.

Als sie in das Zimmer traten, wo noch alle in ängstlicher Spannung versammelt waren, sagte sie mit sanftem milden Tone. „Dir, mein herzgeliebter Vater, auch Dir, liebe Tante, sagt die Blinde mit gerührtem Herzen Dank. Fünf Jahre habt Ihr mit elterlicher Sorgfalt mich geleitet und gepflegt, habt nicht über mich gemurrt, und mein trauriges Schicksal mit liebendem Herzen, mit zarter Hand erleichtert. Nehmt nochmals den Dank der Blinden, die Sehende wird mit verdoppelter Liebe es gut zu machen suchen, was Ihr an ihr gethan. Und auch Du, Vater im Himmel," sagte sie dann, ihre Hände zum Gebete faltend, „höre den Dank, den ich aus bewegter Brust auf zu Dir sende, daß Du mir des Lebens höchstes Glück, das Licht meiner geschlossenen Augen wieder geben willst. Laß die Ruhe des Herzens die Sehende begleiten, wie sie die Blinde erhielt in ihrer Nacht, laß mir den Muth mein Schicksal zu tragen, es werde wie Dein Wille es gebietet." — Sodann wandte sie sich zu Eduard. „Jetzt nehmen Sie die Binde ab, mag der erste Strahl, der mein geöffnetes Auge trifft, ein Strahl des Himmels seyn.—"

Aengstlich klopfte den Umstehenden das Herz während Eduard die Binde löste. — Konnte es Täuschung seyn, konnte die Hoffnung betrügen, Theodors Versicherung voreilig seyn? Dies war der äng-

stigende Gedanke, der Alle durchzuckte. — Jetzt sank die Binde, Eduard nahm die Compresse ab, hielt, wie Theodor es ihm gesagt, die hohle Hand vor das dem Lichte entwöhnten Auge, und als er auch diese wegzog, blickten zwei seelenvolle dunkelblaue Augen starr und staunend ihn an.

„Wer sind Sie?“ fragte das Mädchen heftig erschüttert. „Sie sind nicht mein Arzt.“

„Malte Ihnen die Phantasie meine Züge anders?“ fragte Eduard bewegt, „erkennen Sie Ihren Eduard nicht in ihnen?“

„Eduard!“ rief Cölestine. — „Sie mein Eduard! — Herz, mein treues Herz Du hast mich nicht betrogen!“ — Dieß sagend, sank sie an seine Brust, er schloß sie feurig in seine Arme, und drückte den ersten Kuß der Weihe auf ihre bleichen Lippen.

„Das ist unverschämt, Herr Rezensent!“ rief die Tante herzuspringend. Als sie jedoch die bleichen Wangen, das geschlossene Auge des Mädchens sah, vergaß sie schnell ihre zornige Rede; eilig stürzte sie zur Thüre hinaus, ihr Riechfläschchen zu holen, während Eduard die Ohnmächtige auf das Sopha trug.

Kaum hatte sich Cölestine erholt, als der Hofrath Eduard bat ihm auf sein Zimmer zu folgen. — „Junger Mann,“ redete er ihn hier an, „aus Ihrem Auge, aus Ihrem ganzen Benehmen spricht etwas, das mir das Vertrauen zu Ihnen gibt, daß die Bitte eines alten Mannes, die Ruhe einer Familie Ihnen nicht gleichgültig, Ihnen heilig sey. Heute hat der

Himmel dem Mädchen das Licht der Augen wiedergeschenkt, ich sollte aufjauchzen vor Wonne, und meine Freude ist getrübt. Cölestine liebt Sie, und ich kann, ich darf diese Liebe nicht billigen, wenden Sie sich deßhalb an des Mädchens Eltern; geben diese ihren Segen, so habe ich nichts verschuldet, aber meiden Sie bis dahin Cölestine. Ich glaube, Sie besitzen Stolz genug, um nach dem, was ich Ihnen gesagt, mit schicklicher Gelegenheit Sich zu entfernen. — Ich will das Mädchen an diesem Tage der Freude nicht betrüben, so traurig auch mir der Tag geworden ist, ich will ihr eingebildetes Glück nicht zerstören, aber sie auch nicht an den Abgrund führen. Der Einwilligung ihrer Eltern will ich meinen Willen nicht entgegensetzen, m e i n e Einwilligung aber gebe ich nie."

Dieser Schlag traf Eduard unvorbereitet. „Vater Cölestinens," sagte er ernst, „was bewegt Sie mit Ihrem Herzen voll Liebe so hart zu handeln?"

„Ich bin keinem Menschen über meine Grundsätze Rechenschaft schuldig," erwiederte der Hofrath kalt.

„Der redliche offene Mann ist es dem andern schuldig ihm Rede zu stehen," unterbrach ihn Eduard. „Sie sind es mir schuldig zu sagen, welchen Grund Sie haben mich der Hand Cölestinens nicht werth zu halten, ich fordere Sie auf mir die Ursache zu nennen, die Sie ungerecht gegen mich macht."

Der Hofrath schwieg.

„Sollte ich mich in Ihnen geirrt haben?" fuhr

Eduard fort, dann freilich thäte ich besser, ich ginge ohne Erklärung.“

„Wie lange treiben Sie das Handwerk schon?“ fragte der Alte nach langem Sinnen.

„Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete Eduard; „diesen Ton verstehe ich überhaupt nicht.“

„Meine Frage hat eine wohlwollende Absicht,“ sagte der Hofrath.

„Und wäre sie noch so wohlwollend, ich verstehe sie nicht,“ antwortete der Staunende.

„Wie lange beschäftigen Sie sich schon mit Rezensiren?“ fragte nun der Hofrath.

„Ich?“ antwortete Eduard erstaunt. — „Ich habe mich niemals mit der Kritik beschäftigt.“

„Und ließen doch eine hämische Rezension über die Agnes meiner Schwester drucken?“

„Herr Hofrath,“ sagte jetzt der junge Mann erröthend. — „Ich habe diese Rezension nicht geschrieben, gestehe aber dennoch in dieser Sache gefehlt zu haben.“

„Wie kamen Sie dazu,“ fragte der Hofrath heftig, „sich als Verfasser zu dieser Rezension zu bekennen?“ — Eduard zögerte mit der Antwort. — „Reden Sie, sagen Sie mir alles aufrichtig, es liegt mir zu viel daran in dieser Sache Gewißheit zu haben.“

„Ihre Schwester,“ hob endlich der junge Mann zögernd an, „schien mir wohlzuwollen; dieß Wohlwollen, ich gestehe meine Unbescheidenheit, wurde mir zuweilen, wenn ich neben Cölestinen saß, lästig,

ich theilte dieß meinem Freunde Theodor mit, und er versicherte ein untrügliches Mittel zu haben, die Tante von uns zu entfernen."

„Ich verstehe," unterbrach ihn der Alte, „wo der schottische Mantel sich darein mischt, da ist der Teufel mit im Spiele."

„Heilte er doch Cölestinens Augen," sagte Eduard mit Wärme, fast mit Unmuth.

„Sie haben Recht; mag er einen Mantel tragen, buntscheckig oder schwarz, mir kann es gleich seyn. — Fahren Sie nur fort. — Doch es wird Ihnen schwer zu beichten, der Schalk, vielleicht selbst der Rezensent, gab Ihnen den Rath sich dafür auszugeben, Sie waren so unvorsichtig den Rath zu befolgen. — Nicht wahr?" — Eduard bejahte es. — „Nun da haben Sie freilich die Tante von sich entfernt," fuhr er fort, aber sie wird nicht ewig schmollen, gaben Sie ihr doch Stoff zu einem Romane. Uebrigens muß ich gestehen, daß es unüberlegt von Ihnen war, aber Gott sey gedankt, daß es nur dieß war. — Sie schrieben also keine Rezension?"

„Noch nie."

„Nun dann seyn Sie mir willkommen, lieber junger Mann!" Er drückte den Ueberraschten mit Heftigkeit an sein Herz, und als in diesem Augenblicke der Kriegsrath eintrat, rief er ihm jubelnd entgegen: „Er hat die Rezension nicht geschrieben, sein Herz ist nicht von diesem Gifte angesteckt, er ist meiner Cölestine werth! — Aber dein Sohn —"



„Laß ihn schreiben, was er will, Freund," unterbrach ihn Werner. „Er schwingt, wie Du siehst, die Geißel nur für die Narren, die gescheiten Leute läßt er ungeneckt vorüberziehen, und ist dabei ein braver Augenarzt. — Laß ihn rezensiren, so viel er will, hat er doch Cölestine geheilt."

Als der Hofrath am anderen Morgen mit seinem alten Freunde am Fenster stand, und mit freudig glühendem Blicke hinunter in den Garten sah, wo Eduard und Cölestine Arm in Arm zwischen den blühenden Rosenhecken wandelten, und das Mädchen sich mit kindlicher Freude nach den Blumen neigte, sie für den Geliebten zu brechen, fühlte sich der Alte so glücklich, daß er im Vollgenusse seiner Freude ausrief: „Sieh, Freund, sieh dieß Mädchen! gestern umgab sie Nacht, heute leuchtet ihr der Liebe Stern!"

„Glücklicher," sagte Werner, „Glücklicher, wiederhole ich auch jetzt," und in seinem Auge glänzte die Thräne der Wehmuth, „Glücklicher, dem der Tod noch nichts nahm! — Du meintest, das Leben wäre grausam, wenn es tückisch Halm für Halm beugt. Ein sanfter Thau, ein milder Sonnenschein, und die Geknickten erheben sich, und tragen noch, wenn auch spät, die stärkende Frucht. — Aber," fuhr er düster fort, „was dort unten modert, erweckt nicht der

Sonne Licht, nicht der sanfte Thau, es ist dem Tode verfallen, und der gibt nichts zurück."

„Werner," sagte nach langem Schweigen der Hofrath, und in diesem Augenblicke barg eine Wolke die Strahlen der Morgensonne. — „Du weckst mich unsanft aus meinem lieblichen Traume, Du treibst eine düstere Wolke über meinen kaum erhellten Himmel, wie dort der Wind die Wolke vor die Sonne jagt. — Zerknickt sind meine Halme, und kein Thau, kein Sonnenlicht erhebt sie wieder — und ständen sie auf, die der Sturm zerknickte, und trügen sie Früchte — mir würden sie nicht, ich genöße sie nicht; dann ging ich unter," sprach er feierlich, wendete sich vom Fenster, und sein Auge traf das Bild seiner Cölestine.

Lange blieb der Blick darauf geheftet, seine Seele schien bei ihr zu seyn, und mit jeder Minute, die sein Geist bei ihr verweilte, wurden die düsteren Züge seines Gesichtes heiterer. — „Ich möchte Dich doch noch einmal sehen, ehe der Tod mich abruft von hier," sagte er jetzt, die Arme nach dem Bilde streckend, „ich möchte doch, wenn er sich mir nahte, daß Du mir die Augen zudrücktest, und ich mein müdes Haupt an Deine Brust legen könnte, um an ihr sanft hinüberzuschlummern. — Ach Du bist so fern, und er mir vielleicht so nah! — Ja," sagte er sich zu Werner wendend, „ich fühlte mich heute beim Erwachen so glücklich, ich sprang mit Muth und Lebenslust von meinem Lager auf, wollte hinuntereilen in das geöffnete Auge meines Kindes zu schauen.



Da war es, als ob eine Stimme mir zurief: Eile, die kurzen Augenblicke des Glückes zu genießen, schnell, ehe der Tod Dir sie nimmt! — Ich spottete über diese dumpfe Stimme aus meinem Inneren, ich kannte ihren Unkenton schon längst, und weidete mich sorglos an dem Glücke der Liebenden; da riefen mir Deine Worte jenen Ton zurück, und sie mahnen mich auch jetzt wieder, denn wenn das Glück mir zu blühen scheint, so mäht der Tod gewiß die kaum entfalteten Blüthen."

„Thorheit," sagte Werner unmuthig. — „Wie kannst Du deinen Trübsinn und die unfreundlichen Bilder vergangener düsterer Zeit in die Tage der Freude mit hinübernehmen. Genieße, was Dir Gott beschieden, und vergiß, was er Dir nahm, sauge Dir Lebensmuth aus dem Blicke der Liebenden, und wenn deine innere Stimme, diese unglückverkündende Unke ruft, so lausche auf die Liebesworte Cölestinens und höre nicht mehr auf sie."

„Nimm meine Worte ernster," unterbrach ihn der Hofrath, „jede frohe Stunde zahle ich mit Tagen des Kummers."

„Possen," erwiederte Werner. „Sieh hinunter, sieh, wie der feurige Mann den schlanken Leib des Mädchens umfängt und sie an sich drückt, sieh den Blick ihres Auges; sollte man nicht glauben, alle Gluth, die in den Jahren der Kindheit verborgen war, ströme jetzt auf einmal aus?" — Er zog bei diesen Worten den Freund an das Fenster. „Blick hinunter, Heinrich,

und wenn dieser Anblick deine trauernden Lebensgeister nicht ermuthigt, dann breche ich den Stab über Dich."

Aber des Freundes Heiterkeit, auch Cölestinens Glück ließ ihn nicht die frohe Stimmung der Andern mitgenießen; selbst die Tante theilte die allgemeine Freude, und wenn sie auch Eduard nicht ganz vergeben konnte, so war doch ein großes Hinderniß hinweggeräumt, als sie den Zusammenhang erfuhr. Doch verschwieg man ihr die eigentliche Absicht, warum es geschehen, und da eine innere Stimme in ihrem Herzen immer noch für Eduard sprach, brach ihr ganzer Unmuth gegen Theodor aus, an dessen Gleichmuth die Pfeile ihres Witzes abprallten.

Noch nie hatte der Vater mit so zitternder Hand von hier aus an Cölestinens Mutter geschrieben als jetzt, wo er sie mit dem Vorgefallenen bekannt machte, und um ihre und ihres Mannes Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter bat, noch nie war das Bild seiner Cölestine so lebhaft vor ihn getreten als heute, und die Sehnsucht nach ihr hatte ihn noch nie so sehr ergriffen. Obgleich es beschlossen war, daß er künftig sein Landhaus verlassen, und mit dem jungen Ehepaare in die Stadt ziehen wollte, war es ihm doch, als ob er sein Kind verlieren, er nach der Heimath ziehen, und die Mutter dort seine Pflegerin seyn müßte. Diese Sehnsucht ließ ihn das Glück seines

Kindes nicht rein mit empfinden, und selbst Eduard, dessen Geist und Gemüth sich mit jedem Tage liebenswürdiger entfaltete, vermochte nicht ihn durch ernste Gespräche von dem Blicke nach der Heimath abzuziehen.

Der Kriegsrath, eigentlich heiteren Gemüthes von Natur, den nur eine gewisse Ueberspannung zuweilen düster und melancholisch stimmte, war mit ihm unzufrieden, nannte seine Stimmung eine Undankbarkeit gegen das Schicksal, das ihm jetzt seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt habe, nannte sogar die seit dreißig Jahren unterdrückte, neu erwachte Sehnsucht, die Geliebte wieder zu sehen, eine Thorheit, und versuchte absichtlich sie ihm zu schildern, wie sie jetzt wohl wirklich seyn mochte. Der Hofrath aber schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf. „Freund," sagte er, „ständen wir am Grabe Deiner Emma, und ich würde sie Dir schildern, wie sie unten in ihrer engen Klause liegt, würde Dir das die Sehnsucht verscheuchen, würdest Du nicht neben ihr schlummern wollen, und würde sie nicht in deinen Phantasiegebilden lieblich vor Dir stehen, wie in den Tagen der frischen Jugend? Ueber die Sehnsucht des Herzens wird der Festeste nicht immer Meister, er muß ihrem stillen, aber mächtigen Fluge folgen, und wie der Vogel nach seiner Heimath zieht, wenn der Herbstwind die nahenden Stürme und den Winter ihm verkündet, so zieht es mich hin, da in meinem Innern ein kalter Sturm mich mahnt, daß es zu Ende geht."
— Und dann, Werner, ist noch eins, was mich betrübt

und mich traurig macht. — Ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Opfer, ein großes Opfer, vielleicht ein zu großes gebracht habe. Nur an zwei Menschen hing im Leben mein Herz; an der Einen, die fern von mir lebt, hing ich mit der Gluth des frischen Jugendlebens, an der Andern mit der stillen ruhigen Vaterliebe. — Was die Blinde herzliches nach der Heimath, nach dem Hause ihrer Eltern sandte, war der Zoll der Natur, was sie mir gab, die heilige Liebe des dankbaren Kindes, mir ward der schönste Theil. Jetzt zieht sie mit ihm, er nimmt meinen Theil mit sich, und wenn ich auch folgen darf, so werden mir doch nur die Brocken, die das Mitleid mir läßt, und die ich, ein Armer, mir von des Reichen Tische sammeln muß. — Ach, allein zu stehen am Ende seiner Bahn ist ein trauriges Loos! — Kinderlos, ohne Gattin steht der Mann wie ein ausgebrannter Krater, kein Herz erwärmte sich an seiner Gluth, seine Flamme vergeudete er nutzlos, seine Thatkraft verlor sich in einem zwecklosen Leben! — Wer rückt ihm das Kissen, daß er den letzten Lebensodem sanft und leise aushauche, wer schließt ihm die Augen zu, wenn sein Blick sich nach jenseits nur wendet — eine fremde Hand, ein theilnahmloses Herz."

„Sey nicht ungerecht," unterbrach ihn Werner unmuthig. — „Bleibt Dir nicht Cölestine?"

„Sie wird ihre Pflicht erfüllen, treu erfüllen. — Aber wenn sie an meinem Lager sitzt, ist ihr Herz, ihr Gedanke bei dem Manne ihrer Liebe, wenn sie mich pfle-

gend das Kissen zurücklegt, ist sie ängstlich besorgt, daß sie dem gesunden kräftigen Manne die Pflege der Gattin entzieht, und nur die Pflicht hält sie an meinem Lager fest. Darum sehne ich mich so sehr nach meiner Heimath; es ist mir, als ob ich bald in die große Heimath eintreten sollte, zu der wir alle nach unserer Wallfahrt zurückkehren, da möchte ich sie doch noch einmal sehen, und am liebsten — in ihren Armen sterben."

„Was willst Du nur immer von dem Tode und dem Sterben," brummte Werner. „Blick fröhlich in die Zukunft. Du bist gesund, dreißig Jahre haben über Deine Sehnsucht die Stunden gerollt, und unter ihnen müßte sie nun wohl sanft schlummern, und nur leise träumen, nie erwachen."

„Sie schlummert nicht," erwiederte der Hofrath lebhaft. — „Ueberdieß nagt ein Wurm an meinem Innern, ich fühle ihn, und bin gefaßt; aber eins betrübt mich, wenn ich von hinnen muß. — Ich lasse Alles zurück, was mir theuer war, kein liebendes Herz tritt mir dort entgegen, und ruft mir ein Willkommen zu, wie hier, so bin ich auch dort einsam, und kein meinem Herzen verwandter Geist schwebt mit mir durch des Aethers Räume. — Aber nein," sagte er plötzlich, „finde ich dort nicht ein Mutterherz, das für mich hier gebangt und gesorgt, finde ich nicht den Vater, der mir weniger war, aber mich dennoch liebte? — Darum mit Gott den Weg begonnen, hier bin ich überdies nichts mehr nütze."

Seine Ahnung schien ihn nicht betrogen zu haben;

nach einigen Tagen wurde er unwohl, sein Geist umwölkte sich ganz. Theodor, der seinen Zustand untersuchte, konnte den Grund der Krankheit nicht erforschen, der ärztliche Freund aus Weissenfels, welcher ihn zu besuchen kam, meinte, es gebräche der Lebenslampe an Oel. So traf ihn der Brief aus Kurland, der die elterliche Zustimmung enthielt, wenn auch nicht auf dem Krankenlager, doch unwohl auf seinem Lehnstuhle, wo Theoder ihn mit wahrhafter Theilnahme pflegte; und wenn Eduard und Cölestine im Garten an einsamer Stelle saßen, die Tante sie beschlich, und an jedem Gluthworte, das ihnen entströmte, ihr immer noch glimmendes Liebeslämpchen wieder anzündete, saß Theodor bei dem Kranken, der schon längst den schottischen Mantel vergessen, und den jungen Mann herzlich liebgewonnen hatte.

„Siehst Du wohl,“ sagte er dann zu dem Freunde, „dort unten sitzt sie, und als sey ihr Auge nur zu seinem Anschauen geöffnet, hängt sie an ihm und vergißt mich; und die Schwester zieht hinter ihnen drein, wie die Wölfe hinter einem Heere sich Beute suchend. Sie findet unten Stoff und Situationen zu ihren Romanen, Erinnerungen aus der Vergangenheit, und darüber vergißt sie den Bruder. Siehst Du wohl, daß ich einsam bin; nur Du und Dein Theodor bleiben mir, und pflegen den Ehelosen.“

„Sey nicht ungerecht,“ erwiederte Werner, „gönne der ersten Liebe einen heitern ungetrübten Himmel.“

„Sie wissen, daß wir gern bei Ihnen weilen,“



nahm Theodor das Wort, „Sie wissen, daß Ihnen keine Pflege gebricht, und der kleine Egoismus, ungestört die Thautropfen aus dem Kelche der ersten aufknospenden Rose zu saugen, ist ein verzeihliches Vorrecht der Verliebten. Auch ich habe das Glück genossen, diese Tropfen gekostet, und wenn ich mit Ruhe und ohne Sorgen Sie verlassen kann, dann eile ich, meine Geliebte zum Altare zu führen, und so sehr die Sehnsucht mich auch wegzieht, hält mich doch die Pflicht des Arztes, des Freundes hier zurück."

Der Hofrath reichte ihm die Hand, und drückte sie dankbar. „Junger Mann," sagte er wohlwollend, „ich hatte unter dem schottischen Mantel, hinter dem spöttelnden Zuge des Mundes kein so ernstes Gemüth, kein so weiches Herz gesucht. Sie bleiben, obgleich ein geliebtes Mädchen Ihrer harrt, an den Sorgenstuhl des Kranken gebannt, und mit nichts mehr kann ich Ihnen danken, als mit einem väterlichen Rathe; beherzigen Sie ihn. — Hören Sie auf Kritiker zu seyn, verlassen Sie den dornigen Pfad, auf welchem man den Andern verfolgend selbst strauchelt und fällt, und dabei das Edelste im Menschen sein Gemüth verliert. Versprechen Sie mir nicht mehr zu rezensiren, schwören Sie dieser Art Thätigkeit ab, die sich nicht mit dem sanften Wohlwollen des Menschen vereinigen läßt, wobei das Herz zusammenschrumpft, der Geist nichts gewinnt, und Sie der Welt nichts nützen. — Denn glauben Sie zu belehren? — Der Rezensirte ist zu eitel, die Wahrheiten

Ihres Urtheiles zu erkennen, er sieht nur die zu stark gehaltenen Schatten, oder achtet nur der Lichtpunkte, die Sie herausheben; das Publikum ergötzt sich an Ihrem Witze, nicht an Ihrem gründlichen Urtheile, und artet gar die Kritik in Polemik aus, wie es leider jetzt an der Tagesordnung ist, wird es Partheisache, mischt sich Persönlichkeit mit ein, so ist es ein Hahnenkampf, woran sich der Pöbel belustigt, und die Schriftsteller stellen sich selbst auf die Bühne eines Hanswursttheaters, dem Publikum Stoff zum Lachen zu geben. — Würdigen Sie Sich nie so tief herab — drücken Sie keinen giftigen Pfeil ab auf fremdes Talent, er prallt gemeiniglich zurück, und trifft Sie selbst. Hören Sie die Stimme eines alten Mannes, der in seinem eigenen Leben, an seinem eigenen Herzen die traurige Erfahrung gemacht hat, und den dieß fast um die Reinheit, um die Ruhe seines Gemüthes gebracht hätte. Versprechen Sie mir das, und erfüllen Sie meine Bitte, dann bin ich gewiß, Ihnen Ihre freundliche Aufmerksamkeit gelohnt zu haben."

Theodor, mehr aus neckender Laune als aus Neigung Rezensent, gab ihm mit Freuden das Versprechen, und der Alte schien beruhigt.

Die Krankheit des Hofraths nahm, wenn auch nur langsam, doch mit jedem Tage zu, und mit jedem schnellen fieberhaften Pulsschlage wurde die Sehn-

sucht nach Cölestinens Mutter, nach dem väterlichen Hause in ihm stärker. „Könnte ich von hier,“ sagte er oft, „so trüge mich die unaussprechliche Sehnsucht, die ich jetzt fühle, gewiß hin zu ihr nach der Heimath, so aber bin ich fest gebannt, und sehe sie nicht wieder!“ Dann blieb sein einziger Trost das Bild, das er seinem Ruhebette gegenüber aufstellen ließ, und dann mit Cölestinens Zügen verglich, die ihn jetzt, seitdem er nur noch stundenlang das Bett verlassen konnte, fast nie mehr verließ.

„Ich weiß nicht,“ sagte er eines Tages, da er das Bild und Cölestine lange mit einander verglichen hatte, „mir scheint, seit Du sehend geworden, seit Du glücklich bist, die Aehnlichkeit mit Deiner Mutter weniger auffallend, als sonst. Solch ein seelenvolles Auge, mit welchem Du jetzt auf Deinen Eduard blickst, erinnere ich mich bei Deiner Mutter nicht, so voll inniger Theilnahme hing es nie an dem Meinen — wie konnte es auch seyn,“ sagte er schmerzlich. — „Sie liebte mich nicht!“ — Dieß sagend, wendete er das Gesicht ab, und es dauerte lange, bis er sich wieder mittheilte.

Eines Morgens, nach einer schmerzvoll durchwachten Nacht, ließ er Eduard und Cölestine zu sich rufen: „Kinder,“ sagte er mit ruhigem Lächeln, „mir ist, als ob mein Sand bald verronnen, als ob mein Lämpchen bald verlöschen wird, und mich mein tückisches Schicksal auch um die Freude betrügen

will Euch vereint zu sehen. Deßhalb müßt Ihr eilen, wenn mein Segen Euren Bund begleiten soll."

„Vater," bat Cölestine, „sieh nicht so trübe in die Zukunft, es ist keine Gefahr, viel, gewiß noch viel sind Deiner Tage, laß uns noch hier als Verlobte an der süßen Hoffnung uns laben, beeile den Tag unseres Glückes nicht, auch mein Eduard bittet Dich darum. Gönne uns nur noch einige Tage, Du selbst sagtest mir ja, daß die Tage der Hoffnung die schönsten wären im Leben, die Tage wo alles sich rosig zeigt, und der magische Schleier vor die Zukunft gebreitet ist."

Der Kranke schüttelte staunend sein müdes Haupt. „Laß Dich," sagte er, „nicht von unzeitigen Bedenklichkeiten abhalten, deinem Vater die letzten Freudenblumen auf sein Grab zu legen, folge der Stimme deines Herzens, die Dich gewiß mahnt meinen Wunsch zu erfüllen, schicke zu meinem würdigen Freunde, dem Prediger, und heute noch."

„Nein, Vater, nicht heute schon," bat das Mädchen; auch Eduard bat um Verzögerung.

„Oder glaubt Ihr sonderbaren Menschen," fuhr der Alte fort, „daß Ihr mit Eurer Hochzeitfackel den Tod herbeilocket, daß das Geläute der Glocken zu Eurer Feier mir zum Grabgeläute werde? — Fürchtet das nicht, hier lauert er," sprach der Vater, die Hand auf sein nur noch leise klopfendes Herz legend, „er hat die Sense schon gehoben, darum eilt."

Doch seinen ernsten Bitten setzte das Mädchen noch

innigere entgegen, so daß er nachgeben mußte, und der Tag der Verbindung noch weiter hinausgeschoben wurde.

Aber schon am anderen Tage fühlte sich der Vater matter und kränker. „Siehst Du wohl,“ sagte er zu seinem Freunde, „daß ich dem Unglücke geweiht bin, dem mir nahenden Glücke folgt der Tod; nachdem das Leben alle Halme geknickt, mäht er die letzten noch, die mir entsprießen, selbst die Freude gönnt er mir nicht, ihr Glück gegründet zu sehen. Nun wie Gott will!“ — Werner suchte ihn zu beruhigen, aber er schien nur noch niedergeschlagener zu seyn, die Sehnsucht nach der Heimath und Cölestinen wurde stärker, je mehr er dem Grabe zuschritt.

Als aber Theodor selbst alle Hoffnung aufgab und Eduard warnte, da der Vater so matt sey, nicht länger sein Glück aufzuschieben, da das kaum noch glimmende Flämmchen schnell verlöschen könne, bestimmte Eduard Cölestine, sobald der Kranke noch einmal den Wunsch äußere ihn zu gewähren, und als dieß schon am Mittage geschah, eilte ein Bote hin, den Pfarrer des benachbarten Kirchspieles zu holen.

Er trat ein, und nahte dem Lager seines lange bewährten Freundes. — „Sie finden mich matt und der Auflösung nahe,“ sprach dieser, „des Herren Wille geschehe. In meiner sonst so genügsamen Brust drängten sich noch zuletzt so manche Wünsche, daß ich mich freue wenigstens einen noch erfüllt, diese Beide durch Sie vereinigt zu sehen. Ehe Ihr aber zu dieser heili-

gen Handlung schreitet, die über das ganze Glück des Lebens entscheidet," wendete er sich rasch zu den Verlobten, „muß ich Euch noch ermahnen Eure Fehler gegenseitig mit Liebe zu ertragen, Eure Schwächen schonend zu dulden. — Im Glücke zagt, im Unglücke seyd standhaft, und welche Prüfung Gott auch über Euch senden mag, ertragt sie mit Demuth und Geduld. —"

„Du meine Cölestine, tritt näher zu mir, daß ich dein Auge sehen, noch an deinem Anblicke mich weiden, und dein Bild mit hinübernehmen kann. — Der Myrthenkranz kleidet Dich gut, mein geliebtes Kind, sein Grün schlingt sich sanft durch die goldenen Locken deines Haares." — Er winkte ihr bei diesen Worten näher zu treten, und sich über ihn zu beugen. „Wenn die Seele mir entflogen ist, dann drücke Du mir die Augen zu." — Das Mädchen sank weinend an seine Brust. — „Ja du armes Kind," sagte er, „wer mir naht, ist dem Unglücke geweiht, der Freudentag ist Dir zum Trauertage geworden. Aber laß den kranken Pilger, sein Stab ist gebrochen; wische die Thränen aus dem Auge, tritt hin zu dem Manne deiner Liebe, und der heilige Bund eine Euch für immer.— Nun beginnen Sie, werther Freund," bat er den Geistlichen, „die Minuten haben rasche Flügel, und nur auf ihren Schwingen ruht noch mein Lebensodem."

Als die heilige Handlung vollendet war, und die Neuvermählten neben dem Lager knieten, er die Hände auf sie legte, und mit gebrochener Stimme den Segen



gesprochen hatte, schlossen sich die müden Augen, er sank ermattet zurück.

Cölestine erbebte, sie glaubte, er sey verschieden, wollte über ihn stürzen, doch Theodor, der seine Hand erfaßt hatte, hielt sie ab. „Er ist nur eingeschlummert, noch hebt sich die Brust,“ sagte er, „gönnen Sie ihm vielleicht den lezten Schlummer.“ — Cölestine warf noch einen angstvollen Blick auf den Schlummernden, dann verließ sie mit den Uebrigen das Zimmer, nur Theodor blieb zurück.

Sanft war der Schlaf. Die Sonne war schon untergegangen, die Nachtlampe brannte schon lange in seinem Zimmer und erhellte es mit düsterm Dämmerlichte, und er schlummerte immer noch. Endlich erwachte er, er glaubte die sanfte liebliche Stimme seiner Geliebten vernommen zu haben, schlug die Augen auf und sah eine bejahrte Frau weinend am Fuße seines Bettes stehen. Staunend erhob er sich, sein Blick ruhte fest auf ihr; plötzlich umstrahlte Wonne sein Antlitz. „Kommst Du mich zu rufen?“ sagte er freundlich zu der Weinenden, „kommst Du mir die Augen zuzudrücken? denn troß der Furchen deiner Stirn erkenne ich Dich, meine Cölestine, wieder. Habe Dank, daß Du mir in der Todesstunde erscheinst.“ — Er reichte ihr die Hand, sie bedeckte sie mit Küssen, und als sie sich erhob, sich über ihn beugte und ihre

Arme um ihn schlang, blickte sein Auge feurig nach ihr. Der letzte Lebensfunke flackerte auf, sein Haupt sank an ihre Brust, ein freundliches Lächeln zog sich um seine Lippen, und — die Seele schwebte freudig empor, denn an der Brust der Geliebten hatte sie sich vom Irdischen gelöst, an ihrer Brust war er verschieden.

Cölestine hatte der Mutter von seiner Sehnsucht sie noch einmal zu sehen geschrieben, da hatte sie Gatte und Kinder verlassen und war nach Deutschland geeilt, deßhalb auch Cölestinens Zögern mit ihrer Verbindung. An der Hand der Mutter zum Altare zu treten hatte sie gehofft, sie trat an ihrer Hand an das Grab ihres edlen Wohlthäters, und netzte das Blumenbepflanzte mit Dankesthränen.

Trost in Briefen.

Von

Tiedge.

Hervor, ihr seelenvolle Klänge,
Die mir die hohe Freundin sang.
All ihre Briefe sind Gesänge,
Sind ihres Herzens Wiederklang.

Was ihrem Geist entfließt, sind Melodieen,
Die zart wie Duft, und hell und schön,
Den Schwänen gleich, durch meine Seele ziehen,
Mich über eine Zeit der Stürme zu erhöh'n.

Kaum sanken hier zur Ruh die Stürme nieder,
So fahren sie schon dort im wilden Chor,
Wie schwarze Rachegeister, wieder
Aus ihrer finstern Ruh empor.

ie Lüfte tragen mir schon aus der Ferne
as Wehgeschrei der Menschheit zu;
ıd tief verhüllen sich die guten Sterne;
in zum entlegnen Himmel flieht die Ruh.

it Nachtgewölk ist meine Seel' umfangen;
ein Herz, vor dem ein lichtumfloßner Wald,
urch den die frohen Töne klangen,
t dunkel nun und stumm und kalt.

ıd wenn ich in die Einsamkeit mich rette,
o ich des Hirten Liebe sang:
ann frag' ich mich: ist das die Musenstätte,
o meine Liederwelt verklang?

ur ihr! ihr Briefe, werdet nie verhallen,
enn längst kein Liederfest mehr diesen Hain verschönt!
r seyd darin die Nachtigallen,
ıs denen fort und fort ein schöner Frühling tönt.

ervor, hervor, ihr seelenvollen Briefe!
uch ruf' ich an! laßt von der Zeiten Graun,
laßt mich in des Herzens Tiefe,
o Gott und Engel wohnen, schaun!

Einladung
nach der Insel Palmaria.

An den Freiherrn von Rumohr.

Von

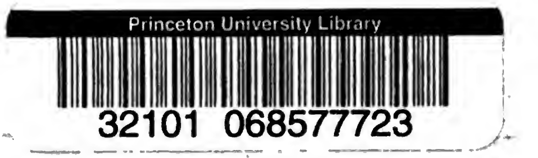
August Grafen von Platen.

Wo Spezia's siebenbusiger Golf nach Westen hin
Sich öffnet gegen Corsika,
Stand ehedem ein Venustempel, jetzo ragt
Am Ufer eine kleine Stadt:
Ihr dehnt ein Eiland gegenüber lang sich aus,
Der Schiffer nennt's Palmaria.
Nur wenige Hütten zählt es, hier und dort verstreut,
Bewohner zählt es wenige:
Oelbäume stehn in langen Reihn am Bergeshang,
Die meergewohnte Myrte blüht

Nach allen Seiten, Rebe gedeiht und Feigenbaum,
Den Gipfel krönen Pinien.
In einer Bucht am Ufer aber locke dich
Die kleine Villa halb versteckt:
Für diesen Sommer ist sie mein, und jeden Tag
Erquicken hier des Morgenwinds,
Der reinen Luft, des salzigen Bades Kühlungen,
Und ungestörte Musse mich.
Carrara's Marmorberge steigen fern empor,
Zu ihren süßen Lerici,
(Wo jenes Dichters Freund ertrank, und dann von ihm
Bestattet ward im Aschenkrug)
Mit kahler Stirne ragen dort des Appenins
Bergrücken, während wohlgemuth
Vorüber leichte Schiffe ziehn, um hier und dort
Kaufmännisch aufzustapeln, was
An Pomeranzen senden mag Sicilien,
An fremden Weinen Genua.
Doch wenn Du dich einbürgern wolltest hier vielleicht,
So sollst du wissen, was gebricht:
Nichts fehlt zu dieses Aufenthalts Behaglichkeit,
Als folgerechtere Küchenkunst:
Ein rauher Seemann waltet mir am Heerde jetzt,
Der stets von Porto Venere
Des Morgens holt zu Schiffe meinen Hausbedarf,
Als Koch und als Matrose dient.
Da dieß Bekenntniß im Voraus ich abgelegt,
So darf ich immer sagen: Komm!
Wofern die Schatten deines Florentinischen
Landhauses je du missen kannst,
Das oft als Gastfreund liebend mich und gern empfing,
Zu wohlbestelltem Tische lud;
Wofern in einem Himmelsstrich du leben magst,
Der keinen Raphael gebar;
(Doch zeugten diese Küsten auch Unsterbliche,
Columbus und Napoleon)

Wofern du, dem so theuer ist toskanischer
Vibrirter Consonantenklang,
An Genuesersprache dich, an gallische
Verweichlichung gewöhnen kannst,
So komm! Wo nicht, so lebe wohl! An jedem Ort
Bleibt stets ja doch dein Eigenthum
Der edle Scharfblick, welcher mißt der Künste Reich,
Und eine Seele voll von Huld!
Doch eilst du dieser Insel zu, so male dir
Nicht Capri vor und nicht Sorrent,
Wo ew'ge Wollust flötet, als Sirene lauscht,
Und flötet ihren Klageton!
Thorheit und Unruh waren's, deren falsche Hast
Mich nach dem Norden angespornt;
Doch folgte baldige Reue nach, und leise tritt
Sehnsucht in ihr poetisch Recht.
So bald ich Mailands alten Dom und jene Stadt,
Die auf dem Meere steht, gesehen,
Sobald begrüßt ich Dante's Grab und Ariost's,
Um deren edle Schläfe nie
Lorbeern genug aufhäufen kann Bewunderung:
Verdoppelt eile dann der Schritt,
Dem Süden wieder zugewendet pfeilgeschwind,
Ancona's hohen Strand vorbei,
Und Rom sogar und Conradins Schlachtfeld vorbei,
Zurück in mein gelobtes Land,
Bis mich zuletzt absondere vom Gewühl des Tags
Der tiefste Pomeranzenhain.




Princeton University Library
32101 068577723